

Hann. Fischer

Über Glaube
oder
Vernunft

1840

1840

1840

Hanns Fischer: Aberglaube oder Volksweisheit?



Aberglaube
oder
Volkswisheit?

Der wahre Sinn der Bauernbräuche

Don
Johann Fißler

Mit 24 Abbildungen und X Kunstdrucktafeln



Verlag Dr. Hermann Eshenbogen / Breslau

Mit diesem Buche wird dem deutschen Bauern sein edelstes Kleinod wiedergegeben, seine eigentliche Seele. Darum wenden sich diese Blätter an alle bäuerlichen Menschen, ganz gleich ob sie den Pflug, den Hammer, den Pinsel, die Kelle oder die Feder führen. Sie wenden sich an den wahren deutschen Menschen; denn dieser ist immer Bauer gewesen. Damit ist schon gesagt, Bauertum sei eine innere Haltung, nicht ein Erwerbszweig.

Bauertum ist etwas, das man hat oder nicht hat; man kann es nicht erlernen; es ist etwas, zu dem man berufen sein muß, Gnade mithin, die eine Bereitschaft zur Anschmiegung an die natürlichen Bedingungen der Heimat voraussetzt.

Wer dem Wahne lebt, die Natur mit Menschenmitteln zwingen, sich zu ihrem Herrn aufspielen zu können, der möge dieses Buch ungelesen lassen. Es spricht nicht seine Sprache; denn hier lassen wir die Natur ausreden, fern dem Aberwitz tüftelnder, entwurzelter Hirne.

Der Weg zu diesem Werke zieht sich über eine Strecke von mehr als einem Vierteljahrhundert einsamer Arbeit. Verständlich darum, daß die Meilensteine an diesem Pfade, meine Bücher, manches dort Gesagte hergeben mußten, das hier wiederholt oder in neues Licht gerückt wurde.

Daß die Zeit für dieses Buch reif wurde, sehe ich als eine der gütigsten Fügungen meines Lebens an; daß es aber geschrieben ward, nach manchem vergeblichen Ansat dennoch geschrieben wurde, das verdanke ich so eigentlich Herrn Dr. Fritz Krökel vom Reichsfender München. Sein Eingehen auf meine Pläne und die entgegenkommende Bereitwilligkeit, Rundfunkvorträge über

77110



1928. 3867

(43906)

meine Arbeiten zu ermöglichen, nötigte mich zu einer Uberschau des schier Unübersehbaren. Es läge darum schon hinreichender Grund vor, Herrn Dr. Krökel ganz besonderen Dank zu sagen. Hierzu aber bin ich um so mehr genötigt, als Dr. Fritz Krökel mir auch den Titel dieses Buches schenkte. Es ließe sich schwerlich ein Besseres finden.

Hertzlich verpflichtet bin ich ferner Herrn J. Schulte, der sich der Mühe unterzog, entscheidende Einzelheiten dieses Buches nachzuprüfen.

Herr Rudolf v. Elmayer-Deffenbrugg hatte die Güte, die Korrekturen zu lesen. Auch ihm sei Dank gesagt.

Zuletzt aber dies: Wenn man bedenkt, daß hier nur wenig Neues entdeckt, sondern nur uralte Schätze wiedergefunden wurden, so hat alle Erkenntlichkeit den freundlichen Helfern und vor allem unseren Vorvätern zu gelten. Der Mittler aber will zufrieden sein, wenn offene Herzen sich freudig zum Vermächtnis der Thnen bekennen.

f. f.

Nikolaustag 1935.

Wenn jemand am Morgen zuerst den verkehrten Stiefel ansieht, so gilt das als ein schlechtes Vorzeichen für den beginnenden Tag. Das scheint selbstredend ein kindhafter Aberglaube zu sein, über den zu reden, sich unter ernstern Männern erübrigt. Aber es scheint nur so; denn wenn man Jahr und Jahr gewohnt ist, zuerst immer den linken Stiefel zu schnüren, sich aber plötzlich dabei ertappt, diese Gewohnheit unbewußt durchbrochen und den rechten Stiefel bevorzugt zu haben, so kann nur eine weitgehende Unkenntnis der Lebensäußerungen und ihres Wesens uns daran hindern, in dieser Tatsache etwas zu erblicken, das uns mancherlei zu sagen hat.

Uns zu sagen hat! Darauf kommt es an. Nicht minder aber darauf, daß wir auch fähig sind, diese Sprache zu verstehen. Und an diesen beiden Voraussetzungen pflegt es beim heutigen Menschen zu hapern. Die Regungen des Lebens, ihre Gleichförmigkeit oder ihr Wechsel, die Äußerungen der Natur haben ihm nichts mehr zu sagen, weil er das Mienenspiel, weil er die Sprache der großen Mutter nicht mehr versteht. Unverständnis pflegt aber fast ausnahmslos mit eitler Selbstüberheblichkeit gepaart zu sein, die dann schnell ein überlegendes Lächeln zur Verfügung hat und ein immer absprechendes Urteil. Nur darum hält sie die Tatsache für unwesentlich, daß jemand unbewußt einen regelmäßigen Brauch verläßt und, wenn er diese Abweichung bemerkt, aus ihr bestimmte Schlüsse zieht. Das Wissen unserer Tage sieht in solchem Tun nur einfältigen Aberglauben.

Ganz anders erscheinen jenem die Dinge, der unserer Natur nahesteht. Ihm also kündigt der verkehrte Schuh einen Tag, der, sagen wir ein wenig übertrieben, Gefahren in sich birgt, einen Tag, an dem man ganz besonders acht auf sein eigenes Tun und Lassen zu geben hat, um sich vor Mißerfolgen und Enttäuschungen zu bewahren.

Es ist hier noch nicht an der Zeit, die näheren Zusammenhänge des eben gestreiften vermeintlichen Aberglaubens aufzudecken; es genügt vielmehr hervorzuheben, daß wir uns mit ihm bereits innerhalb des dunklen Gebietes des deutschen Aberglaubens befinden.

In weitem Umfange gehört er in den Bereich der Volkskunde, die mehr oder minder als eine Sammlung alles dessen zu betrachten ist, was in Sitten, Bräuchen, Sprichwörtern, in Bauernregeln und im Aberglauben aus dem Dasein und den Lebensformen unserer Ahnen auf uns gekommen

Aberglaube

ist. Die gesamte Volkskunde befindet sich heute, als einer notwendigen Wirkung des bisherigen undeutschen Weltbildes, in der Lage jener, die nicht mehr begreifen, welcher Sinn in all dem Ahnenerbe enthalten ist. Sie versteht die Natur nicht mehr und fast alle ihre Deutungsversuche gehen am wahren und überraschend reichen, dabei aber immer lebenswichtigen Gehalt der Urweistümer vorbei. Trotzdem sind wir ihr zu hohem Dank verpflichtet; denn ohne die unermüdlige und selbstlose Arbeit der Volkskundler wäre es uns kaum möglich, noch heute die oft längst vergessenen Sitten und Bräuche der Vorväter auf ihren wahren Gehalt hin zu prüfen und, was für uns entscheidend, sie grundsätzlich einer Wiedereinbürgerung zuzuführen in die neue, in die heutige Lebensform des deutschen Volkes.

Emsig und verlässlich haben die Volkskundler gesammelt. Sie haben die Bräuche verglichen und haben ihre Verbreitung festgestellt; aber sie haben eins unterlassen: Sie haben die im Aberglauben enthaltenen Behauptungen nicht in der Natur nachgeprüft. Die Volkskunde hat am Schreibtisch gefessen. Sie hat sehr schöne Ergebnisse erzielt; aber sie hat alle die Weisheiten übersehen, die im Aberglauben verborgen sind. Sie hat den Freitag als Freitag, sie hat Donar und Ostara als Götter, sie hat alles wörtlich genommen. Sie hat den Aberglauben als etwas betrachtet, das einem Wahnglauben sehr nahe kommt.

Es drängt sich darum die Frage auf, was wir überhaupt unter Aberglaube zu verstehen haben. Wenden wir uns an die Wissenschaft; sie gibt uns die Antwort: „Aberglaube ist der Glaube an die Wirkung und Wahrnehmung naturgesetzlich unerklärter Kräfte, soweit diese nicht in der Religionslehre selbst begründet sind“.

Kühl und nüchtern ist diese Begriffsbeschreibung. Eine andere lautet: „Aberglaube ist zu seinem größten Teil nichts anderes als ein Überrest alten Glaubens und alter wissenschaftlicher Anschauungen, die von den führenden geistigen Kreisen unserer Kulturgemeinschaft nicht mehr geteilt und deshalb verurteilt werden“. Unter den führenden geistigen Kreisen unserer Kulturgemeinschaft ist die heutige Wissenschaft zu verstehen.

Mit keiner dieser Deutungen können wir voll einverstanden sein. Denn wir werden zeigen, daß es gar keine Naturgesetze geben kann, sondern nur Regeln, daß nichts in der belebten Welt formelgemäß abläuft. Sehen wir aber von diesem landläufigen Irrtum ab, dann müssen wir immer noch eine Unterlassung feststellen. Es ist unrichtig, hier von unerklärten Kräften zu sprechen, weil eine solche Behauptung das Vorhandensein erklärter Kräfte voraussetzt. Diese gibt es nicht. Niemand ist in der Lage zu sagen, was eine „Kraft“ ist; niemand kann sie „erklären“; sie ist einfach da; sie ist meßbar; sie ist anwendbar, wie etwa die Elektrizität; nur erklärt ist sie nicht. Wir haben dieser Kraft einen künstlichen Namen gegeben. Er ist jedoch keine Erklärung. Aber selbst wenn wir uns bei dieser Unzulänglichkeit des Ausdrucks in der Deutung des Aberglaubens bescheiden, bleibt dennoch

eine wichtige Tatsache bestehen, eine Tatsache, die hier gänzlich übergangen wurde. Es fehlt nämlich das klare Bekenntnis, Aberglaube sei der Glaube an die Wirkung und Wahrnehmung jener von der heutigen Naturforschung nicht mehr beachteter Kräfte.

Das ist aber ganz etwas anderes, ist etwas Neues und es ist im Grunde das selbe, was die zweite Deutung behauptet, wenn sie nämlich davon spricht, daß die alten Anschauungen von unserer heutigen Wissenschaft nicht mehr geteilt und deshalb verurteilt werden.

Demgegenüber legen wir eine Begriffsbestimmung vor, deren Berechtigung allerdings erst nach Kenntnis des ganzen Buches anerkannt oder abgelehnt werden kann. Wir umschreiben: „Aberglaube ist der oft bewußt verfälschte, teilweise durch die Naturentfremdung unserer Zeit und der führenden geistigen Kreise mißverstandene, teils auf dem Wege über den haltlosen Wunderglauben verbrämte Rest eines ehemaligen Weisheitsstaates unserer Ahnen. In seinem wahren Wert überragt er all unser heutiges Lebenswissen an Tiefe und Bedeutung.“

Als ein allgemeines Beispiel mögen uns hier zunächst die Bauernregeln gelten.

Bauernregeln — der Städter belächelt, der Landmann verehrt sie. Der Bauer, wenigstens soweit er Altbauer ist, bedient sich ihrer, während der Jungbauer lernte, mehr der Wetterkarte und dem Wetterfunk zu trauen. Er ist nicht umsonst durch die Fachschulen gegangen und hat erfahren, welchen Standpunkt die Wissenschaft einnimmt. Und dieser Standpunkt ist, wenn wir von einigen erst in den letzten Jahren in Erscheinung getretenen Ausnahmen absehen, durchaus ablehnend. Und die Wissenschaft ist in ihrem vollen Recht; denn sie vermochte an zahlreichen Beispielen die Unhaltbarkeit der alten Volksansichten zu erhärten. Und der Bauer ist auch im Recht! Auch er vermochte und vermag noch heute den Nachweis zu erbringen, daß eine keineswegs geringere Zahl von Regeln sehr treffende Wettervorhersagen ermöglicht.

Das sind Tatsachen, die wir erweisen werden. Das sind aber auch Tatsachen, die uns zeigen, es habe weder die Wissenschaft noch der Bauer hinreichende Gründe, das Urwissen in Bauern und Bogen abzulehnen oder es ebenso als der Weisheit letzten Schluß zu bewundern.

Es bleibt uns mithin kein anderer Ausweg als die nüchterne Feststellung: Beide irren sich, die Wissenschaft ebenso wie der Altbauer, sofern wir die Bauernregeln wortwörtlich in der Form verstehen wollen, wie sie uns heute vorliegen. Lernen wir dagegen von neuem die viele Jahrtausende alten Weistümer im Sinne unserer hochstehenden Ahnen, im Sinne des deutschen Ur-Bauern verwenden, kommen wir also in die Lage, die in-zwischen entstandenen Irrtümer zu erkennen und zu beseitigen, dann er-

Induktion

nichtig leben: ^{was} der Welt gewachsen zeigen

leben wir eine Überraschung. Wir finden nämlich, daß die Bauernregeln, sinngemäß angewendet, alles das in den Schatten stellen, was die gegenwärtige Wetterwissenschaft für den jeweiligen Heimatbereich des betreffenden Bauern an kurz- oder langfristigen Witterungsvorauslagen zu geben vermag.

Diese Behauptung klingt zunächst anmaßend. Wir werden indessen in die Lage kommen, sie zu beweisen. Überdies ist es gut, sich in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, daß die Meteorologie eine sehr, sehr junge Wissenschaft ist, die in der kurzen Zeit ihres Bestehens Bewunderswertes geleistet hat, daß aber die Bauernregeln auf ein nachweisliches Alter von zuweilen mehr als zehntausend Jahren zurückblicken. Sie entstanden zudem aus bitterer Lebensnotwendigkeit; denn keine andere Erwerbsform ist derart von der Witterung abhängig wie der Bauer. Eine unvorhergesehene Dürre oder ein überraschend kommendes Regenjahr entschieden wenigstens einst über Leben und Tod. Naturnotwendig mußte der Ur-Bauer alles daran setzen, zu erfahren, ob es zweckmäßig sei, in dem einen Jahre etwa feuchtere Gründe, im anderen trockenere Höhen für die Bestellung auszuwählen. Er mußte also in der Lage sein, über die Möglichkeit einer Wettervorauslage auf sehr lange Sicht zu verfügen. Der Selbsterhaltungstrieb zwang ihn dazu. Mit anderen Worten: Zur Erhaltung seiner Sippe, also um für sich und die Seinen ein gesundes und darum richtiges Leben zu gewährleisten, war es nötig, die Wetterlage im Voraus zu erkennen. Wer nun richtig lebt, sich also der Welt gewachsen zeigt, der lebt weise. Aus diesem Grunde sprechen wir von den Bauernregeln auch als von Volksweisstümern.

Diese Volksweisstümer schicken wir uns nun an, von den eingeschlichenen Irrtümern zu befreien. Damit gebe ich erstmalig im Zusammenhang die Ergebnisse meiner ein Vierteljahrhundert umfassenden Arbeiten auf diesem Gebiete bekannt. Jeder, ob Wissenschaftler oder Bauer, ob Dorfbewohner oder Städter, ob Gartenbesitzer oder Sportsmann — ich betone, jeder wird in der Lage sein, die hier aufgestellten Behauptungen nicht nur nachzuprüfen, sondern sie nutzbringend für sein Dasein, ja auch für seinen Beruf, selbst für seine Mußestunden nutzbringend anzuwenden.

Auch das klingt wieder ein wenig ungläubhaft. Bereits aber der erste Versuch, eine mißverständliche Regel wieder in vollem Umfange anwendbar zu machen, wird uns von der Richtigkeit dieser Angaben überzeugen.

Wir wenden uns darum gleich einmal einer Regel zu, deren völlige Unzuverlässigkeit auf der Hand liegt, einer Regel also, für deren Unhaltbarkeit wir nicht erst die wissenschaftliche Untersuchung zu bemühen brauchen; denn zumindest jeder Landbewohner lächelt, wenn wir die alte Volksweisheit ins Gedächtnis rufen, die da lautet:

Der Freitag-Mittag prägt oft uns ein,
Wie künftigen Sonntag das Wetter wird sein.

Diese Regel behauptet im Grunde nicht mehr und nicht minder, als daß das an jedem Freitag um die Mittagszeit herrschende Wetter am darauffolgenden Sonntag wiederkehren werde. Das ist, gelinde gesagt, eine geradezu törichte Ansicht, die, da völlig unzutreffend, einer ernsthaften Widerlegung überhaupt nicht bedarf. Würden wir also nun im üblichen Sinne verfahren und unser niederschmetterndes Ergebnis, wie das bisher geschah, verallgemeinern, so würden wir fraglos zu einer (scheinbar berechtigten) Ablehnung des Bauernwissens kommen.

Es gehört schon eine sehr reiche Erfahrung und eine aus eigenem Erleben schöpfende Kenntnis der bäuerlichen Seele, es gehört die dörfliche Herkunft dazu, ich möchte sogar sagen, das Bauernblut, um hier noch den Mut aufzubringen, *tr o h d e m* zu versuchen, Sinn in diesen vermeintlichen Unsinn zu bringen.

Es ist nun verblüffend zu entdecken, daß trotz der umfassenden wissenschaftlichen Nachprüfungen, denen die Bauernregeln unterworfen wurden, dieser Versuch niemals unternommen wurde. Die Freitagregel galt als ein Paradestück, galt als Kronzeuge für die Kindhaftigkeit des Volkswissens. Vom Standpunkte des Jährläufers, des Statistikers, war gegen dieses Urteil gar nichts einzuwenden. Nichts also darum auch gegen die wissenschaftliche ablehnende Haltung. Alles aber war und ist einzuwenden gegen die allgemeine einstige Haltung den geistigen Fähigkeiten unserer Ahnen gegenüber und nicht auch zuletzt dem Bauern in seiner Gesamtheit gegenüber. Man war gewohnt, von den primitiven Ahnen zu sprechen und ahnte nichts von der ungeheuren Höhe ihrer Kultur; nichts, aber auch gar nichts, von der überraschend tiefen Naturkenntnis unserer Vorfahren. Uns, die wir einsam um die Anerkennung der germanischen Urkultur rangen, uns hielt man für Wolkenwanderer.

Jetzt aber ist der Tag gekommen, wo bewiesen werden kann, was an dieser Wolkenwandererei ist. Es ist der Tag der endgiltigen Ehrenrettung des germanischen Ur-Bauern, des deutschen Bauern überhaupt; denn nie ist dieser nüchtern denkende und doch von edler Seelenwärme durchpulste Bauernschlag so töricht gewesen, eine Regel aufzustellen, die jeder natürlichen Berechtigung entbehrt. Jergendwie muß der Freitagsglaube und damit der Zusammenhang zwischen Freitags- und Sonntagswetter den Tatsachen entsprochen haben. Gewiß klingt diese Vermutung auf den ersten Blick sinnlos, wenn nicht gar albern; denn Freitag ist eben Freitag und Sonntag bleibt immer noch Sonntag. Es ist auch nicht einzusehen, warum es hinsichtlich der Wettergestaltung einmal anders als in der Gegenwart gewesen sein könnte, warum also einmal Freitags- und Sonntagswetter von einander, im Gegensatz zu heute, abhängig hätten sein sollen.

Indem wir aber diese Überlegung aussprechen, beweisen wir nur unsere eigene Unwissenheit, unsere Ahnungslosigkeit hinsichtlich der Lebensbedingungen unserer Ahnen. Das Entscheidende in ihrem Dasein war ihre Natur-

12
v Nr 4
Wochen
Wochentag
nähe. Das will sagen: Unsere frühen Vorfahren richteten sich nach der Natur und lebten so, wie die heimatische Natur es ihnen vorschrieb. Sie lebten darum ohne die großen Reibungen der heutigen Zivilisation, sie lebten glücklicher, weil gesünder, weil weiser. Bei ihnen war etwa der Monat noch wirklich mit dem Monde verknüpft. Jeder Monat begann mit dem Tage nach Neumond und endete mit dem Vollmond. Auf etwa den fünfzehnten Tag jeden Monats fiel der Vollmond¹⁾. Neumond und Vollmond waren darum die beiden gegebenen Festtage des Monats, wie das noch heute bei allen natürlich lebenden Völkern der Fall ist. Neumond und Vollmond waren die beiden monatlichen Sonntage. Sie schlossen zwischen sich die beiden je vierzehntägigen Wochen ein. Das besagt ja noch das Wort „Wodje“, das so viel wie „Wechsel“, also Mondwechsel bedeutet.

Halten wir das einmal fest: Der Ur-Monat war durch den Lauf des Mondes bestimmt, die Wochen durch die Mondwechsel, also durch die Zeit des zunehmenden Mondes in der ersten, durch die Zeit des abnehmenden Mondes in der zweiten Monatswoche. Statt vier Wochen hatte der damalige, der Ur-Monat also nur zwei Ur-Wochen. Es gab demgemäß innerhalb des Ur-Monats auch nur zwei Freitage, die wir hier auch als Ur-Freitage bezeichnen wollen.

Das alles ist zwar zu wissen sehr hübsch. Aber unsere Frage, inwiefern diese Ur-Freitage mit den Ur-Sonntagen hinsichtlich der Wetterlage zusammenhängen, ist uns noch völlig rätselhaft.

Hier muß nun unser im letzten Jahrzehnt wiedergewonnenes Wissen um den tatsächlichen Einfluß des Mondes auf das Wetter herangezogen werden, wobei wir uns eine Erklärung für spätere Untersuchungen über die Frage aufheben müssen, warum die Wetterwissenschaft so lange den Mondeinfluß als nicht vorhanden bezeichnen mußte. Begnügen wir uns mit der Feststellung, daß er heute erwiesen ist und versuchen wir, uns die wahren Zusammenhänge in großen Zügen zu verdeutlichen.

Für unsere Betrachtungen haben wir die Tatsache in Rechnung zu stellen, daß unsere Erde von der Sonne elektrische Kräfte zugesendet erhält, die unter Umständen Regenwetter auslösen können. Je stärker dieser elektrische Strom ist, um so höhere Schlechtwettergefahr besteht.

Wenn wir nun unseren Mond berücksichtigen, der wie die Erde elektropositiv geladen ist, so dürfen wir folgern, daß er die positive Sonnenelektrizität an sich heranzieht. Tritt er also zwischen Sonne und Erde, was um die Neumondzeit geschieht, so muß der Erde durch seine Zusammenfassung eine erhöhte Menge elektrischer Kräfte zugeführt, mithin die Voraussetzungen zu Regen geschaffen werden.

Erfahrungsgemäß beginnen nun in normalen Zeiten die Neumondwirkungen bereits etwa zwei Tage vor dem astronomischen Neumond.

¹⁾ Auf die Schwankungen in der Wochentlänge kann hier nicht eingegangen werden.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse beim Vollmond, also wenn unser nächtlicher Begleiter, von der Sonne gesehen, hinter der Erde steht. Dann summieren sich die Erd- und Mondanziehungskräfte auf und leiten wieder eine gesteigerte Menge Sonnenelektrizität auf unseren Heimatstern. Auch hier wird die Wirkung bereits zwei Tage vor Vollmond spürbar. In beiden Fällen, beim Voll- wie beim Neumond, hält sie gewöhnlich auch noch bis zwei Tage nach den Mondwechseln an.

Nun wissen wir aber, daß in der Zeit des Ur-Monats die beiden monatlichen Sonntage mit dem Neu- und dem Vollmond zusammenfielen. Wir wissen ferner, daß diese Mondwechselfeste noch heute oft Wetterwechsel bringen, Schlechtwetter; wir wissen ferner, daß bereits zwei Tage vor diesen Tagen des Neu- und des Vollmondes, vor diesen Ur-Sonntagen, sich der Umschlag zum Schlechten ankündigt; wir wissen ferner, daß diese zweiten Tage ehemals die Ur-Freitage waren und haben somit — die Richtigkeit und Zuverlässigkeit der scheinbar ganz unzutreffenden Regel vollinhaltlich erwiesen.

Um sie heute wieder anwendbar zu machen, heute, wo der Monat nichts mehr mit dem Monde zu tun hat, wo anstatt der zwei Sonntage deren vier und statt der zwei Wochen deren mindestens auch vier getreten sind, haben wir nun folgendes zu tun: Wir nehmen unseren Kalender zur Hand und streichen uns jeweils die zwei Tage vor Neu- und vor Vollmond rot an, dann die Tage des Neu- und des Vollmondes selbst und dazu jeweils die folgenden zwei Tage; denn unsere Regel erlaubt uns, ganz abgesehen von der Wetterlage, auch noch weitere lebenswichtige Einsichten.

Wir werden nämlich bei der Beobachtung nicht nur finden, daß die Ur-Freitage sowohl in gutem oder schlechtem Sinne vortrefflich die Wetterlage bis zu den Mondwechselfesten angeben als auch meist noch die der auf sie folgenden zwei Tage, sondern wir begreifen zudem die Weisheit der Ahnen, die das riet: „Am Freitag soll man keine neue Arbeit und keine Reise beginnen, da man dann viel mit Hindernissen zu kämpfen hat“.

Dieser Freitagsaberglaube, der Glaube an den Freitag als Unglücksbringer, ist heute noch überall am Leben. Er trifft aber ebenso wenig zu wie die vordem behandelte Regel. Wenden wir ihn dagegen auf den Ur-Freitag an, dann wird er zu einer Wahrheit von ungeheurer Bedeutung. Denn es ist nur nötig, sich daran zu erinnern, daß jene Sonnenelektrizität nicht nur Schlechtwetter bedingen kann, sondern einen entscheidenden Einfluß auf Nerven und Leben hat. Die Wettervorfühlbarkeit setzt ein und sie wirkt sich aus in gesteigerter Erregbarkeit, in benommenem Kopf, in Schmerzen, in vermindelter Aufmerksamkeit, in Fahrigkeit, Ungeschicklichkeit, Arbeitsunlust, vermindertem Appetit. Da nun jede neue Arbeit, um zu der Regel zurückzukehren, unsere vollen Kräfte, unsere uneingeschränkte Tüchtigkeit zum Gelingen voraussetzt, da aber unsere Fähigkeiten ganz besonders am Ur-Freitag vermindert zu sein pflegen, so tun wir gut, wenn

wir die Aufgabe nicht zu verschieben vermögen, uns dauernd bewußt zu bleiben, daß uns nur allerstärkste Anstrengung und Anspannung zum Ziele führen können. Da überdies auch die Geschicklichkeit und die Aufmerksamkeit abgedrosselt sind, so ist der Rat, keine Reise zu unternehmen, auch heute noch sehr weise; denn wer einmal während der jetzt rot bezeichneten Tage die Zeitungen sammelt, der wird, wie unser Material einwandfrei beweist, eine Häufung von Verkehrsunglücken, Sportunglücken, von Wetterkatastrophen, Todesfällen — kurz, er wird vollauf das bestätigt finden, was die Regel ausagt. Immer muß also der Ur-Freitag für uns das Zeichen sein, unsere Selbstbeherrschung zu steigern und eingedenk zu bleiben, daß auch wir, wie unsere Ahnen das richtig erkannt hatten, Glieder unserer heimatlichen Natur und abhängig von dieser Natur sind. Richten wir uns darum nach der Natur, so werden wir im Sinne einer Ertüchtigung des Volksganzen handeln; wir werden aber auch Werte erhalten und wir werden noch etwas ungeheuer Wichtiges tun: Wir werden wieder, schlicht und nüchtern, zu den reichen Schätzen und den segenspendenden Kräften der Heimat zurückfinden. Wir werden die Quellen unserer Muttererde wieder voll erschließen; wir werden neue, wichtige Hilfen entdecken, wenn wir nur das Eine tun, wenn wir das in den Bauernregeln enthaltene Vermächtnis der Ahnen als treue Enkel wieder zu hüten anfangen.

Noch liegt dieses Ziel in weiter Ferne. Der Weg aber ist gebahnt; die Heimat ist wieder erschlossen. Wir werden diesen Pfad beschreiten, um einst als bodenständige deutsche Bauern vor unseren eigenen Enkeln bestehen können. Dies ist unsere Pflicht:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Volkswisheit

Jm richtigen Jahre hängen Gesundheit und Glück des Menschen. Im unrichtigen wurzeln Krankheit und Mißerfolge. Wir aber leben in einem unrichtigen, in einem künstlichen, einem erklügelten Jahr. Zwar klingt diese Behauptung seltsam. Ihre Ungewohntheit aber ändert nichts an der Tatsache, daß unser bürgerliches Jahr falsch liegt. Nur kommt uns all das gar nicht mehr zum Bewußtsein, weil wir das natürliche Gefühl für die wichtigen und entscheidenden Erscheinungen einbüßten, die überhaupt den Sinn des Jahres ausmachen.

Wenn wir heute vom ersten Januar bis zum letzten Dezember ein Jahr durchleben, so ist uns das ein Zeitmaß, mit dessen Hilfe wir unseren bürgerlichen Pflichten genügen und unsere geschäftlichen Dinge abwickeln. Vielleicht ist uns noch gegenwärtig, daß nach Ablauf von rund dreihundertfünfundsechzig und ein Viertel Tagen die Sonne wieder am gleichen Himmelsort über unserem Heimatdorf erscheint. Und das pflegt uns zu genügen.

Längst haben wir vergessen, daß das Jahr nicht vorhanden ist, um auf bequeme Weise Zinsen zu berechnen oder sonstige rein äußerliche Erleichterungen inmitten einer dem Materialismus anhängenden Welt zu erreichen, sondern, daß das natürliche, das richtige Jahr die Grundvoraussetzung gesunden Lebens ist, weil es die Anschmiegunge des Daseins an den allmächtigen Gang der Natur ermöglicht. Dies aus der völkerlangen Erfahrung heraus, der Mensch könne sich, wie jedes andere Lebewesen auch, nur dann erfüllen, sich selbst also und damit dem Volksganzen zum Segen werden, wenn er sein ganzes Leben den beherrschenden Bedingungen anpasse, die ihm sein heimatlicher Lebensraum vorschreibt. Zur Heimat aber gehört nicht nur die braune Ackerkrume, nicht das Dorf nur oder die Wiesen und Wälder; zur Heimat gehört auch die Licht und Wärme spendende Sonne; denn der Mensch, allein nur jener, der sich der Natur unterwirft, hatte erfahren, wie innig sein Leben vom Gang des leuchtenden Taggestirns abhängt.

Es lag darum nahe für ihn, im Ring des Sonnenlaufes nach einem besonders auffälligen Punkt zu fahnden, den er als Anfang und Ende eines Kreislaufes zu sehen vermochte, den er sinnfällig das Jahr nannte. Derartige Grenzorte gab es mehrere. Denken wir nur an die Tag- und Nachtgleichen, die heute auf den 21. März und den 23. September fallen, oder

an die Sonnenwenden, die wir gegenwärtig am 21. Juni und am 22. Dezember erleben.

Tatsächlich hat sich ihrer neben manchen anderen Möglichkeiten auch der Mensch bedient. Unsere Ahnen wählten mit einer erst später in ihrer Bedeutung sichtbar werdenden Klarheit als Anfang und Ende des Jahres die Winter Sonnenwende. Daß diese Entscheidung ein verblüffendes Maß tiefgründigster und uns fast verlorengegangener Kenntnisse voraussetzt, wird uns erst im Verlaufe unserer Betrachtungen völlig deutlich werden. Wir dürften auch dann erst erkennen, wie wenig das Jahr der Vorfäter ein Maß für Verzichtungen bedeutete, die wir als materialistische Bedürfnisse gekennzeichnet haben. Vielmehr diente den Alten die Zeit von Winter Sonnenwende zu Winter Sonnenwende als ein Mittel zu leichterer Einordnung in die nie zu besiegende Natur; als ein Mittel zu harmonischer Anpassung an den Gang der Welt und damit als Werkzeug, unnötige Reibungen und sonst unvermeidliche Hindernisse zu beseitigen. Das Jahr war die Grundlage der Gesundheit und der Tüchtigkeit.

Wußte der Mensch also, um zunächst ein zwar materielles, aber nicht materialistisches Beispiel zu erwähnen, das Korn fruchtbar im Juni, um im Juli oder August zur Reife zu gelangen, so wäre es einem Verlust des Saatgutes und der Ernte gleichgekommen, hätte er die Körner erst im Juli dem Acker übergeben; denn Spätherbst und Winter hätten alles vernichtet und eine Hungersnot, also eines der gefährlichsten Hindernisse, wäre unvermeidlich gewesen. Darum paßte er sich an und säte richtig und lebte richtig.

Genau so wie in der Landwirtschaft, also der Grundlage alles heimatischen Lebens, fand er auch in seinem eigenen körperlichen und geistigen Dasein zahllose Einzelheiten, die enge an den Stand der Sonne gebunden waren und sich tiefgehend unterschieden, ob er die Zeit des Sonnenhochstandes am 21. Juni oder die des größten Tiefstandes des Taggestirns am Himmel, also am 22. Dezember, berücksichtigte.

Sein Jahr war ihm die Richtschnur, war ihm die Ur-Regel für ein natürliches und darum möglichst reibungsloses, harmonisches, heiteres Leben. Es war im Grunde das erste, in seinen geradezu verblüffenden, hier wieder erstmalig erschlossenen Möglichkeiten vom Ahnen verwendete Heilmittel.

Erst ein heimatloses Geschlecht, eine dem Stoffglauben, dem Materialismus, verfallene Zeit konnte es fertigbringen, den Anfang des Jahres auf den ersten Januar zu verlegen und allein mit und durch diese Maßnahme ihre Naturfremdheit und ihre Kulturlosigkeit zu erhärten. Es überrascht darum auch nicht, als Vater unseres bürgerlichen Jahres einen Mann wie Gaius Julius Caesar zu sehen; einen Mann, der zu jenen zivilisatorischen Größen gehörte, die dem Wahne anhängen, die ihm noch heute anhängen, die Natur sich unterwerfen zu können, weil sie, vom Macht-hunger besessen, meinen, auf diesem Wege über die Macht, die Welt nach ihrem gefühlbaren Hirn umgestalten zu können.

Der Dold, durch den Caesar endete, der Niedergang des nur auf Macht gestellten römischen Weltreiches zeigen unmißverständlich, wohin eitles Streben führt. Die Natur bleibt unerschütterter, bleibt immer Siegerin; sie läßt sich nicht unterwerfen und gibt der Weisheit unserer Ahnen recht, die alles taten, um sich reibungslos dem Gang der Welt, also der Natur einzuordnen.

Sie waren es, die jene unerhörte Entdeckung machten, daß der heutige 22. Dezember und der heutige 21. Juni nicht nur den kürzesten und den längsten Tag, nicht nur die Zeitpunkte der Sonnenwenden aufweisen, sondern, daß hier entscheidende Lebenswenden vorhanden sind.

Nichts in unserem gegenwärtigen wachen Tagesleben, nichts in dem materialistischen Gebäude der Wissenschaft, nichts in den vom bloßen Intellekt, vom Geist erzeugten Philosophien, nichts in den sittlichen Voraussetzungen unserer abendländischen Lebensform weist auf diese Dinge hin. Unfähig, ihren Sinn zu begreifen, längst losgelöst vom unmittelbaren Verständnis für die Natur, klammert sich ein haltloses Geschlecht an äußere Bräuche und vermeint wunder wie ahnennah zu sein, wenn es in Sonnenwendfeuern, im Christbaum oder im Volkstanz und anderen Sitten ein zwar mit Recht ehrfurchtgebietendes Vermächtnis der Vorfäter sieht, aber dennoch nur im Äußeren verharret, ohne, innerlich ergriffen und aufgelöst, das sittliche, das wahrhaft religiöse, das Heilige der Vorfahren zu erkennen.

Es begreift nicht, daß alle diese Dinge, die in unendlicher Fülle den Kranz des Jahres schmücken, etwas zu sagen haben, etwas urweltlich Lebenswichtiges — man treibt den Brauch nur um des Brauches willen. Die sittliche Melodie ist im Gedröhn des Festrausches längst untergegangen.

Was einst Ur-Kult gewesen, lehrhaft-heilige Handlung zur Aufrechterhaltung rechten Lebens, verflachte sich und ertrank im genußsüchtigen Jubel ahnungsloser Massenkundgebungen. Wo sich einst die Knie beugten, surren heute Propeller und zischen Raketen in die schuldlose Nacht. Die in ihrer Überheblichkeit immer ergreifende Einfalt versuchte, alte Bräuche mit zeitgemäßem Talmisfitter der Masse schmackhaft zu machen. Das Erhabene wurde zur Volksbelustigung.

Heute endlich beginnt tastendes Suchen, aber die Vorurteile versperren den Weg. Nirgends, nirgends wird ein Wort laut, das die edel-reinen Saiten zum Schwingen brächte, die jene Sinfonie erklingen ließen, die in Ahnenbräuchen, aus Ton und Wort, aus Gebärde und Tun nie etwas anderes waren als das Signal, wachsam zu sein, um den Geboten der Natur als der göttlichen Schöpfung gehorsam zu bleiben, allein, um als Sproß dieses Gottesgartens die eigene Sendung erfüllen zu können; eine Sendung, die ohne Benachteiligung des Nächsten und damit zu dessen und zum Nutzen des ganzen Volkes immer Pflicht ist und deswegen auch immer

Tun. Sanfzencuse, den sittlichen, also den natürlichen Weg zu gehen: das allein ist Wesen und Inhalt aller Bräuche.

Täglich erklingen sie dem erdnahen Menschen; immer aber besonders mahnend dann, wenn entscheidende Sonneneinflüsse innerhalb des natürlichen Jahres die Stimmung des Lebens wenden. Nur der magische, der natureingeordnete bäuerliche Mensch wird sie verstehen. Fragen wir den Städter als technischen Menschen — er weiß von alledem nichts. Und fragen wir den Bauern, den heutigen, den jüngeren, der dem vermeintlichen Segnungen einer wissenschaftlichen Schulung teilhaftig wurde und aus dem Lager derer, die als geborene, als echte Bauern, sich der Natur unterwerfen, in die Zwingburg jener überließ, die da meinen, die göttliche Schöpfung mit ihren menschlichen Mittelchen sich nach Wunsch dienstbar machen, sie sich also unterwerfen zu können — auch er ahnt nichts mehr von den selbstverständlichen Voraussetzungen seines edelsten aller Berufe, nichts mehr vom Erbe der Ahnen.

Er ist ein „dummer“ Bauer geworden, dumm bei aller Gelehrsamkeit, der zwar die größten Kartoffeln erntet, aber Schaden nahm an seiner, an der deutschen Seele, während sein Geist vortrefflich gebildet und mit einem hohen Maße von Buchwissen versehen wurde.

Daß diese geistige Bildung es freilich nicht allein tut, mag uns eine Prüfung des scheinbar widersinnigen, eben erwähnten Wortes beweisen, demzufolge der dümmste Bauer die größten Kartoffeln erntet.

Lange Jahre widersetzte sich dieser bekannte Ausspruch jeder zureichenden Deutung. Übereinstimmende Erfahrungen hatten gelehrt, es sei durchaus falsch, in derartigen Gleichnissen nur Sinnbilder zu sehen oder gar geistreiche Wortspiele, um den verblüffenden Gegensatz zu einer freundlichen Anspielung „durch die Blume“ zu benützen. Vielmehr mußte diesem Wort auch dann, wenn sein erstes literarisches Bekanntwerden verhältnismäßig jung sein sollte, eine tiefere Einsicht zum Grunde liegen.

Alle Versuche, eine Lösung zu finden, erwiesen sich aber als vergeblich. Nahe lag es, den Städter für diese „landwirtschaftliche“ Behauptung verantwortlich zu machen; den Städter, der leider noch heute, immer ein wenig eitel auf seine intellektuelle Bildung, den Bauern von oben herab anzusehen pflegt. Wie beschämend er sich irrt, dürfte ihm — die Kartoffel zeigen; denn in dem auf diese nahrhafte Pflanze sich beziehenden Wort offenbart sich die ganze unerhört trefflichere Urteilskraft des Landmannes, zeigt sich der ebenso nüchterne wie tiefgründende Blick des geborenen Bauern. Wer hätte auch geahnt, daß sich hier eine Aufhellung dieser herzhaften Behauptung zu einer Erkenntnis weitet, die Licht in einen ganz geheimen Bezirk der Kulturgeschichte wirft.

Auf seltsame Weise wurde des Rätsels Lösung gefunden. In einem Werke über die Pflanzen, das auch die Wesenhaftigkeit der grünen Welt innerhalb des Natur- und damit auch Kulturganzen zu erfassen sich be-

müht, findet sich die Bemerkung: „Es ist eine überraschende Tatsache, daß die Verbreitung der Kartoffel als Nahrungsmittel mit dem Beginn des materialistischen Zeitalters zusammenfällt. Vasco von Derulam, 1561—1626, und Simon Comenius, 1592—1670, stehen am Anfang dieser, den Menschen aus seinem Zusammenhang mit (der Natur,) den Sternen herauslösenden Epoche... Das Wesen der Kartoffel entspricht dem schattenhaft gewordenen Denken dieses Zeitalters. Sie liebt und begünstigt die Mentalität, die den dieser Epoche angehörenden Menschen angemessen ist. Damals feierte sie Triumphe und gab überreiche Erträge... Heute stehen wir an der Schwelle einer neuen Ära. Zusehends ändert sich der geistige Wesensanteil des Menschen und damit auch seine Geschmacksrichtung hinsichtlich der Speisen. Kartoffelgerichte sind heute weniger begehrt als früher, was zum Teil auf die Qualitätsverschlechterung der Kartoffel zurückzuführen ist... In absehbarer, leicht zu berechnender Zeit, wird die Kartoffel aufhören, nennenswerte Erträge zu liefern. Kosmische Weisheit, die höher ist als irdische, bereitet auf diesen Zeitpunkt vor. Das unverderbte Volksbewußtsein hat sie begriffen und verfolgt die Kartoffelkonserootiven mit höhnischen Sprichworten und spöttischen Redensarten.“

Mit diesem Hinweis könnten wir eigentlich unsere Betrachtung beenden, wollten wir unser geflügeltes Wort nur in der hier angedeuteten Richtung verstehen. Sein Sinn liegt tiefer. Gewiß steckt in den angeführten Sätzen ein erstaunliches Durchschauen dem Alltagsmenschen verborgen bleibender Zusammenhänge. Endlich wird hier das, was wir immer fühlten, ohne es je zu wissen, klar ausgesprochen: Die Bindungen zwischen den Nutzpflanzen und dem Wandel und zeitalterbedingten Wesen des Menschen. Diese bisher nie gesehenen, in diesem Buche aber wieder erschlossenen Dinge, bilden den eigentlichen Kern einer wirklichen, keiner gelehrten, weil natürlichen Heimatkunde, deren erste Bausteine wir in den folgenden Seiten zusammentragen wollen. Sie zeigen, wie seit zehntausend und mehr Jahren der Mensch sich immer und nur mit dem vergesellschaftete, was seinem ihn beherrschendem Wesen entsprach. Und dieses Wesen steht höher als der verkörperte Mensch; es erfließt aus Blutmischungen, ist also rassistisch bedingt, und den ewig wandelbaren, weil fließenden kosmischen Einwirkungen auf die heimatliche Umwelt, von denen noch zu reden sein wird. Immer ist der Mensch aus innerstem Drange genötigt, sich jener Wesen zu bedienen, die seinem eigenen Wesen entsprechen. Sage mir darum, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist.

Wir dürfen hier auch an den Klee denken, der Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland Verbreitung und nur aus dem Grunde so unerwartet günstige Aufnahme fand, weil inzwischen auch die Loslösung eines beträchtlichen Teiles der Bauernschaft vom Sinn der Scholle zugunsten materialistischer Strebungen eingeleitet hatte. Die Ursachen liegen heute hinreichend klar vor unseren Blicken. War im Landmann, je weniger er von

dem Bluterbe seines eigentlichen Urahnen, dem magischen Menschen, in sich trug, um so stärker das Bestreben wach, anstatt sich der Natur zu unterwerfen, sie im Sinne des technischen Menschen und der aus ihm geborenen Lebensauffassung zu beherrschen, so ergriff er mit Begierde jedes Mittel, das einen besseren Verdienst versprach.

Bei alledem wollen wir nicht vergessen, daß der Deutsche vorwiegend diese beiden Seelenhaltungen aufweist, hier die eine, dort die andere überwiegend. Die Technik brachte nun das Streben nach Macht über die Natur zum Zwecke geldlicher Nutzung. Alles mußte darum mehr oder minder Technik werden, die wieder ohne Organisation nicht zu denken ist. Dieses Streben, anstatt ein Leben als harmonisches Glied im Sinne des Magischen zu führen, nun aus äußerlichen Gründen des Erwerbs die Natur zu beherrschen, ließ den entwurzelten Bauern mit beiden Händen nach dem Klee greifen. Bisher hatte er die viel natürlichere Dreifelderwirtschaft betrieben. Das eine Feld düngte er frisch und reichlich und zog auf ihm jene Gewächse, die nach seiner Erfahrung derartige Maßnahmen erforderten. Das zweite Feld stand für die anderen Pflanzen, die Frischdüngung nicht vertrugen, in alter Tracht. Das dritte aber ließ er brach liegen. Hier wucherten ungestört die Wildpflanzen, die der Städter kurzweg mit Unkraut bezeichnet, obwohl ihr wahrer Wert, wie heute langsam wieder erkannt wird, durchaus bedeutend ist. Von eingeschleppten Fremdlingen sehen wir natürlich hier ab. Weil man nun erst im Juni durch den jetzt sichtbar werdenden Unterschied der Begrünung ohne weiteres zu entscheiden vermochte, welche Felder in der Brache lagen, erhielt der Juni den Namen Brachet. Zwar wurden die Brachfelder vom Vieh abgeweidet und auf diese Weise auch vorgedüngt, allein der Ertrag erhielt sich in jenen Grenzen, die wohl ein bescheidenes, gesundes und harmonisches Leben ermöglichten, indessen keinen oder nur geringen „Verdienst“ abwarfen.

Ganz anders half da der Klee. Er bedarf keiner Düngung, konnte also auf Brachland angesät werden und ergab trotzdem ein sehr nahrhaftes Futter. Dabei reicherte er den Boden mit Stickstoff an, düngte ihn mithin.

Die auf diese Weise gewonnenen größeren Futtermengen von hohem Nährwert ermöglichten eine stärkere Viehhaltung und ergaben damit gesteigerte Düngermengen. Das Brachfeld konnte in Wegfall kommen, da hinreichend Düngung vorhanden war. Der Wohlstand wuchs, der Bauer wurde zum Händler und naturnotwendig nahm die Bevölkerungsdichte zu.

hatte früher ein bestimmter Bezirk eine Familie ernährt, so fanden von nun ab deren zwei ihr Auskommen. Wer nur in Rekruten denkt, fand alles in bester Ordnung. Zudem hatte die Wissenschaft längst bewiesen, die Dreifelderwirtschaft sei unrationell und der Kleeanbau im nationalen wie landwirtschaftlichen Sinne ein beachtlicher „fortschritt“.

Daß dieser vermeintliche Fortschritt als Knechtung der Natur in Wahrheit ein Rückschritt sein mußte, konnte in jener Spanne der Naturentfer-

18
dung niemand ahnen. Die wenigen, die ihre warnende Stimme erhoben — und nur bei wenigen ist immer die Weisheit gewesen! — galten als ewig Gestrige, als Konervative, als Mißmacher; denn sie vermochten im Grunde nur auf die viele Jahrtausende alte bisherige Arbeitsweise und deren die natürlichen bäuerlichen Ansprüche befriedigenden Ergebnisse hinzuweisen. Man verachtete solche Ansprüche als unwürdig einer Zeit, die es so unendlich weit gebracht. Die Ansprüche mußten eben gesteigert werden. Das bewies man dem staunenden Landmann augenfällig mit der Zahl. Und mit der Zahl schlug man den ehrbaren Bauern tot; denn einwandfrei ergab sich mit Hilfe des Klee ein unvergleichlich höherer, rechnerisch bedeutsamer Gewinn.

Etwas anderes sahen die Maßgebenden nicht. Längst hatten sie die heilige Erfahrung der Ahnen in den Wind geschlagen, die Natur lasse sich nirgends knechten; nicht immer schlage sie zwar von heute auf morgen zurück, endlich aber einmal geschähe es gründlich, sehr gründlich.

15
Und sie tat das auch im Falle Klee und tut es noch heute; denn unsere Ackerböden sind keinesfalls fruchtbarer, sie sind ertragnisärmer geworden. Dies im tiefsten Sinne, über den uns auch die künstliche Düngung nicht hinwegtäuschen kann. Wir vermögen hier nicht auf die zahllosen mittelbaren Folgen einzugehen, sondern uns nur zwei Tatsachen vor Augen zu halten.

Mit dem Klee kam plötzlich ein Ansteigen der Bevölkerungsdichte. Diese aber nahm weiter zu, immer weiter, während der Nutzen des Kleefeldes nur die erste Zunahme als natürlich bedingt hatte. Das Land ward zu dicht besiedelt. Der Bauer wurde immer mehr Unternehmer und dazu listiger Händler und dabei wuchs die Bevölkerung weiter. Gleichzeitig mußte die Technik sich ausdehnen und brauchte Arbeiter, die sie vom Lande holte und um so leichter bekam, als der zum Unternehmer gewordene Bauer, als Sklave des Zinskapitals, dem Segen der durch Maschinen und Kunstdünger „rationell“ gemachten Landwirtschaft, von der bäuerlichen Landarbeit zur nahezu fabrikmäßigen Landfron hatte übergehen müssen, aus der die Abwanderung in die Stadt wie eine Erlösung schien.

Aber auch das Land, der Boden gab eine unmißverständliche Antwort. Um diese zu begreifen, dürfen wir uns nicht von dem mit künstlichen Mitteln erreichten und darum in seiner Anwendbarkeit auf bestimmte Zeitspannen beschränkten Frucht-„Erfolg“ irreführen lassen, sondern den Boden selber fragen.

16!!!
Fruchtbar ist ein Boden nur dann und bleibt es nur unter der Voraussetzung, daß seine Kleinwelt in ihrer natürlichen Zusammensetzung und ihrem bodenbedingten Reichtum erhalten wird. Diese Kleinwelt erst ist es, die der Pflanze die Nahrung vorbereitet. Sie ist der Küchenchef der grünen Welt. Frischer Dünger dagegen ist für die Gewächse unverdaulich wie alle sonstigen Abfälle, die erst auf weiten Umwegen über die Kompostierung

13
zur Pflanzenspeise werden. Dieses Wunder aber vollbringen die tausend und aber tausend verschiedenen Kleinwesen, die im Ackerboden leben. Im gesunden Ackerboden; denn auch sie haben eine Umwelt wie der Mensch, eine Heimat, die ganz bestimmte Voraussetzungen erfüllen muß, damit ihr Leben erhalten bleibt; sie haben also eine natürliche Umwelt, in der allein sie zu gedeihen vermögen. Volkstümlich ausgedrückt, würden wir sagen, sie benötigen zu ihrem ungehemmten Fortkommen der aller verschiedensten Gewächse (Abb. 1).

10
Nun beruht aber alle Feldwirtschaft auf dem Gegenteil, nämlich auf der Hege nur einer oder weniger Pflanzenarten, Halmfrüchte, Rüben, Kartoffeln, also auf einer ausgesprochen einseitigen Nahrung. In das Leben des Ackerbodens übersetzt, heißt das aber, dem Großteil des Kleinlebens als der Voraussetzung aller Fruchtbarkeit das Dasein unterbinden oder doch sehr erschweren. Diese Benachteiligung, die Verringerung der Ertragsfähigkeit kann ausgeglichen werden dadurch, daß man den Boden einige Zeit sich selbst überläßt, also zur Brache macht, wie das die Alten taten. Dagegen muß der Boden immer einseitiger beeinflusst werden, je länger man ihn zwingt, einseitige Fruchtfolgen hervorzubringen. Hier macht also der so hochgeschätzte Klee keine Ausnahme. Die rücksichtslose Aussaugung des Bodens rächt sich einmal. Die tausend knifflichen Versuche, diesem Rückschlag der Natur, dieser Sühne für die Sünde des raffgierigen und materialistischen Menschen zu begegnen, bedeuten nur ein Hinausleben, sind aber keine Heilung des Schadens. Ihn schon heute deutlich an vielen Schwierigkeiten zu erkennen, ist nicht schwer.

1
Betroffen von diesen Nachteilen werden gerade jene Gebiete, deren Bauernschaft, aus Kassenerbe technisch betont, seit Jahrtausenden gewohnt ist, sich dem Wahne hinzugeben, die Natur unterwerfen zu können. Auch als Bauern, die sie seit vorgeschichtlichen Zeiten sind, blieb ihre Seele doch die des Technikers, der, um bestehen zu bleiben, Macht über seine Umwelt haben muß. Waren es einst die schlichten Geräte, so ist es heute die Natur, mit der er seine Kräfte mißt. Immer sind es die Mittel der Technik, die er verwendet, und alle sonstigen Maßnahmen, die greifbaren Erfolg versprechen. So auch der Klee. Seine übersteigerte Verwendung trägt in sich die Rache, die Sühne der Natur, die heute jedem offenbar ist, der mit offenen Augen und ohne die Brille falscher Theorien die Tatsachen sprechen läßt.

1
Fast noch klarer als der Klee uns all das zeigt, bestätigt uns das nämlich die Kartoffel. In überwiegendem Maße wird sie im Bereiche der technischen Menschen angebaut. Immer ist es darum auch die erste Klage des Norddeutschen, wenn er nach Süddeutschland kommt, es fehle ihm bei den Mahlzeiten die reichliche Kartoffelbeigabe. Naturnotwendig ist sie in seiner Heimat vorherrschend als wichtiges Erwerbsmittel, während sie im Bereiche der magischen Länder mehr oder minder zurücktritt.

Betrachten wir die Dinge also von einem höheren Standpunkte, als ihn die im natürlichen Sinne weit überschätzten sozialen Zeitercheinungen in ihrer Vergänglichkeit einschließlic der Bevölkerungszunahme oder der Verringerung der Hungersnöte zu vermitteln vermögen und gehen wir dem deutschen Wesen auf den Grund, so erkennen wir klar, daß die Kartoffel ihre Bedeutung nur in Gebieten und in Zeiten vorherrschender materialistischer Lebensanschauungen gewinnen konnte. Sie ist der Liebling jener, die in allem ihrem Denken und Tun die Absicht, oder besser, den



Abb. 1.

Leben im feuchtesten fruchtbarsten Ackerboden. Die sichtbaren Kleinlebewesen, hier sehr stark vergrößert wiedergegeben, bedingen in ihrer Mannigfaltigkeit die eigentliche Fruchtbarkeit.

innerlich unbezwingbaren Drang offenbaren, sich die Natur wie alle in ihren Machtbereich kommenden Dinge zu unterwerfen, jener, die auf ihren Schultern die Zivilisation tragen. Dagegen hat die Kartoffel nur zögernde Aufnahme bei jenen gefunden, die den magischen Menschen entstammen oder doch vorwiegend von ihnen beeinflusst sind als einer Menschengattung, die sich der Natur als der allmächtigen Gewalt unterwirft und ein Dasein in harmonischem Ebenmaß führt, mithin Träger der Kultur ist.

Das alles darf selbstredend nur grundsätzlich verstanden werden, da der Deutsche, wenn wir von den an sich nicht zu unterschätzenden vielen anderen Bluteinflüssen absehen wollen, eben zu ihnen den irgend einmal vorhanden gewesenen technischen und den ebenfalls ertümlichen magischen Menschen gehört hat. Der Technische bildet den Uroater der Techniker,

Heerführer, Bankmänner, Händler, materialistischen Wissenschaftler, Soldaten, intellektuellen Geschichts- und Kulturforscher und Philosophen, die Welt Kants. Der Magische den wahren Bauern, den Packer-, Vieh- und Milchbauern, die Liebe zu bunter Freude, die größten Musiker, die Weisen, das Reich des Künstlers Goethe (nicht immer das des Wissenschaftlers!).

Bauer sein aber heißt, oder heißt mithin, Kind und Sproß der Heimat bleiben, eingeseht als natürliches Glied in den Gang des Alls, von dem der bäuerliche Lebensraum nur ein Abschnitt ist. Hier sich zu erhalten, sieht Erlebnis, Erfahrung, sieht Lebenserfahrung, sieht Weisheit voraus; denn dieses Leben soll und darf nicht Mittel verwenden, die zu kurzfristigen Erfolgen im Sippendasein und materiellen Höhepunkten führen, um dann einen Niedergang nach sich zu ziehen, wie wir ihn erlebten, sondern zu einem heiteren Dasein, das völkerlang auf ererbter Scholle Dauer gewährt. Geschlecht um Geschlecht soll hier beheimatet sein, nicht, um zu einem beherrschenden Bankguthaben zu gelangen, sondern, um in einem stillen und friedlichen, dabei schöpferischen Leben sich selbst als Teil der Natur zu erfüllen und Ankergrund der Volksseele zu sein.

Ein „kluger“ Bauer wird also den Gleichklang seines Tuns und Handelns mit seiner Heimat als höchste, als ewige Geschlechteraufgabe ansehen und alle Mittel und Maßnahmen verabscheuen, die geeignet sind, vorübergehende Scheinerfolge auf Kosten des nährenden Bodens zu vermitteln. Das ist das Vermächtnis des Ur-Bauern.

Ein törichte, ein „dummer“ Bauer aber wird mit beiden Händen nach jeder Möglichkeit greifen, die irgendeinen, wenn auch vorübergehenden, Erfolg verspricht; denn sie sieht ihn instand, mit Hilfe des geldlichen Übergewichtes, seinem eingeborenen Machtstreben in irgendeiner Form zu frönen. Da bei solcher Lebensauffassung der Rückschlag, der Nachteil, die Sühne nicht ausbleiben können, ist er eben kein kluger Bauer. Unbestreitbar bleibt nun, daß die Kartoffel nur in jenen Gebieten ihre größten Triumphe gefeiert hat, die im hier gezeigten Sinne von vorwiegend „dummen“ Bauern bewohnt sind, da sie es unterließen, sich der Natur unterzuordnen, sondern mit tückelnden Überlegungen nach äußeren Vorteilen gierten. Darum trifft sie die Vergeltung und traf sie besonders hart, die Vergeltung für ihre Sünden wider die Natur, die Vergeltung, die ihre Kinder tragen werden bis ins dritte und vierte Glied. Kein noch so wohlgemeintes Gesetz kann sie ihrer Schuld los und ledig sprechen.

Damit aber stehen wir vor der abgrundtiefen Weisheit des Wortes: Der dümmste Bauer hat die größten Kartoffeln.

Zu diesen „Dummen“ ist, wie bereits erwähnt, heute leider auch ein großer Teil der Jungbauernschaft zwangsweise gemacht worden dadurch, daß er dem natürlichen Denken entfremdet und mit dem wurzellosten materialistisch-wissenschaftlichen verfeucht wurde. Trotzdem überragt auch er noch in erheblichem Maße den Städter, der sich, um nun zu unseren

Anders - die Vorkäter
vorerwähnten Einflüssen des Taggestirns auf das Leben zurückzukehren, überhaupt keine Vorstellung zu machen vermag, davon, daß etwa mit vollendeter Winter Sonnenwende in der gesamten Natur ein ebenso plötzlicher wie einschneidender Umschwung eintritt.

Zwar stehen auch im Zimmer des Städters jene Barbarazweiglein, die ihre Blüten in den Weihnachtstagen zu öffnen pflegen. Sie schmücken noch heute die winterliche Stube, wie sie einst im bäuerlichen Wohnraum der Vorkäter standen.

Was aber haben die Barbarazweiglein dem Städter zu sagen? Sie erfreuen mit ihrer Blütenpracht, haben aber ansonsten dem Bewohner der Steinwüsten nichts zu berichten. Selbst wenn das Nicht-Landkind sie genau beobachten und sogar den Tag ihres Erblühens anmerken würde, hätte es nichts gewonnen. Anders aber die Vorkäter. Bei ihnen, wie noch vor vierzig Jahren überall auf dem Lande, erschlossen sich die Barbaraknospen fast nie vor dem 22. Dezember. Noch heute mag das für abgelegene Einödhöfe und wälderumhagte Forsthäuser zutreffen. In den heute mit elektrischer Kraft und Wasserleitungen versehenen Dörfern aber, von den Städten ganz zu schweigen, „gehen die Barbara-Zweiglein falsch“, unrichtig wie eine minderwertige Uhr; denn eine Uhr waren sie einst. Mochte auch der Dezemberhimmel düster und voll dichter Schneewolken hängen und die Sonne verbergen, die Zweiglein im warmem Raum kündeten den Tag der Winter Sonnenwende; denn unmittelbar nachdem sich diese vollzogen hatte, brachen die Blüten auf.

Daß ihre Zuverlässigkeit nachließ, zumindest im techniküberspannenen Abendlande, dürfte auf unsichtbare elektrische Strahlenwirkungen zurückzuführen sein, auf Strahlungen, die nicht nur von elektrischen Kabeln und Maschinen, sondern auch von jedem Gas- und Wasserrohr, selbst von jeder Zentralheizung ausgehen. Auch die drahtlosen Sendewellen lassen das Leben keineswegs unberührt. Und alle diese künstlichen und nur auf besonderen Wegen nachweisbaren Kraftäußerungen beeinflussen, wie wir heute wissen, auch die Pflanzen. Es liegt darum nahe, und wir werden uns mit ähnlichen Fragen noch zu beschäftigen haben, sie für das „Vorgehen“, das zu zeitige Erblühen der Barbarazweiglein verantwortlich zu machen. Alles deutet in dieser Richtung auch dann, wenn es bisher an entsprechenden Untersuchungen fehlt, weil diese ohne die hier weiterhin dargelegten Einsichten niemals hätten ausgeführt werden können.

Dort also, wo eine unberührte, eine ungestörte Natur auf ihre Kinder zu wirken vermag, erwachen die Barbarablüten erst nach erfolgter Winter Sonnenwende. Und mit ihnen erwacht, wieder zur Verblüffung des Städters, die ganze Natur. In der Stunde, in der die Ruten im Zimmer ihr Frühlingskleid anziehen, ändert sich auch draußen in Wald und Feld, Moor und Aue das Bild. Birken, Buchen und Erlen und alle laubabwerfenden heimatischen Bäume und Sträucher erhalten im Antlitz ihrer Rinde ein ganz

Zurückkehr + überwindlich
in ihr

12

zages, aber dem, der sie liebt, wohl erkennbares lebendigeres Aussehen. Hauchfein ist dieser Wandel, aber er wirkt gegen die Totenstarre der Stillen Wochen vor dem Weihnachtsfest, wie das Zurückkehren eines Ohnmächtigen ins Leben. Schnee oder knirschender Frost vermögen an alledem nichts zu ändern; überall auch sonst das gleiche Bild. In den Gräben und Bächen, deren Wasser zu Winteranfang glashell und in lebloser Klarheit dahinfließ, beginnt sich etwas zu vollziehen, das in uns bei stillem Beschauen, trotz grimmiger Kälte eine Sehnsucht nach kühlem Schatten und plätschern den Wellen im Hochsommermittag erregt. Ein zunächst unverständliches Gefühl, das aber auf eine Farbänderung des Wassers zurückzuführen ist. Diese sich dem Gemüt aufdrängenden Regungen haben einen wirklichen Grund. Ein Wunder hat sich vollzogen. Gleichzeitig mit dem Erblühen der Barbaraweiglein beginnt die Kleinwelt des Wassers, die bisher im Winterschlaf lag, ihren Liebesfrühling, beginnt ihre gewaltige Vermehrung, genau wie eine Uhr „richtiggehend“, und vollbringt eine kaum geringere Leistung als der oft bestaunte Palolowurm in der fernen Südsee, der auch nur zu bestimmten Zeiten sehr pünktlich seinem Liebespiel obliegt. Ihn und seine Gewohnheiten kennt der gebildete Städter, aber von den sinnfälligen Geheimnissen seiner eigenen Heimat ahnt er nichts.

Sonst könnte es ihn nicht überraschen, den Frühling nach beendeter Winter Sonnenwende eintreten zu sehen. Da entfalten sich nicht nur die Barbarablüten, da bekommen nicht nur Bäume und Bäche ein neues Gesicht, da schwillt auch überall die drängende Sehnsucht, die Woge der Liebe empor, die in den „Stillen Wochen“ vor Weihnachten friedsam schlummerte. Jaunkönig und Kreuzschnabel richten die Wochenstube, der Fuchs treibt die Fähe und auch der Mensch, der natürliche Mensch... Frühlings Erwachen — —

Was weiß der Stadtmensch von alledem? Wäre er nicht der Entwurzelte, zu dem er nun einmal wurde, so dürften ihm all diese Erscheinungen geläufig sein, die doch nur ein winziger Ausschnitt aus dem Urwissen der Ahnen um die Abhängigkeit des Lebens von der Sonne sind; ein winziger Ausschnitt auch nur aus dem Geheimreich, in das alles Leben bei uns mit dem nun wieder aufsteigenden Taggestirn tritt, je h t m i t d e m B e g i n n d e s n e u e n S o n n e n j a h r e s.

Mit vollem Recht setzten also unsere Vordäter den Anfang des natürlichen Jahres mit dem Augenblick gleich, da die Sonne ihren tiefsten Standort am Himmel verläßt und wieder aufzusteigen beginnt, also nach erfolgter Winter Sonnenwende; die Tage werden nun wieder länger, der Tage und sanftmütige Frühling setzt ein und in alles Leben ergießt sich ein gewaltiges Drängen. Es ist der Tag der Wiedergeburt des Lebendigen, ein hehrer, ein heiliger Tag; es ist die Mutternacht der kommenden Zeit, die wir noch heute mit dem alten Namen für heilig, als Weihe- oder Weihnacht, als heilige Nacht bezeichnen.

Sie ist die erste der Zwölfen, der zwölf Nächte — die Ahnen rechneten nach Nächten, so wie wir nach Tagen zählen! —, der rätselreichen Rauhnächte, von deren zauberkräftigen Wirkungen, von deren prophetischen Eigenschaften dunkle Kunde zu uns gelangte, eine Kunde, die wir belächelten.

Die Rauhnächte spielen im frühgermanischen Brauchtum eine hervorragende Rolle. Kaum glaubhaft will es scheinen, wenn unsere Vordäter diesen zwölf Tagen vorausschattende Eigenschaften zumessen, derart, daß der erste dieser Tage, der 25. Dezember in seiner Wetterlage — um hier nur diese zu berücksichtigen —, eine Vorausschau des Wetters im kommenden Januar und, wie wir heute sagen, seiner politischen Lage ermöglicht. Der 26. Dezember würde dann eine Vorausschau des Februars, der 27. des März und so fort bis zum 5. Januar, als dem kommenden Dezember entsprechend, sein.

Derartige Behauptungen klingen für den exakt-materialistisch denkenden Gegenwartsmenschen derart närrisch, daß er unbedenklich geneigt ist, diesen Glauben der Ahnen als „Aberglauben“ unbeachtet beiseite zu schieben. Trotzdem ist die Richtigkeit der früheren Meinung nicht mehr von der Hand zu weisen, nachdem durch jahrelange Beobachtung des Wetters und der politischen Vorgänge ein inniger Zusammenhang zwischen beiden festgestellt, überdies die Abhängigkeit des Wetters vom Rhythmus der Sonne und ihrer Befleckung und die mit ihnen völlig gleichlaufenden Geschehnisse im Völker- und Einzelleben nachgewiesen wurden.

Insonders sind die Nachforschungen auch auf die Rauhnächte ausgedehnt worden und haben zu dem überraschenden Ergebnis geführt, daß sie in der Tat den Einsichtigen vorweg erkennen lassen, „was im kommenden Jahr der Große Kosmische Wille mit uns vorhat.“

Dieser „Kosmische Wille“ scheint wieder nur ein blosses Gedankenpiel. Aber wir wollen erst hören und dann urteilen.

Ziehen wir eines der entscheidenden Jahre der neuen deutschen Geschichte heran, das Jahr 1923, das durch die Ruhrbesetzung und die erste Hitlererhebung gekennzeichnet ist. (Das Weitere nach Dr. G. Lomer).

Stellen wir die Tatsachen nebeneinander: 25. Dezember 1922, die erste Rauhnacht, klar, kalt, sonnig; ihr entspricht die politische Lage im Januar 1923: Ruhrgebiet besetzt, Regen, Schnee, Frost; Dollar steigt von 8000 auf 49 000. — 26. 12. 22, kühl, bedeckt, regnerisch. Februar 23: Schwere Zusammenstöße, zahllose Gewalttätigkeiten und Ausschreitungen, Ausweisungen, viel Frost. — 27. 12. 22, kühl, bedeckt, regnerisch. März 23: Schwere Zusammenstöße, zahllose Gewalttätigkeiten und Ausschreitungen, Ausweisungen, Blutbad in Essen, viel Frost. — 28. 12. 22, sehr dunkel, Regen. April 23: Kommunistenputsch in Mühlheim. — 29. 12. 22, schwerer Barometersturz auf 734. Mai 23: Weitere Besetzungen, Verhaftung und Verurteilung der Kruppdirektoren, Unruhen, Dollar steigt bis 59 000. — 30. 12. 22: Barometer 728, Sturm in New-York seit Tagen. Juni 23:

dann
a...
dies
und
in nicht
kur
Aber...

Weitere Befehungen, blutige Unruhen, Dollar bis 153 000. — 31. 12. 22: Barometer 733. Juli 23: Dollar über eine Million. — 1. 1. 23: dunkel, regnerisch. August 23: Dollar etwa acht Millionen. — 2. 1. 23: klar, Frost. — September 23: Riesenerdbeben in Japan, Aufgabe des passiven Ruhrwiderstandes, Stresemann Kämpfer. — 3. 1. 23: dunkel, Regen. — Oktober 23: Blutige Unruhen, Ausrufung der rheinischen Republik, Spartakistenkämpfe, Dollar bis 65 Milliarden. — 4. 1. 23: hell, klar. — November 23: Hitlererhebung, Rückkehr des Kronprinzen, Separatistenkämpfe, „Schlacht bei Honnef“, Dollar bis 4,2 Billionen. — 5. 1. 23: Die letzte Rauhnacht, Barometer 754. — Dezember 23: Ende November, Anfang Dezember Einführung der Rentenmark. —

Diese etwas kühle Aufstellung wird sofort zum Widerspruch reizen. Aber gerade aus diesem Grunde wurde sie gewählt, obwohl sich weitere und scheinbar besser stimmende Gegenüberstellungen finden ließen. Dem kalten klaren, sonnigen 25. Dezember 22 scheint keineswegs das düstere Geschehen im Januar 23 zu entsprechen. Trotzdem lehrte die Entwicklung der Dinge, daß von der Ruhrbefehung Gutes für Deutschland ausging, das sich aus ihren Folgen erst entwickelte. Wie richtig aber in den scheinbar nicht stimmenden Fällen dennoch solche Naturprophetien in Wahrheit sind, hat uns auch inzwischen das durch die Ruhrbefehung zum Wiedererwachen gebrachte deutsche Empfinden gezeigt. Fraglos war die Ruhrbefehung zunächst ein ungeheuer schwerer Schlag, aber sie stellte sich als ein notwendiges, also die Notwendendes Geschehen im Gesamtbilde des neuen deutschen Schicksals und damit bei aller Härte als dennoch günstiges „sonniges“ Ereignis dar. Heute erkennen wir diese Tatsache, während damals höchstens die Besonnenen das uralte und sehr tiefe Wort gesagt haben mögen: „Wer weiß, wozu es gut ist!“

Der sonnige, kalte und klare 25. Dezember 1922 hätte uns die Antwort geben können: Wir mußten leiden, um zu gewinnen. Ein höherer Sinn waltete in dem Geschehen, das durch Nacht zum Licht führte.

Nichts anderes scheinen unsere Ahnen gemeint zu haben, wenn sie betonten, es könne aus den zwölfen nicht nur das Wetter der kommenden Monate erkannt, sondern auch der Sinn und die Bedeutung der Ereignisse ersehen werden. Dies aber ist etwas anderes als die augenblickliche Bedeutung, die einem Ereignis im Rahmen gleichzeitigen anderen Geschehens zukommt und darum fast immer gefühlsbetont ist. Noch um die Jahrhundertwende hob der schlesische Landmann hervor, bei der Prophetie der Rauhnächte handele es sich nicht um den Gegenwartswert, sondern wie oben erwähnt, um seine Allgemeinbedeutung für die Zukunft im Rahmen des Ablaufes der Geschichte überhaupt.

Wundersam, aber in der Tat nachweisbar, scheint dem Einsichtigen schon während der zwölf Nächte erkennbar, was „der Große Kosmische Wille“ mit uns vorhat.

So greift die Vorauschau während der nicht umsonst von unseren Ahnen als heilig bezeichneten zwölf Nächte weit über das kommende Jahr hinaus. Sie läßt dazu die Bedeutung auch der schwersten, im Augenblick schädlich erscheinenden oder aber auch vorteilhaft dünkenden Schicksale für die ferne Zukunft erochen und selbst aus Not und Tod, durch Vergleich mit der Wetterlage der entsprechenden Rauhnächte, Trost und Zuversicht gewinnen. Täuschen wir uns aber nicht! Hier haben wir es gewiß nicht mit einem mathematischen Gesetz zu tun, sondern mit einer Regel, eine Tatsache, die uns noch allenthalben begegnen wird.

Es ist das eine jener Erscheinungen, die zu ihrer Deutung nicht den Verstand, sondern das Gefühl benötigt, mithin einen magischen, also einen unverbildeten, einen natürlichen Menschen voraussetzt: den wahrhaftesten, den eigentlichen Ur-Bauern, dem die Übereinstimmung der Dinge mit dem Leben genügt, um in ihnen Tatsachen zu sehen. Denn die inneren Verknüpfungen, die die Rauhnächte zu prophetischer Schau verwendbar machen, sind uns noch verborgen und statt klarer Aufhellung scheint ein gewaltig-ehrfürchtiges Rätsel erkennbar, das Geheimnis des göttlichen Großen Kosmischen Willens.

Es ist, als sei ein Zipfel von des Allmächtigen Gewande sichtbar und mache uns begreifbar, warum den Ahnen die Rauhnächte heilig waren.

Daß das keine Redensart ist, sondern ein Hinweis, der ganz im Sinne der Weltchau unserer Ahnen liegt, mag uns eine Betrachtung zeigen, die zu einem der tiefsten, zu einem entscheidenden Gedanken, zu einer grundlegenden Überzeugung unserer Vorfahren hinführt.

Wenn wir nämlich vom „Kosmischen Willen“ sprechen, so bringen wir damit zum Ausdruck, das Kosmische, das Göttliche offenbare sich auch im menschlichen Schicksal. Es ist nur ein uralter Gedanke, unsere sichtbare Welt, also Erde und Kosmos seien nur ein Teil, nur eine Zelle des Weltwesens, eine Flocke aus dem Körper Gottes. Denn: Was oben ist, ist unten, und was unten ist, ist oben, und das Ganze ist ein großes Gleichnis — das hat man schon vor Jahrtausenden behauptet. Immer ist diese Meinung wiedergekehrt; nie aber ist sie über den Wert eines bloßen Gedankens hinausgekommen, wenigstens nicht in unserer naturerfernten Zeit, solange nicht, bis die ebenfalls uralte, für uns aber neue Erkenntnis von der kosmischen Bedingtheit alles Seins von neuem aufdämmerte.

Mit dieser Einsicht von der vorwiegenden Abhängigkeit des Lebens vom Gang und vom Rhythmus der Sonne, erst mit der Heliobiologie, gewannen jene fast dichterischen Meinungen an nachweisbarem Gehalt, es spiegelte sich im Mikrokosmos des Lebens der Makrokosmos des Alls.)

Unter Helio-Biologie ist die Lehre zu verstehen von der Kosmischen Bedingtheit des Lebens und seiner Abhängigkeit von dem Lauf und den

*) Näheres über das heliobiologische Weltbild, als das der Ahnen, siehe Hanns Fischer „Der Weg ins Unbetretene“; Verlag Dr. Hermann Eichenhagen, Breslau.

*Wunder
Wunder f.*

Vorgängen auf der Sonne. Sie wurde 1923 von mir begründet. Sie zeigt uns also, ganz im Sinne der Pythen, alles Leben als einen Bestandteil des Weltalls, als einen Teil, der nicht selbständig, sondern dem Kosmos untertan ist.

Dazu kamen die physikalischen Entdeckungen unserer Zeit, die dazu drängten, im Atom ein Widerspiel zu sehen, in dem die Kräfteteilchen, wie Planeten um Sonnen und Monde um Planeten kreisten. Hier schien unsere Sonnenwelt ins Winzigste gebannt.

Weniger beachtet sind in dieser Hinsicht die rein astronomischen Forschungen geblieben. So hatte schon Schwarzschild über den Sternhaufen der Hyaden geschrieben: „Die durchschnittlichen gegenseitigen Abstände der einzelnen Glieder ergeben sich zu je 30 Billionen Kilometer. Reduziert man die Hyadensterne auf Stecknadelkopfgröße, so wird ihre gegenseitige Entfernung durchschnittlich etwa 30 Kilometer. Es ist also nachgewiesen, daß sich 40 Stecknadelköpfe, die sich in gegenseitigen Abständen von 30 Kilometern befinden, in einem geheimnisvollen Zusammenhang gemeinsam gleichförmig durch den Raum bewegen. In diesem gemeinsam stillen Wandern der Sterne fühlt man aufs eindringlichste das höhere Prinzip, das sie beherrscht, so schwer es auch ist, dasselbe in präzise Darstellungen zu fassen. Man möchte sich am liebsten denken, daß die Sterne gemeinsam losgeschossen sind, der Explosion eines großen Zentralkörpers ihren Ursprung verdanken. Diese Explosion müßte aber den Sternen eine große Anfangsgeschwindigkeit erteilt haben, um sie ihrer gegenwärtigen Gravitation zu entreißen.“

*Kleinchen
boyk*

Hier also ist von einer Sternexplosion die Rede. Dieser Gedanke ist in neuerer Zeit sehr ernstlich wieder aufgenommen worden und hat nicht nur zu einer Deutung der plötzlich auftretenden „Neuen Sterne“ geführt, sondern — was ich im „Weg ins Unbetretene“ zu zeigen versuchte — auch dazu, die Geburt einer ganzen Sonnenwelt begreifbar zu machen. Dabei ist die Bezeichnung Geburt durchaus wörtlich zu nehmen, da dieser Vorgang die Einverleibung eines kleineren in einen größeren Stern voraussetzt, mithin wahrhaft eine Befruchtung darstellt, sodaß wir hier im Sternenall ein Spiegelbild des biologischen Befruchtungsvorganges vor uns haben. Mag diese Ansicht auch heute nicht Allgemeingut sein, so genügt sie für uns doch, als ein Beispiel dafür zu gelten, daß auch die Himmelskunde dabei ist, in Sternen und Leben die nämlichen lebensmäßigen Erscheinungen zu erörtern. Viel tiefer aber und in geradezu entscheidender Form ist nun die neueste Heliobiologie in diese Dinge eingedrungen und zeigt immer mehr und mehr, daß es auf unserem Heimatstern an natürlichen Vorgängen nichts Grundfägliches gibt, das nicht auch im Sternentraum wiedergefunden würde.

Don entscheidender Bedeutung sind hier die Forschungsergebnisse von Georg Crile, die zu verblüffenden Folgerungen führen.

Crile

Zunächst steht heute einmal fest, daß das tierische Protoplasma, also der in lebenden Zellen befindliche Lebensstoff, Strahlen verschiedener Wellenlänge ausstrahlt. Unter diesen finden sich solche, die ebenso kurz, daher ebenso machtvoll sind, wie die von der Sonne selbst ausgeschleuderten. Aus dieser Tatsache ergibt sich nun die bemerkenswerte, übrigens auch in der neuzeitlichen Ernährungslehre eine entscheidende Rolle spielende Folgerung, daß im Protoplasma von Tieren und Pflanzen ebenfalls Sonnen „scheinen“ müssen; folglich können Tiere und Pflanzen den Atomen ebensolche chemische Kräfte verleihen wie die Sonne selbst.

Hier muß nun daran erinnert werden, daß die Atomkräfte der lebendigen Stoffe umgewandelte und aufgespeicherte Sonnenkräfte sind, da nach dem „Alles- oder Nichts-Gesetz“ ein Atom, das Energie von einer bestimmten Wellenlänge empfing, diese in der selben oder in längerer Wellenlänge, nie aber in kürzerer wieder ausstrahlt. Und diese Tatsache finden wir beim Vergleich von Sonne und Atom bestätigt. Diese aus den lebendigen Atomen entsandte Strahlung scheint nun jene Energie zu sein, die lebende Wesen organisiert und ihren Haushalt treibt.

Hier aber verbirgt sich ein großes Geheimnis; denn wenn die Atome jene kurzen Strahlen von der Wellenlänge des ultravioletten Lichtes ausstrahlen, das wir von der Sonne her kennen, dann bedarf es hierzu einer Temperatur von 3000 bis 6000 Grad Celsius.

Es scheint zunächst gänzlich unfaßbar, in Mensch und Tier heiße Punkte von der Temperatur der Sonnenoberfläche anzunehmen, die wir mit 5000 bis 6000 Grad ansehen müssen. Was wir aber auch an Erklärungsversuchen heranziehen wollen — nichts befreit uns von dieser Folgerung. Daß sie uns so gänzlich unmöglich erscheint, liegt aber nur an unseren Denkgewohnheiten, die uns bisher ganz allgemein daran gehindert haben, in unendlich kleinen Größen zu denken.

Erinnern wir uns aber daran, daß Rutherford gelegentlich seiner Untersuchungen über die elektrischen Grundteilchen einmal einen sehr treffenden Vergleich gebracht hat. Er sagte nämlich, ein Flintenschuß aufs Geratewohl abgefeuert, habe ebenso große Aussicht, einen Nagel zu treffen, wie ein solches elektrisches, ein Alphateilchen, das durch ein Atom schießt, einem Elektron zu begegnen vermöge. Die Möglichkeit also, ein α -Strahl vermöchte mit einem sonnen- oder planetenähnlichen Gebilde innerhalb eines Atoms zusammenzutreffen, sei etwa ebenso groß oder ebenso wahrscheinlich, wie die Möglichkeit, mit einem ins Weltall geschleuderten Schneeball einen Wandelstern, etwa den Mars, oder die Sonne zu treffen.

Die unfaßbare Kleinheit der Atome und ihrer Aufbauteile nötigt uns nun dazu, Gleichnisse anzuwenden. Tun wir das, dann erscheinen uns alle diese Dinge in einem geradezu selbstverständlichen Licht. Es war darum auch nur ein Gleichnis, wenn die Alten davon sprachen, es sei Oben alles wie Unten und Unten alles wie Oben; denn wir finden, oder sind zumindest zu

der Annahme genötigt, im Atom etwas Ähnliches zu erblicken, wie eine Sonnenwelt mit Planeten, Monden und Kometen.

In diesen winzigen Gebilden wiederholen sich also die unendlich großen Zwischenräume im Kleinen. Um sie zu erfassen, wollen wir zunächst einmal die Entfernungen innerhalb unserer Sonnenwelt zumindest bis zur Erde auf begreifliche Maße zurückführen. Würden wir der Sonne einen Durchmesser von 1.40 Meter geben, ihre Ausmaße mithin auf ein Tausendmillionstel verringern, und den gleichen Maßstab auch im sonstigen Sonnenteich anwenden, so müßten wir von der eben genannten Kugel aus 58 Meter weit gehen, um auf ein Pfefferkorn von 4,7 Millimeter Durchmesser zu stoßen, den Merkur; nach weiteren 50 Metern, mithin 108 Meter von der Sonne, würden wir einer Kleinkirsche von 12,2 Millimeter Durchmesser begegnen, der Venus; in weiteren 41 Metern Entfernung, mithin 149 Meter von der Sonne abstehend, würden wir zu einer 12,7 Millimeter aufweisenden Kirsche, der Erde kommen, erst in 4,459 Kilometern würde dann der Neptun als Billardkugel von 5,4 Zentimetern Durchmesser die Sonne umkreisen (Abb. 2). Das sind bei der Kleinheit der einzelnen Körper riesige Entfernungen. Sie allein aber sind für unsere Betrachtung nicht entscheidend; vielmehr müssen wir der Tatsache Rechnung tragen, daß die Gluttemperaturen der Sonnenoberfläche mit der Sonnenwärme, die wir empfinden, nur mittelbare Verbindung haben. Der Weltraum zwischen Taggestirnen und unserm Heimatstern dürfte eine Temperatur von weit unter minus 100 Grad haben. Erst in den tieferen Luftschichten wird Sonnenstrahlung in entsprechende Wärme umgewandelt, während auf den Berg Höhen geringe Temperaturen herrschen, wie uns das besonders tropische Gletscher deutlich zeigen. Wir haben also auch hier die Tatsache, daß 5000 bis 6000 Grad Wärme auf der Sonne unsere Erde in gar keiner Weise benachteiligen, weil die Entfernung und die sonstigen physikalischen Bedingungen dies verhindern.

Etwas ganz gleiches muß nun für die „heißen Punkte“ im Protoplasma zutreffen. Man hat sie als „Radiogene“ bezeichnet. Es sind die Sonnen im Lebensstoff. Sie sind mehr. Sie scheinen Mittengestirne zu sein, von Planeten und Monden umschungen. Heiße und leuchtende Mittengestirne. Dazu kommt, daß alles dafür, kaum etwas dagegen spricht, diese Radiogene als durch die kosmische Sonnenstrahlung entstanden zu denken.

In Wahrheit scheint darum im Protoplasma der Lebewesen die Sonne mit unverminderter Strahlung. Es ist deswegen durchaus verständlich, wenn Crile sagt: „Das Protoplasma ist eine Milchstraße, bestehend aus unendlich kleinen Sonnensystemen, ein jedes erschaffen nach dem eigenen Bilde von der Sonne Strahlung.“

Ein weiterer Vergleich aber drängt sich auf. Würden die von Crile vermuteten Radiogene die Größe eines theoretisch berechneten Eisenmoleküls haben, so würden sich nach den Berechnungen Dr. Telkes in einem Kubik-

zentimeter Muskel vier Billionen Radiogene oder plasmatische Sonnen befinden.

Die Forschung ist eben damit beschäftigt, den Nachweis zu führen, daß diese Radiogene als Kraftverteiler im Haushalt des Körpers dienen, daß sie die ausschließlichen Mittelpunkte der protoplasmatischen Tätigkeit und des Wachstums sind.

Mittel

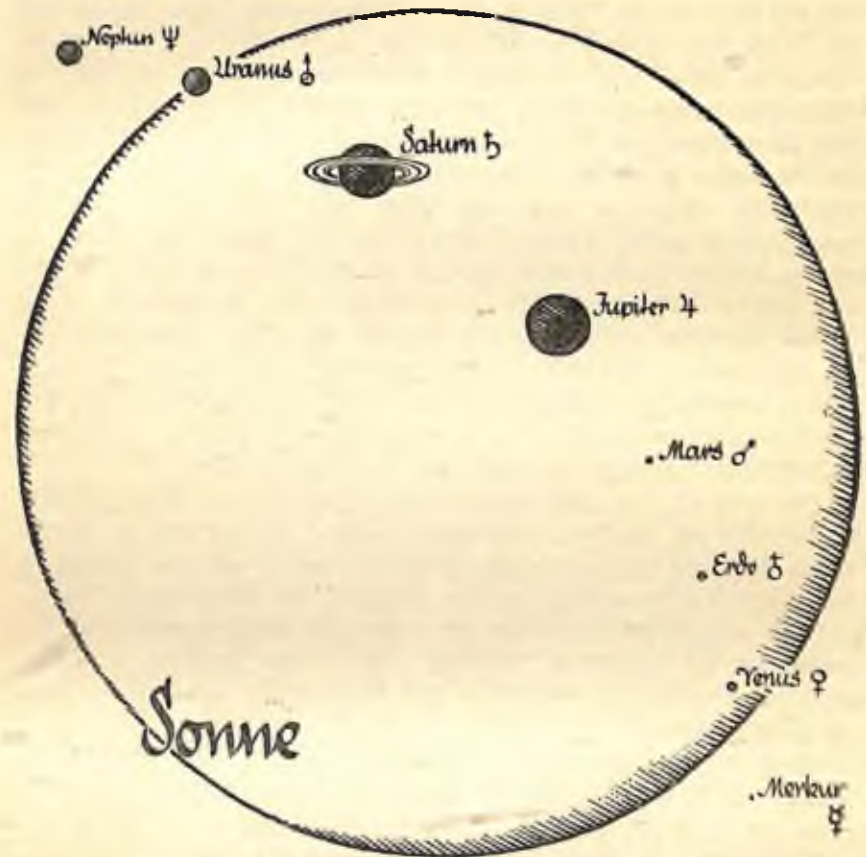


Abb. 2.

Größenverhältnisse der Planeten. Aus der maßstäblich richtigen obigen Darstellung wird die überragende Bedeutung der Sonne im Kreis unserer engeren Sternfamilie deutlich sichtbar.

Und wenn wir auch mit diesen Einsichten noch lange nicht ins Innere der Natur dringen, so eröffnet sich doch mit ihrer Hilfe ein weites und fruchtbares Feld weltanschaulicher Fragen.

Zunächst kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die Welt der Erde und des Lebens nach einem Grundgedanken aufgebaut ist, nach einem Grundgedanken, der auch im gesamten Weltall Geltung hat. Alle Abläufe

113

man braucht
- damit

Lebendigkeit

Alte

45

im Bereiche des Kosmos und des Lebens gehen nach den gleichen Regeln vor sich: was Oben ist, ist Unten, und was Unten ist, ist Oben, und das Ganze ist ein großes Gleichnis.

Darüber hinaus aber erkennen wir etwas Gewaltiges; denn wenn der Schluß zulässig ist — und er ist nicht nur zulässig, sondern zwingend —, daß im Atom sich Sonnenwelt und Kosmos widerpiegeln, daß hier wie dort ein Geist herrscht, dann ist es nur Notwendigkeit, vom Kleinen über das Große zum Größten vorzustoßen und im unendlichen Weltall nichts anderes zu sehen, als ein belebtes Protoplasma-Körnchen, in dem jene heißen Punkte uns als Sonne und Sterne scheinen; als eine belebte Zelle eines Überweltwesens, dem wir als Menschen genau so gegenüberstehen, wie die bisher gewiß noch nicht entdeckten, aber grundsätzlich nicht zu bestreitenden Bewohner jener unheimlich kleinen Welten, die um die Plasma-Sonnen unseres Körpers kreisen. Sie aber müssen sich, wollen sie bestehen bleiben, jenem Lebensrhythmus anpassen, den wir als die Träger ihres Daseins und wir als ihre Überweltwesen ihnen vorschreiben. Dabei sind wir selbst hier keineswegs frei, sondern auch in uns pulst der Rhythmus des Kosmos. Ihm sind auch wir untertan; denn auch unser Leben ist kosmisch bedingt. Wir gehen darum gewiß nicht in die Irre, wenn wir den kosmischen Rhythmus auch wieder nur hinaufleiten zu dem Überweltwesen, dem göttlichen, auf dessen Atomwelt wir unser Dasein stiften.

Hier wird also die uralte Anschauung zur begreifbaren Notwendigkeit, die unser Weltall als eine Zelle Gottes ansah, als des übergeordneten Wesens, dem wir alle uns einfügen müssen, wollen wir uns vollenden; denn ebenso wie jede Zelle unseres Körpers, die sich unserm Lebensrhythmus entgegensetzt, vernichtet und abgestoßen wird, genau so wird der Mensch, der sich dem Gang des Alls nicht einfügt, vorzeitig vernichtet. Das ist die Weisheit des Atoms, das sind phantastische, aber das sind dennoch Wirklichkeiten.

Wenn wir also mit Hilfe der Rauhnächte in den Gang des Alls, in den Geist des Alls, in die Geheimnisse des Kosmischen Willens, mithin in die Zukunft zu blicken vermögen, so ist das etwas Wesentlicheres als nur eine schlichte Naturprophetie, deren wir noch zahllose kennenlernen werden. Es ist weit mehr. Es ist einer der Fingerzeige, der zu richtigem, zu gesundem, zu heiterem Leben, es ist ein Fingerzeig, der den Fähigen zur Weisheit führt.

Aus diesem Grunde spielten die Rauhnächte im Ahnenleben eine so große Rolle.

NB

Erfüllt von vielen Bräuchen, die verschüttet sind und vergessen wurden, gehören die Zwölften heute folglich zu dem unbekanntesten Gebiet des germanischen Brauchtums. Von dem, was auf uns kam, gewöhnt uns indessen gar Manches überraschend neue Einblicke. Teilweise sind die alten Sitten zu belustigenden Zeitfüllern für die Sylvesternacht herabgewürdigt

Wild

worden, die noch heute als einziger Rest der eigentlichen Rauhnächte etwas gruselig-geheimnis an sich hat, einst aber den Abschluß des alten Jahres bedeutete und auf den 24. Dezember fiel.

Als Jahresbeginn galt unser heutiger erster Weihnachtsfeiertag, der alte erste Hartung (Januar), der gegenwärtige 25. Julmond (Dezember).

Von der ihm voraus gehenden Mutternacht sagt das Urwissen des Volkes:

Ist die Christnacht vor Mitternacht trübe, gedeiht das vor dem Christtag geborene Vieh nicht; ist sie nach Mitternacht hell, so gedeiht das nach dem Christtag geborene.

Mit diesem Worte haben wir das eigentliche Gebiet der bäuerlichen Naturprophetie und den wahren Mutterboden des Brauchtums betreten, das Reich des Landmannes.

Da wir später erkennen werden, daß das Alter der wesentlichen Bauernregeln, der Volksheilkunde und vieler Bräuche nicht nach völkergeschichtlichen, sondern nach erdgeschichtlichen Maßen, also nach vielen Jahrzehntausenden gemessen werden muß, da wir schon in der Tertiärzeit einen bereits von Winter-Sonnenwende zu Winter-Sonnenwende laufenden, vom Nordischen Menschen stammenden Kalender kennen, und da es Städte bei uns erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit gibt, ist alles Urweiskum allein auf die damals und auch heute noch allein tragende und wichtigste Schicht, auf den Bauern und seinen Lebensraum gemünzt.

Weise

Er ist es ja, der unmittelbar der Natur die Nahrung abzugewinnen, abzurufen hat; nicht wie ehemals, da, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, Jedermann nahezu alle Bedürfnisse für sich und seine Sippe selbst erzeugte, wahrer König in seinem Reich war, sondern der gegenwärtig die melkende Kuh des an der Schöpfung des Lebensunterhaltes nur lose beteiligten Städters, mithin dessen Knecht geworden ist.

e. K. m.

In einem Ausmaß, das der Nicht-Landbewohner kaum je in seiner tatsächlichen Bedeutung sachgemäß einzuschätzen fähig ist, sieht sich der Bauer genötigt, um zu bestehen, sich und sein Tun der Wetterlage, dem natürlichen Jahr anzupassen und alle irgend auftretenden Vorzeichen zu berücksichtigen, die ihm die Natur vermittelt, wollen nicht er und mit ihm alle verhungern, die von seiner Arbeit zehren. Seine Erfahrungen hat er darum von je in Regeln festgehalten, in Regeln also, nicht in Gesetzen; denn jedes Jahr hat ein anderes Gesicht und wiederholt sich erst nach langen Zeiträumen, obschon seine wesentlichen Eigenarten mit jedem neuen Sonnenumlauf wiederkehren. Die Einzelercheinungen, etwa in der Wetterlage sind in ihrem zeitlichen Auftreten also nicht gleich, sondern nur ähnlich, aber alle Einzelercheinungen treten unter gleichen Bedingungen auf, während ihre Folgen hinsichtlich ihrer Stärke schwanken. Das will sagen: Erwartet der Bauer in der Zeit vom 11.—13. Mai die Eisheiligen, also jenen bekannten und gefürchteten Kälterücksfall, dann tut er das mit Recht

Vouge

13

113
in jedem Jahr. Es kann aber vorkommen, daß diese (schädlichen) Frostnächte schon am 6. Mai beginnen, um am 8. beendet zu sein, oder aber auch erst am 17. Mai auftreten, mithin verfrüht oder verspätet erscheinen. Das Verhalten der Natur kündet, wie wir später sehen werden, all das rechtzeitig an. Seine Regeln sind auf dieser Tatsache aufgebaut, wobei zunächst nicht entschieden werden kann, ob der Frost etwa -1 oder -8 Grad betragen wird. Das läßt sich erst unmittelbar vor oder bei Eintritt der drei gestrengen Frieren beurteilen; denn das ist in jedem Jahre anders. Es können darum nur Regeln gegeben werden, deren Zuverlässigkeit in der Hand des Erfahrenen allen natürlichen Ansprüchen genügt.

Mit Gesetzen ist hier gar nichts auszurichten; denn die Natur kennt keine Gesetze, da alles in ewigem Fluß ist, einem Fluß dazu, dessen Stärke und Weg sich pausenlos ändern.

Darum goß der Landmann all seine und die völkerlange Erfahrung seiner Ahnen in jene ehrwürdigen Regeln, die wir heute als Bauernregeln bezeichnen und von denen wir eben die erste, auf die heilige Nacht bezügliche kennenlernten. Ihre Bedeutung zu würdigen, wird es ratsam sein, sich erst einmal grundsätzlich über Sinn und Möglichkeiten dieses Urweistums klar zu werden und eine endgiltige Entscheidung herbeizuführen, ob es sich hier um Aberglauben oder ob es sich um Volksweisheiten handelt.

Sreifen wir also schon hier unseren späteren Betrachtungen vor und werfen wir einen Blick auf den Wert der Bauernregeln.

„Wenn die Klatschbasen mit ihrem Tratsch auf der Dorfstraße kein Ende finden können“, so behauptet der Bauer, „gibt es Regen, oder im Winter Schnee!“

Das klingt verblüffend wie so vieles, das zum berühmten-berühmten Glaubenssatz der Bauernregeln gehört, den der Gebildete seit langem belächelt.

Wer nämlich weiß, welche Mühe es der Fachwetterkunde kostet, auch nur auf vierundzwanzig Stunden im Voraus das Wetter einigermaßen verlässlich vorauszusagen, muß zu einem ablehnenden Urteil kommen. Wie sollten auch Klatschbasen und Regen oder Schnee zusammenhängen! Diese Beziehung scheint weit phantastischer als selbst die kühnsten Erwartungen, die an den biederen Laubfrosch geknüpft werden, oder besser, wurden; denn heute weiß jeder Städter, daß der im engen Glasgehäuse eingekerkerte Insektenfresser nicht viel zuverlässiger ist als der berühmte Strich, der Regen anzeigt, wenn er naß und Erdbeben, wenn er zu Boden gefallen ist. Dabei vermöchte der wissenschaftlich Gebildete auf die für die Geisteshaltung des Landmannes nach städtischer Meinung bezeichnende Tatsache hinzuweisen, daß der Laubfrosch selbst heute, trotz Wetterkarte und Wetterfunk, im Glauben des Bauern seine Bedeutung keineswegs eingebüßt hat.

Um nun die eigentlichen Voraussetzungen eines derart tief eingewurzelten Aberglaubens erkennen zu können und nicht dem Vorwurf preisgegeben zu sein, etwas abzulehnen, ohne es umfassend geprüft zu haben, ziemt es uns, den Grundlagen derartiger Bauernregeln nachzugehen.

Auf die einfachste Formel gebracht, behauptet das Urwissen des Volkes vom Laubfrosch, es werde Regentürme geben, sobald das Tier seinen lustigen Baumstamm verläßt und unter lautem Gequake in seinen Tümpel zurückkehrt.

Was ist nun Wahres, was ist also Tatsache an diesem Glauben?

Zunächst kann nicht bezweifelt werden, daß der Laubfrosch nur bei trockenem Wetter einen Baum ersteigen und sich nur dann auf einer Blattoberseite zum Zwecke des Beutemachens halten kann; denn nur unter diesen Umständen wird die Klebrigkeit der Ausscheidungen seiner Körperoberfläche nicht durch Wasser beeinträchtigt. Diese Gefahr würde aber bei Regen eintreten und müßte dann dem Tier das Leben kosten. Heftige Stürme vermöchten das nämliche Ergebnis zu erzielen. So wäre die Möglichkeit gegeben, mit einem Schläge alle Laubfrösche einer vom Regenturm heimgesuchten Landschaft vernichtet zu sehen.

Wer derartige, gewissermaßen regelmäßig eintretende Frostkatastrophen für möglich hält, der kennt die heimliche Natur zumindest nicht aus eigenem Erleben. Überall in der Schöpfung sehen wir nämlich, daß die große, gütige Mutter vortreffliche Schutzmaßnahmen zur Erhaltung der Arten geschaffen hat. So ist auch der Laubfrosch mit einem Wetterfönn ausgestattet, der es ihm erlaubt, bevorstehenden Regen oder Sturm rechtzeitig genug zu spüren, um sich retten zu können.

Gewiß läßt sich dieser Wetterfönn nur aus den Beobachtungstatsachen folgern und bis heute mit keinem Meßgerät nachweisen. Indessen sind wir berechtigt, auf sein Vorhandensein zu schließen; denn es handelt sich hier um gar nichts Unbekanntes, da auch der Mensch, wie wir hörten, in stärkerem oder geringerem Maße wetter-vorempfindlich ist, wie besonders der Kranke und vor allem der Rheumatiker zu seinem besonderen Leidwesen bestätigen wird.

Der Laubfrosch fühlt also den Wetterumschlag zum Schlechten deswegen im Voraus, um Zeit zu gewinnen, den nun gefährlich werdenden, lustigen Baumstamm verlassen und in den schützenden Tümpel zurückkehren zu können.

Hier spricht der überall in der Natur vorhandene Selbsterhaltungstrieb. Daß der Frosch zudem bei seinem Abstieg die Stimme laut erschallen läßt, dürfte auf jene mit der Wettervorföhlichkeit verknüpfte Erregung zurückzuführen sein, die wir im gesamten Lebensbereich antreffen. Sie ist es, die den durchdringenden Schrei des Pfauen bedingt, der vorwiegend aus diesem Grunde auf den Gärten als Wettervogel gehalten wird; ebenso das ruhelose Umherfliegen der Finken, den Ruf des Spechtes, sein Lachen, und

auch die Reizbarkeit, der wir selbst vor derartigen Wetterstürzen unterliegen. Wir kennen diese Tage, an denen uns „die Fliege an der Wand ärgert“. Es sind das also Zeiten, die, nervös betont, sich durch eine Verminderung der Selbstbeherrschung auszeichnen. Sie sind vor allem auch dem Arzt und dem Kriminalpsychologen wohlbekannt.

Berücksichtigen wir also diese Dinge, dann stehen wir vor einem überraschenden Ergebnis; denn wir sehen, daß tatsächlich die Klatschbasen in ihrer wetterbedingten Erregung bei ihrem Tratsch kein Ende finden.

Nach alledem müssen wir bestätigen, daß die vom Gequake begleitete Rückkehr des Frosches in seinen Teich, daß der Schrei des Pfauen, die Unruhe der Finken, daß der Anfall des Rheumatikers, und daß viele ähnliche natürliche Äußerungen nur frühe Antworten des Lebens auf die sich im Luftozean vorbereitenden Änderungen zu sein scheinen; Vorzeichen also von Wirkungen, deren Endergebnis der bevorstehende Schlechtwetterbeginn ist. —

Hier ist etwas überaus Wichtiges ganz nebenbei sichtbar geworden, nämlich die unbestreitbare Tatsache, daß nur jenes Leben sich am Dasein erhalten kann, das sich den natürlichen Bedingungen, den natürlichen Notwendigkeiten anzupassen versteht, wie der Frosch, der seinem Gefühle folgt und den gefährlich werdenden Baumsitz verläßt. Das ist schon ein Stückchen Weisheit, ist etwas, nämlich das richtige Gefühl für die lebenswichtigen Dinge, ein Gefühl, das man haben muß, das aber gegen Geld auf keiner Hochschule erworben oder sonst erlernt werden kann.

Wollten wir aber all das auch anerkennen, so werden wir dennoch den Zweifel an der endgiltigen Brauchbarkeit derartigen Erscheinungen, etwa des Frosches als Mittel zur Wettervorhersage, nicht unterdrücken können. Allzu viele Naturfreunde in den Städten werden nämlich bezeugen, daß ihr Laubfrosch als Wetterprophet keineswegs zuverlässig war.

Hierbei wird nun vor allem eines vergessen: Wo immer der Mensch daran ging, den Laubfrosch als lebendes Barometer zu verwenden und das Tier zu diesem Zwecke in einen winzigen Glaskasten sperrte, ihn also in völlig ungewohnte, in unnatürliche Verhältnisse brachte, nahm er dem Tier die natürlichen Grundvoraussetzungen seines freien Lebens. Der Städter durfte sich also gar nicht wundern, wenn der Frosch sich in seinem Kerker nicht so verhielt, wie er es von ihm erwartete. Es ist darum ein bedauerliches Zeichen für die Naturfremdheit des Stadtbewohners, wenn er aus den unbefriedigenden Wetteräußerungen des gefangenen Laubfrosches den voreiligen Schluß zieht, die Angaben des Landvolkes seien unzuverlässig und irreführend. Er hätte sich vielmehr daran erinnern müssen, daß jedes Lebewesen, daß Mensch, Tier und Pflanze, reißt wir sie aus ihrer natürlichen Umwelt heraus, in ihren Äußerungen ganz unerwartete und neue Eigenheiten zeigen.

Man denke zum Vergleich auch an den Menschen im Gefängnis oder an die folgenschweren Feststellungen, welche zeigen, daß Menschen der dinarischen Rasse, die als Bergsteiger, Lebensretter, Gemsenjäger und Schützen innerhalb ihrer Gebirgsheimat, also in ihrer natürlichen Umwelt, durchaus vorbildliche Menschen waren, in einer neuen aber versagten. Als man sie nämlich in das Ackerbaugelände der Keuperbucht verpflanzte, brachen bei ihnen dunkle Triebe hervor und machten sie zu einem mißachteten Völkchen. Auch das ist in unserem Sinne Laubfroschschicksal, ebenso wie die Tatsache, daß das gedrungene, wundervolle Edelweiß, in die norddeutsche Tiefebene verpflanzt, zu einem sparrigen, unansehnlichen Strauch wird.

Es bedarf also keines Beweises mehr, daß der Laubfrosch im Glaskerker unzuverlässig werden muß. In der freien Natur aber kündet er das bevorstehende Wetter mit größter Verlässlichkeit: Ist er auf dem Baume sichtbar, so bleibt das Wetter schön; ist sein Ruf zu hören und strebt er dem Tümpel zu, dann ist ein Regensturm zu erwarten.

Wie selbstverständlich, daß der Landmann diese und viele andere Äußerungen der Natur dazu verwendet, auf Grund seiner stündlichen, immerwährenden Beobachtung, von ihnen auf das Kommende zu schließen.

Statt diese Fähigkeiten und Möglichkeiten zu bewundern, statt dieses ehrwürdige Erbe unserer Ahnen dankbar zu hegen, haben wir es leichtfertig verspottet. Wir spotteten unserer selbst. Das wollen wir jetzt ändern. Wir wollen überall selbst beobachten, um zunächst nur die zu erwartende Wetterlage voraussagen zu können.

Allerdings gelingt das nicht sofort; denn das städtische Denken verführt allzu leicht dazu, in den Bauernregeln, trotz des obigen Hinweises Gesetze zu sehen, die eine mathematische Sicherheit haben. Das ist und bleibt ein Irrtum, wie uns sogleich die berühmte Schwalbe zeigen wird.

Wir beabsichtigen da etwa einen Ausflug zu machen. Ehe wir aber aufbrechen, vergewissern wir uns über das Wetter. Vom wolkenlosen Morgenhimmel strahlt die Sommer Sonne und hoch im Blau jagen die Schwalben. Wir sind tief befriedigt; denn stünde Regen bevor, so würden zumindest die Schwalben tief am Erdboden hinschließen. Gegen alle Erwartung überrascht uns aber gerade dort, wo nirgends ein Unterschlupf zu finden, ein heftiger Gewitterregen. Selbstredend haben die Bauernregeln wieder einmal völlig versagt. So meint der Voreilige. Leider aber haben ihn seine Kenntnisse im Stich gelassen; denn das Urwissen des Volkes behauptet nicht, die Schwalbe künde den Gewittersturm an, sondern den Landregen, also länger andauernde Niederschläge. Trotz bevorstehenden Gewitters und selbst noch dann, wenn es schon erheblich kracht und blüht, können wir die Schwalben am hohen Himmel beobachten. Hätten wir dagegen auf unserer Wanderung die Ameisen eines Blickes gewürdigt, es hätte uns nicht entgehen können, daß sie ihre als Ameisenreier bekannten

Puppen aus der sonnigen Lage in die schühenden Erdwohnungen brachten, um sie vor Nässe zu bewahren.

Auch ein Kunkelrübenfeld hätte uns belehren können; denn die Blätter dieser Pflanze beginnen schon lange ehe das Wetter aufzieht, ihre Straffheit zu verlieren und schlaff herabzuhängen.

Von weiteren Gewitterzeichen seien die Schafherden genannt, die sich zu einem Klumpen zusammenzudrängen pflegen und nicht von der Stelle zu bringen sind. Auch das Verhalten der Kühe und Ochsen auf Weiden, Matten und Almen vermöchte uns zu warnen; denn diese Tiere pflegen das Gewitter dadurch anzukündigen, daß sie oft in die Luft schnuppern und den Schwanz nahezu senkrecht aufstellen. Auch das Meckern der Bekassine, der Himmelsziige, ist ein Gewittervorzeichen. Von den Bienen heißt es:

Wollen die Bienen frühmorgens nicht auf die flucht,
Sicht sicher schwer Wetter in der Luft.

Das sind nur einige wenige Beispiele, die uns helfen sollen, nicht nur Gewittergefahr rechtzeitig zu erkennen, sondern uns in den Sinn der Bauernregeln einzuführen. Der besseren Übersicht wegen, wollen wir darum hier gleich auch einige Vorzeichen schönen Wetters betrachten.

Nirgends auf dem Lande fehlt der Raß-, der Mistkäfer, dessen dunkelbrummender Flug in der Abendstille leicht bemerkbar ist. Hören wir ihn nach Sonnenuntergang, so ist mit beständigem Wetter zu rechnen. Beobachten wir ihn aber früh am Morgen, so steht bis zum Mittag Regen zu erwarten. Beginnt es aber am frühen Morgen zu regnen, so wird der Nachmittag schön sein.

Gehen die Bienen eifrig auf Honig aus, sinkt die Sonne klar aus dem Abend oder erscheint Abendrot; steigt der Herdrauch empor, bringen die Ameisen ihre Eier an die Luft, häuten sich die Spinnen oder weben sie fleißig, dann gibt es ganz gewiß keinen Landregen.

Er steht aber in Aussicht, wenn die Schwalben tief fliegen, wenn die Sonne bleich aufgeht oder Morgentot zu beobachten ist; wenn die Tauben in einer Reihe auf dem Dache sitzen; wenn der Wald dampft; wenn die Schweine Strohhalme im Maul tragen; wenn die Fische aus dem Wasser springen und hurtig anbeißen; wenn die Steine im Flur dunkle Flecken bekommen; wenn die Schafe besonders gierig fressen; wenn die Gattenschnecken Erdklumpen an sich tragen; wenn die Enten besonders laut schnattern; wenn, um es zu wiederholen, der Laubfrosch quakt und die Weiber bei ihrem Klatsch auf der Dorfstraße kein Ende finden. Es sagt ein artiges altes Verslein:

So die hund das gras spreyen
und die weyber über die flöck schreyen,
oder sy die zeehen juden,
tul naß wetter zuher rucken.

Alle die hier angegebenen Wettervorzeichen lassen sich ebenso befriedigend erklären, wie die Behauptungen, die der Bauer hinsichtlich des Laubfrosches aufstellte. Die meisten von ihnen sind auf die natürliche Erregung zurückzuführen, die alles Leben vor den Wetterstürzen zu befallen pflegt oder umgekehrt. Andere wieder, wie der dampfende Wald oder die feucht werdenden Flursteine sind rein physikalisch ohne weiteres durchschaubar, da die Feuchtigkeit der Luft zunimmt. Überall bricht sich auch der Selbsterhaltungstrieb Bahn. Die Blätter der Kunkelrübe werden schlaff und hängen herab, da sie sonst von dem Gewittersturm zerbrochen und zerrissen würden. Der Mistkäfer, der sonst nur am Abend die für seine Kinderwiege nötigen Stoffe sammelt, tut dies nur dann auch am Morgen, wenn bevorstehender Landregen ihn an seiner weiteren lebenserhaltenden Tätigkeit zu behindern droht. Obwohl wir an dieser Stelle noch nicht auf Einzelheiten eingehen können, ist doch erkennbar, daß der Bauer nur verlässliche Tatsachen zur Unterlage für seine Regeln verwendet hat.

Trotzdem sind sie nicht ohne weiteres anwendbar. Wir dürfen nämlich nicht in den Fehler verfallen, aus einem einzigen oder wenigen Vorzeichen auf das Kommende zu schließen. Dies aus dem Grunde nicht, weil wir in der Natur nicht einen beliebigen Ausschnitt aus der Umwelt vor uns haben, wie etwa der Wissenschaftler, der eine Pflanze untersucht, sondern immer das Ganze; das All ist am Werke und in dessen Mienen müssen wir zu lesen versuchen.

Es handelt sich darum also nicht etwa nur um den Regen als Feuchtigkeit, sondern um den Regen als einer Folge von Kräften, die im ganzen All ihre Wurzeln haben und darum zahllose Erscheinungen bedingen, die uns Näheres über die Zukunft auszusagen vermögen, so etwa über Dauer und Art des Bevorstehenden. Wir befinden uns hier in der Lage eines Arztes, eines geborenen Arztes, der am Krankenbett eines Fiebernden steht. Er wäre ein Stümper, wollte er nur das Fieber beseitigen, statt nach den Ursachen dieser Lebensäußerung zu forschen und die Wurzeln der Erscheinung bloßzulegen, um erst dann an eine Heilung des Kranken zu gehen und sich nicht damit zu begnügen, die Krankheit zu behandeln.

Dieser Vergleich dringt durchaus in die Tiefe; denn bei der Natur haben wir es ebenfalls mit einem Lebewesen zu tun, einem Lebewesen höherer Ordnung, aber eben mit einem Lebewesen, nicht mit etwas Totem. Das ist entscheidend; denn das Tote ist etwas Starrtes, etwas Unveränderliches; die Natur aber lebt und ist darum in dauernder Veränderung begriffen. In ihr ist alles im Fluß. Es kommt nun im gesamten Volksweltum darauf an, den weiteren Ablauf des Lebensvorganges zu erschließen. Das gelingt aber nicht durch ein oder zwei Feststellungen, sondern nur durch dauernde Beobachtung und Schauende, das heißt gefühlbetonte Auswertung aller Naturäußerungen. Ein schlichtes Beispiel soll uns auch hier die Dinge zeigen, wie sie sind.

Wir wissen, daß ein umhoffer Mond als Regenvorzeichen gilt (Tafel I). Beobachten wir nun eine solche Erscheinung und haben wir etwa am kommenden Morgen einen Ausflug vor, so werden wir unser Vorhaben aufgeben. Wir lassen uns auch durch den herrlichen Sonnenschein am kommenden Morgen nicht beirren; denn wir wissen, daß er keine lange Dauer haben kann. Die noch herrschenden schönen Stunden wollen wir aber zu einem kurzen Spaziergang verwenden und nehmen unseren Weg durch die Felder. Hier beginnen wir mit den Arbeitern das übliche Wettergespräch. Ein wenig zweifelnd schauen wir dabei zum Himmel und lassen unsere Meinung über den bevorstehenden Regen laut werden. Wie erstaunen wir aber, wenn die Landleute unsere Befürchtungen lächelnd zu zerstreuen suchen; denn sie haben sich nicht auf den Mondhof allein verlassen, sondern lange, ehe wir aufstanden, weitere Umschau gehalten. Die Nachtschnecken hatten keine Erdklumpchen, sondern Grashalme an ihren Leibern; die Bienen flogen hurtig aus; kein Mistkäfer war zu entdecken; keine Regenwürmer, denn das sind regenkündende Würmer, hatten aufgeworfen oder waren gar über dem Erdboden zu sehen; dagegen häutete sich eine Spinne auf dem Gartenzaun. Der Tag dürfte also schön bleiben.

Trotz alledem haben wir keine Ursache, an der Richtigkeit des Mondvorzeichens zu zweifeln. Einmal kündigt es nicht nur Regen, sondern auch Wind und dann brauchen diese folgen erst zweiundsiebenzig Stunden später aufzutreten. Der Mondhof ist also zunächst nur eine Warnung für den Landmann, in bestimmter Richtung recht genau zu beobachten. Und wenn dann statt eines Regens, den viele andere Vorzeichen mit Sicherheit verkünden, nur ein Wind aufkommt, so wird der echte Bauer auch von ihm nicht überrascht werden, da ihm auch diese Erscheinung frühzeitig genug, wie wir später sehen werden, etwa von den Spinnen angezeigt wird. Sie ziehen sich bereits in ihre Schlupflöcher zurück, ehe die übrige Natur Vorboten des Sturmes erkennen läßt.

Bauernregeln sind also nur dann verläßlich, wenn ihre Behauptungen als Äußerungen eines nie stille stehenden, immerwährend im Ablauf befindlichen Geschehens ausgewertet werden. Dazu aber ist nur der auf seiner Scholle Beheimatete fähig.

Schon diese sparsame Auswahl dürfte eine bescheidene Darstellung vom Sinn und den Möglichkeiten der üblichen Bauernregeln vermitteln. Jedenfalls fühlen wir schon bei diesen wenigen Weistümern eine Seelenhaltung am Werke, die ganz der Natur hingeeben ist, die sich der Natur unterwirft und die wir als Bewahrer fast vergessenen, kostbaren Ahnenerbes ansprechen müssen.

Zu dieser Überzeugung sind wir auch dann gezwungen, wenn uns diese oder jene Regeln, sagen wir, im naturwissenschaftlichen Sinne, heute noch nicht völlig durchschaubar sind oder nur schwer begreifbar erscheinen.

Immer handelt es sich um Beobachtungstatsachen, um Erfahrungen, die, völkertlang bestätigt, in das Urwissen übergehen. Um Tatsachen aber auch dann, wenn die bäuerlichen Behauptungen den wissenschaftlichen Theorien zu widersprechen scheinen. In diesen Fällen pflegt die Wissenschaft das Urwissen als „unbewiesen“ abzulehnen, nicht, weil es nicht stimmt, sondern weil diese Dinge von eben dieser Wissenschaft noch nicht bewiesen worden sind, oder ihr Beweis nicht geglückt ist. Das hat aber in den weitaus meisten Fällen gar nichts zu sagen; denn die Wissenschaft vergißt allzuoft, daß sie die Natur gar nicht hinreichend kennt, um alle jene Bedingungen zu berücksichtigen, die in der Natur wirksam sind. Wir werden diese Dinge noch sehr genau kennen lernen, tun aber schon hier gut, uns mehr auf die Behauptungen des Bauern als auf die der naturfernen Forschung zu verlassen. Wir wollen es hier mit R. Walther Darré, dem Reichsbauernführer, halten, der gelegentlich ähnlicher Überlegungen einmal die herzhaften Worte schrieb, „daß man nämlich nicht erst den Nachweis zu erbringen braucht, Eier legen zu können, um in der Lage zu sein, ein Omelette zu beurteilen.“

Der Bauer aber hat sich nie dazu berufen oder genötigt gesehen, Theorien-Eier zu legen, sondern sich in weiser Beschränkung damit begnügt, das Omelette der Erscheinungen zu beurteilen.

Es muß darum mit aller Klarheit ausgesprochen werden, daß wir uns hier nicht mit wissenschaftlichen Fragen, also nicht mit einer Art Philosophie befassen, mit keinem Denken über tote Dinge, sondern mit lebendigen Dingen, mit dem Leben des Alls und seinem Erdenanteil und den Mitteln, dieses Leben lebenswert, im höchsten Verstande sittlich und damit auch religiös zu gestalten; dieses Mittel aber ist Weisheit.

Weisheit ist jedoch im Gegensatz zu Philosophie, zum bloßen Wissen, niemals lehrbar gewesen. Sie ist Gefühl, inneres Vermögen, ein Vorgang der Natur selbst, ruht im Wesen, das man hat oder nicht hat und erfährt immer das Ganze und erfährt es, wenn es selbst in den Einzelheiten unwissend ist, grundsätzlich tiefer und richtiger, als wenn es den Wust entbehrbaren Einzelwissens sein eigen nennt.

So sehr in diesem Buche das wissenschaftliche Denken eine ganz untergeordnete Rolle spielt, so wenig sind diese Seiten geeignet oder ihr Inhalt fähig, als Lehrbuch der Weisheit angesprochen zu werden.

Nur wer die Weisheit besitzt, wer über kosmisches Denken verfügt, wird hier zu neuer Schau angeregt werden. Dieses Werk ist für den magischen Menschen, für den geborenen Bauern geschrieben. Es wendet sich nicht an den Intellektuellen, an den technischen Menschen, der dieses Tiefste der deutschen Volksseele niemals begeifen kann. Er wird bei der Äußerlichkeit der Bräuche und Bauernregeln stehen bleiben und bei gutem Willen den wohlmeinenden Rat erteilen, abzuwarten, bis die Wissenschaft die hier wiedergegebenen Behauptungen wird nachgeprüft haben.

Wir anderen aber wollen uns an die Natur als der einzigen verlässlichen Führerin und Lehrmeisterin halten. Sie allein ist voraussetzungslos und irrt sich nicht. Sie wird uns Ruckschluß geben. So auch über die Regel, die wir vom Weihnachtsabend erwähnten und die vom Gedeihen des Viehs sprach. Sie klingt für den technischen Menschen höchst seltsam. Trotzdem werden wir, wenn auch auf weiten und unerwarteten Wegen zu einer Deutungsmöglichkeit gelangen. An sich ist sie völlig überflüssig; denn die Tatsachen entsprechen den bäuerlichen Behauptungen. Nur kennt der technische Mensch sie nicht mehr. Darum leugnet er sie ab. Das ist gewiß ein sehr bequemes Verfahren, und zwingt uns noch dazu, dem Wurzellosen Dinge begreiflich zu machen, die dem kosmischen Denken selbstverständlich sind.

Der Weg bis zur Erklärung ist aber ein wenig weit und darum müssen wir vorerst zu den Rauhnächten zurückkehren, deren Reichtum an bezeichnenden und auch unsere Frage erhellenden Bräuchen zu weiterer Betrachtung einladet.

Hatten wir mit den Barbarazweiglein begonnen, so wollen wir uns nun erneut mit den Obstbäumen befassen und im Vorbeigehen auch der Regel gedenken, daß es im nächsten Jahre viel Obst gäbe, wenn die Frucht-bäume während der Rauhnächte von schmelzendem Schnee oder Rauheis stark lecken.

Nun weisen aber die Obstbäume auch sonst noch allerlei Deutungen mit den Bräuchen der Zwölfnächte auf. Haben uns bereits die Barbarazweiglein darüber belehrt, wie die Blühfähigkeit im kommenden Frühjahr ausfallen wird, so suchte man den Baum selbst durch eigenartige Behandlung zu reicherer Fruchtung zu veranlassen.

Die Volkskundeforscher haben sich die Köpfe darüber zerbrochen, warum etwa in Mecklenburg und der Lüneburger Heide die Bauern am 25. Julmond um die Obstbaumstämme Strohseile winden und von diesem Brauch behaupten, sie „mieteten“ die Bäume, damit sie reich trügen und die Früchte im Sommer nicht herabfielen. Statt nun einen einfachen Versuch anzustellen und die Ansicht der Bauern praktisch nachzuprüfen, klügelten die Gelehrten in ihren Stuben und kamen endlich überein, daß Landvolk miete alljährlich sinnbildlich von der Natur das (ihm so wie so gehörende!!) Obst, genau so, wie man sein Hausgefinde mietet. Eine höchst kindliche, eine geradezu alberne Maßnahme wurde somit der uralten Sitte untergeschoben und dazu der Bauer für dumm genug gehalten, seine Zeit an läppische Spielereien zu verschwenden, wenn er Stunden um Stunden sich der keineswegs erfreulichen Arbeit unterzog, Stamm um Stamm bei klirrendem Frost mit Strohseilen zu umwinden — das alles nur, um ein spielerisches Mieten vorzunehmen. Was müssen sich die gelehrten Herren doch für eine seltsame Vorstellung vom deutschen Bauern machen, um solch eine „Erklärung“ auch nur für erörterenswert zu halten!

Bei alledem aber hatte man an den städtischen Schreibischen ganz vergessen, daß „mieten“ auch noch einen ganz anderen Sinn hat, der heute noch in dem Worte „Kartoffelmiete“ lebendig ist, also bei einer Einrichtung verwendet wird, die den Feldfrüchten Schutz gegen die Winterkälte gewährt, mithin sie vor Schaden bewahrt.

Daß aber ein um den Baum gewundenes dünnes Strohseil nicht gegen Kälte schützen, auch weder den Fruchtbehang mehren, noch gegen den vorzeitigen Abfall schützen kann, ist ohne weiteres sicher. Was also hat der Brauch zu bedeuten?

Wir betreten mit dieser Frage eines der allerheimlichsten, aber auch eines der fesselndsten Gebiete der Kulturgeschichte und entdecken hier den Schlüssel zu dem gesamten bisher ohne allen zureichenden Grund verachteten und verlästerten gewaltigen Bereich des Pflanzen-, Gesteins- und Tieraberglaubens.

Ein Vierteljahrhundert bin ich diesen Dingen nachgegangen. Fast ebensolange standen zur Nachprüfung nur die schlichte Beobachtung in der freien Natur und ein an sich immer noch rätselhaftes, trotzdem aber sehr zuverlässiges Gerät, das überdies auf ein ehrwürdiges Alter von vielen Jahrtausenden zurückblickt, zum Zwecke der Erforschung zur Verfügung, die Wünschelrute.

Wir brauchen uns hier nicht in den wissenschaftlichen Streit einzulassen, welche Kräfte es sind, die auf dieses, von Goethe als magisches Reis bezeichnete Hilfsmittel einwirken und in der Hand des erfahrenen Ruters den Ausschlag herbeiführen. Ob es sich um radioaktive, um langsam schwingende elektrische Wechselfelder oder um kurzwellige einfache oder zusammengesetzte Strahlungsercheinungen handelt, das berührt uns nicht im geringsten. Uns genügt die Tatsächlichkeit der Erscheinungen. Diese aber kennt jeder Gartenliebhaber. Vor allem sind sie dem Bauern vertraut, der von Geschlecht zu Geschlecht die nämliche Scholle betraut (Tafeln II, III und IV).

Fast auf jedem Grundstück gibt es nämlich Plätze, an denen Obstbäume trotz bester Pflege nicht gedeihen wollen; an denen sie kümmern, wenige minderwertige oder gar keine Früchte tragen, an denen sie erkranken und oft eingehen. Keine noch so sorgfältige Nachpflanzung vermag Besserung herbeizuführen. Immer wieder das gleiche Schicksal: Schädigung.

Der heutige Landmann hat im wesentlichen vergessen, wie er sich in solchen Fällen helfen kann. Ihm sind die Mittel nicht mehr vertraut, weil die landwirtschaftlichen Forschungsstätten derartige Hilfen als abergläubischen Humbug verspotteten, genau so wie sie das Gerät verachteten und dem Bauern entfremdeten, das ihm zu zeigen vermochte, wohin er seine Obstbäume pflanzen durfte — die Wünschelrute.

Prüfen wir nämlich jene Stellen, an denen Obst und auch viele andere Gewächse nicht zu gedeihen vermögen, mit Hilfe des magischen Reises, so beobachten wir fast ausnahmslos, daß die betreffenden Pflanzen sich an Orten befinden, an denen die Rute ausschlägt.

Die weitere Erfahrung lehrt uns dann, daß an solchen, den Ruten-ausschlag bedingenden Plätzen Kräfte wirken, die für viele pflanzliche und tierische Lebewesen Schaden bringen. Nicht für alle. Indes gehört das Obst zu jener Gattung, die an derartig „bestrahlten“ Orten nur kümmerlich oder gar nicht gedeiht.

Mit einem recht unglücklichen Worte sind diese wirksamen Mächte in neuerer Zeit als „Erdstrahlen“ benannt worden, also mit einem Namen belegt, der auch dann im Grunde genommen gar nichts besagt, wenn es sich um radioaktive oder elektrische Strahlungen handeln sollte; denn was in Wahrheit Radioaktivität oder was Elektrizität sind, das weiß bis heute niemand. Es sind also auch nur Worte, die sich zur rechten Zeit einstellen, sind Symbole für Kräfte, die oder deren eigentliches Wesen wir nicht im mindesten kennen.

Wenn nun die Ahnen diese ihnen ebenfalls dunklen Ursachen als Dämonen, Schrate, Truten, als Geister oder Verhexungen, als geheimen Zaubere bezeichneten, so taten sie das ganz im nämlichen Sinne, in dem wir heute von Dingen, die wir im Eigenlichen auch nicht durchschauen, als von Magnetismus, von Schwerkraft, von Leben, von Elektrizität reden. Ganz fern lag ihnen das, was der seiner Scholle und seiner Heimat entfremdete späte Enkel aus diesen Benennungen machte, wenn er in Dämonen, Hexen, Geistern, Schraten phantastische Wesen sah, die in meist übler und schädigender Form aus einer geheimen Geisterebene heraus das menschliche, pflanzliche und tierische Leben zu peinigen oder gar zu vernichten unternehmen sollten.

Derartige Materialisierungen sind unverkennbare Zeichen des Abstieges, der eine notwendige Folge der Loslösung vom heimatischen Boden und der damit verbundenen Nichtachtung des Urweistums ist, an dessen Stelle das städtische tästelnende Denken tritt. Er ist die Folge eines Machtstrebens, wie wir es bei Betrachtung des Wortes vom dümmsten Bauern mit den größten Kartoffeln kennen lernten, aber auch die Frucht der Tat eines Mannes, der gänzlich zu Unrecht vom ahnungslosen Deutschen als der „Große“ verehrt wurde: Karl des Franken.

Diesem Mann, den wir mit vollem Recht als den Cortez des deutschen Schicksals bezeichnen dürfen, ist es zu danken, daß fast alles vernichtet wurde, was den Weisheitschatz unserer Ahnen ausmachte und völlig der Vergessenheit anheim gefallen wäre, hätte nicht das Gedächtnis des Bauern und zwangsweise der katholische Kult*) jene unerhörten Schätze bis auf unsere Tage bewahrt. Dazu aber kam, daß dieser Franke daran ging,

*) Vergl. Hanns Fischer „Der Herrgottswinkel“; Verlag Dr. Hermann Pflüchsen, Breslau.

den Grund und Boden, also die erste Voraussetzung alles menschlichen Lebens, die Scholle, auf die jeder Erdenbürger ein erstes, unverbrüchliches Anrecht hat, dem Volke als Volkseigentum zu entreißen und die heilige Erde der Spekulation, der Gewinnsucht auszuliefern. Der Bauer als König wurde entthront; der Landfremde und der Hörige traten an seine Stelle mitamt dem belohnten Verräter, der um Gold- und Geldeswert seine Heimat an Karl preisgab und zu dessen Lehnsknecht wurde.

Karl also war es, der bewußt aus Gier und Machtgier — denn alles andere scheinbar Gute scheint nur beschönigendes Mäntelchen seiner wahren Gesinnung — den Deutschen von der Scholle löste; dies, weil der haltlose, als welcher sich der Deutsche ohne eigenen Boden immer ausweisen wird, weil der haltlose leichter zu lenken ist als der Wurzelstarke. Karl handelte immer und überall nach der dem deutschen Rechtsempfinden völlig fremden mosaikischen Dorfschrift, die sich im 5. Buche Moses, 12, 2—3 findet:

„Zerstöret alle Orte, da die Heiden, die ihr beerben werdet, ihren Göttern gedient haben, es sei auf hohen Bergen, auf Hügelu oder unter Bäumen; und reiße um ihre Altäre und zerbrechet ihre Säulen, und verbrennt mit Feuer ihre Haine, und die Bilder ihrer Götter tut ab und vertilget ihre Namen aus dem selben Ort.“

Das tat Karl. Er krönte aber seine Vernichtung noch durch den feigen Massenmord in Verden an der Aller, dem nicht viertausendfünfhundert wahllose Germanen zum Opfer fielen, sondern vor allem jene Bewahrer der Volkswissenschaft, des Urwissens, jene Priestergelehrten, nach deren Rat und Anleitung der Bauer lebte, schuf und gedieh.

In Karls Werk liegt also neben der in bestimmten deutschen Blutgruppen schlummernden Bereitwilligkeit zur Naturbeherrschung, also zur Entwurzelung, die Ursache des Verfalls unseres überwältigend wichtigen, weil praktisch im höchsten Lebenssinne nützlichen Ahnenerbes.

So kam es, daß auch die Wunschelrute in üblen Ruf versiel, daß sie der Vergessenheit überantwortet wurde und mit ihr alle jene Kenntnisse, die zur Behebung der erwähnten Erdstrahlen-Einflüsse und Schäden einst allgemein angewendet wurden. Gar manches hat sich trotzdem noch in unverständenen Bräuchen erhalten und konnte nur deswegen am Leben bleiben, weil der sichtbare Erfolg immer auf Seiten des Brauches war. Sonst müßte es unbegreiflich scheinen, warum der Bauer am ersten Weihnachtsfeiertage, der ersten alten Rauhnacht, noch heute dort und da die Obstbäume „mietet“.

Seine Vorfahren hatten nämlich entdeckt, daß es gegen die schädigenden, gegen die dämonischen Wirkungen gewisser Plätze höchst einfache Mittel gibt, die den sonst unweigerlich auftretenden Erkrankungen abschwächend oder gar beseitigend entgegenzuwirken vermögen.

Wir nennen eine derartige Fähigkeit mit einem wiederum recht unglücklichen Worte „Abschirmung“. Wir werden deren noch gar manche

Naturbeherrschung
also Entwurzelung

kennen lernen. Zu ihnen gehört aber auch das Stroh, das nicht ohne Grund zur köstlichsten aller Schlafunterlagen, zum sehr zu unserem Nachteil fast vergessenen Strohsack führte.

Das Mieten der Bäume ist also kein Mieten im Sinne eines Verdingens, sondern es ist eine Schutzmaßnahme gegen „dämonische“ Wirkungen. Und es ist, wie die Nachprüfung zeigt, eine wirksame Maßnahme.

Es gab indessen noch andere Bräuche, die allerdings kaum noch einen Zweifel daran ließen, daß es sich bei ihnen in der Tat um ein sinnbildliches Mieten im Sinne des Verdingens handelte. Die Pflänen legten nämlich in der ersten Rauhnacht in jene durch die rutenbewegenden Kräfte geförderten Faulstellen der Obstbäume Silbermünzen. Und mit dieser Sitte schien nun allerdings die Kindhaftigkeit der Dorväter widerspruchslos erwiesen. Aber es schien nur so; auch hier täuschte sich die Forschung, weil sie es unterließ, die Dinge nachzuprüfen; denn die Alten wußten weit mehr, als wir bisher ahnten. Erst in neuester Zeit hat die Wissenschaft entdeckt, daß das Silber bakterientötende Eigenschaften und diese dazu in sehr hohem Maße besitzt, genau so wie das Gold. Ein silberner Teelöffel genügt, um das in einem Glase befindliche stark bakterienhaltige Wasser innerhalb einer Viertelstunde keimfrei zu machen.

Was hier also der Silberlöffel vermag, wird auch die silberne Münze dort in der fauligen Stelle des Baumes bewirken. Diese Fähigkeit der Edelmetalle ist schon in früher Zeit in der Volkshelkunde ausgenützt worden; denn im Altertum legte man dünnes Gold- oder Silberblech auch auf schwere Wunden, um Eiterung zu vermeiden, oder behandelte bereits eiternde Verletzungen auf diese Weise. Natürlich galt dieser Brauch lange als ein kindlicher Aberglaube bis die Forschung vor wenigen Jahren diese Eigenart der edlen Metalle von neuem nachwies und ob der lauten Freude über diese scheinbar gewaltige Entdeckung ganz vergessen zu haben schien, daß es sich hier nur um eine Bestätigung ältester Behauptungen handelte.

Zu dieser den kostbaren Metallen eigenen Fähigkeit kommt nun aber noch die Tatsache, daß sie, ebenso wie das Stroh, abschirmend wirken. Der Bauer, der also in die Faulstellen eine Silbermünze legte, erzielte einen doppelten Erfolg: Einmal milderte oder behob er die schädigenden Strahlenwirkungen, die das Faulen und auch die Unfruchtbarkeit bedingt hatten, zum anderen vernichtete er die im Faulholz weiterwirkenden Klein-Lebewesen.

Unverständlich aber bleibt uns trotzdem, warum diese Maßnahmen gerade am 25. Dezember, dem alten und darum eigentlichen 1. Hartung vorgenommen wurden. Auch hier überragt das Urwissen unsere landläufige heutige wissenschaftliche Bildung, die sich im Lebenssinne immer klarer als eine Ver-Bildung zu erkennen gibt.

Mit vollem Recht wählte der Bauer für seine Bräuche den ersten Tag, an dem die Sonne wieder emporzusteigen begann; denn mit der für die

nördliche Halbkugel nach der Winter Sonnenwende nun von Tag zu Tag immer höher am Himmel hinaufziehenden Sonne nehmen nicht nur die Tage an Länge zu, steigert sich nicht nur das Licht und grundsätzlich auch die Wärme, sondern noch etwas anderes wird stärker und immer stärker: Die Erdstrahlen.

Nach ihrem Abklingen zu ihrer alljährlichen Geringststärke in den Stillen Wochen, also in den Wochen vor Weihnachten, beginnen sie sofort nach dem 22. Dezember anzuwachsen, um etwa bis zur Sommer Sonnenwende zuzunehmen. Der Bauer handelt mithin vollkommen naturgemäß, also richtig, wenn er bereits den ersten Tag der Kraftsteigerung jener die Rute bewegenden schädigenden Mächte für seine Schutzmaßnahmen wählt.

Nicht hat sich der Landmann beim „Mieten“ an eine kindhafte Spielerei verzettelt, sondern er hat Wichtiges getan. Aus bisher unverständlichem und unverständlichem Brauch wird auch hier lebenswichtiges Tun sichtbar.

Während wir hier also etwas wiederentdeckten, daß der Bauer von morgen in irgend einer Form sich wieder zu eigen machen dürfte, haben wir auch die Mittel in die Hand bekommen, jene seltsam-dunkle Behauptung nachprüfen zu können, die da besagte, das vor dem Christtag geborene Vieh werde nicht gedeihen, wenn der heilige Abend vor Mitternacht trübe ist; dagegen werde sich das nach dem Christtag geborene Vieh gut entwickeln, wenn der heilige Abend nach Mitternacht hell ist.

Wie wir erfahren haben, schädigen die Erdstrahlen nicht nur gewisse Pflanzen, sondern auch den Menschen und zahlreiche Tiere, zu denen das Stallvieh gehört. Die Erdstrahlen werden nun, soweit wir heute diese Dinge zu beurteilen vermögen, durch die von der Sonne ausgehenden elektro-magnetischen Strahlungen hervorgerufen und in ihrer Stärke bestimmt.

Die gleichen Sonnenkräfte sind es nun, die unsere Großwetterlage bedingen. Wir haben von diesen Erscheinungen bereits bei der Betrachtung der Bauernregeln gehört und wollen hier nur nochmals betonen, daß ein wesentlicher Teil der Bewölkung, also der Eintrübung des Himmels, auf jene sonnenflüchtigen Kräfte zurückzuführen ist, die die Erdstrahlenstärke ansteigen lassen.

Da es noch heute unbelehrbare Gegner der Erdstrahlung gibt, so wollen wir hier — obwohl ich in meinem Buche „Die Wunschelrute, Traktat über das magische Reis“ — alles Grundsätzliche ausführte — kurz folgendes berücksichtigen: Wir sind heute keineswegs mehr auf die Wunschelrute allein angewiesen. Es gibt Geräte, die jene rutenbewegenden Kräfte ebenfalls anzeigen. Durch Vergleich, durch unabhängige Untersuchungen, auf der einen Seite mit der Rute, auf der andern mit den Geräten und durch dann erfolgte Bohrungen ist die Verlässlichkeit der Rute in der Hand des Erfahrenen einwandfrei erwiesen.

Wir könnten hier aber eine ganz einfache Tatsache anführen, von deren Richtigkeit sich jeder überzeugen kann. Es genügt zunächst, wenn wir uns daran erinnern, daß sich die Physik seit langem zur Untersuchung unterschiedlicher elektrischer, an sich unsichtbarer Strahlungen der sogenannten Nebelkammer bedient. Es handelt sich hier um ein kleines Gefäß, das man mit Wasserdampf füllt. Senden wir in diese Kammer nun etwa jene Strahlen, die das Radium ausschickt, so vermögen wir den Weg dieser Strahlungen auf die Lichtbildplatte zu bannen; denn der Wasserdampf scheidet sich auf den Bahnwegen, welche die Strahlen nehmen, als Nebel aus und kennzeichnet so, sichtbarlich, den Weg, den der elektrische Strahl nahm.

Derartige müßte auch in der Natur beobachtet werden können. Und das ist in der Tat der Fall. Aller Nebel entsteht nämlich zunächst über Gebieten, wo auch die Kute schlägt. Wer zeitig genug am Morgen aufsteht und vor Sonnenaufgang, um die Zeit, da es besonders kühl ist, auf der Erde liegend über eine Grasfläche blickt, der wird das streifenartige Erscheinen feinsten Nebelbildungen mühelos beobachten können. Es sind das jene Streifen, die den Kutenauschlag bedingen und die man eben wegen ihrer Reize, die sie auf das Leben ausüben, sinngemäß als Reizstreifen bezeichnet hat. Die Stärke ihrer Wirkung aber hängt von den kosmischen Einflüssen ab.

Trübt sich nun der Himmel in der ersten alten Jahresnacht, also vom 24. zum 25. Dezember, mithin unmittelbar nach der Winter Sonnenwende, so darf diese Erscheinung als ein Zeichen für das durch die Sonne, also kosmisch bedingte plötzliche Zunehmen der Erdstrahlen gelten. Nun sind erfahrungsgemäß gerade die Neugeborenen überaus empfindlich gegen die Einwirkung stärkerer ertensbewegender Kräfte und werden, wie wir noch an manchem Beispiel im Laufe unserer Betrachtungen sehen dürfen, erheblich geschädigt, zuweilen sogar vernichtet. Eine einzige derartige Erdstrahleneinwirkung auf zartes Leben kann dessen Schicksal besiegeln. Darum hat der Bauer durchaus richtig beobachtet, wenn er einen trüben Himmel vor der Mitternacht des heiligen Abends als gefährlich für das Jungvieh anspricht, während ein heller Himmel nach Mitternacht, wie die Beobachtung lehrt, ein Zeichen dafür ist, daß die Erdstrahlen in mäßiger Stärke mit dem Jahresbeginn ansteigen werden. Es gibt nämlich in der Tat Jahre, die die an sich immer vorhandenen Erdstrahlen derart steigern, daß der Tod weit und breit reichste Ernte hält.

Die rätselhafte Bauernregel vom Zusammenhang des Viehgedeihens mit der Wetterlage während der Weihnachtsnacht offenbart also von neuem ein Wissen, das unsere gegenwärtige allgemeine Kenntnis von den Verknüpfungen zwischen Kosmos und Leben weit übertrifft.

Mit diesen Einblicken eröffnet sich uns also ein ehrwürdiges, durchaus wesentliches, dabei ungeahnt fesselndes Reich. Dies bereits, obwohl wir

bisher nur ganz Weniges kennen lernten und nicht einmal des schönsten aller Trauhachtsbräuche, des Weihnachtsbaumes, gedachten.

So unbestritten er zu den köstlichsten Kindheitserinnerungen gehört, ja zu den erhebendsten Erlebnissen auch der reifen Jahre, so wenig können wir ihn für sich allein betrachten. Mit ihm zusammen müssen wir vielmehr

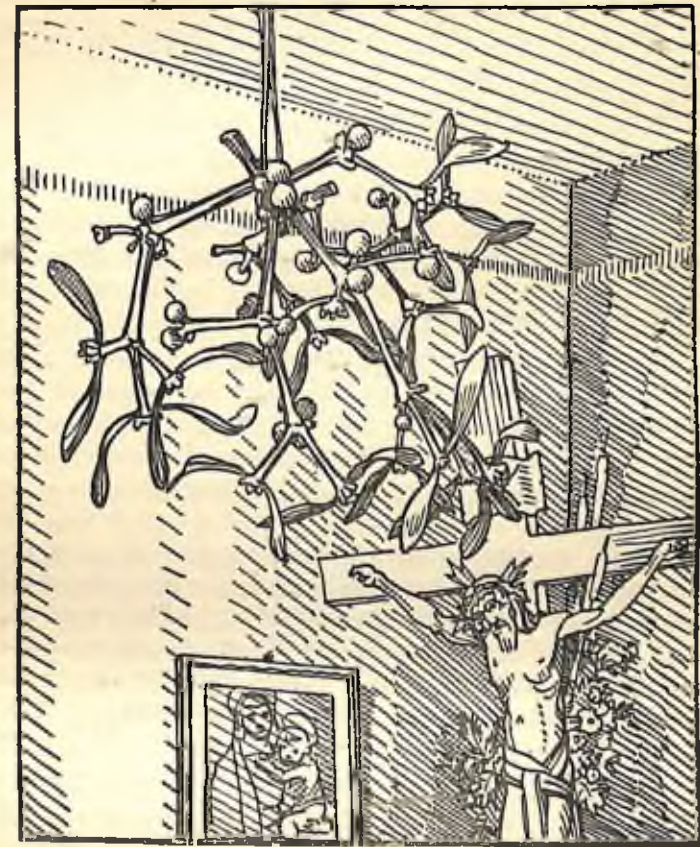


Abb. 3.

Die Mistel als Urpflanze, mithin als Gerät zur Abdrosselung der schädlichen kosmischen und Erdstrahlen. Da die Urpflanzen, wie in meinem „Herrgottswinkel“ gezeigt, sich im katholischen Herrgottswinkel als „Heiliger Weiß“ bis zur Gegenwart erhalten haben, ist die Mistel in unserer Abbildung auch als Gegenstand des Herrgottswinkels wiedergegeben.

einer Weihnachtsfeste gedenken, die einst auf dem europäischen Festlande beheimatet, heute auf den britischen Inseln den Tannenbaum ersetzt. Seinen Platz nimmt hier die merkwürdige Mistel ein; jener auch bei uns auf Bäumen wachsende immergrüne Strauch, der gerade um die Weihnachtszeit blüht und sich mit blaßgrünen Beeren schmückt (Abb. 3).

Heute ist die Mistel wieder zu uns zurückgekehrt. So wenig aber der Engländer noch ahnt, warum er gerade die Mistel verwendet, genau so grundlos ahnen wir den alten Brauch nach.

Beide nun, Tanne und Mistel, sind an sich uralte Sinnbilder des aufsteigenden Lichtes, Zeichen also für die Zeit, da die Sonne ihren Tiefstand am Himmel überwand und sich anschiebt, ihrem in der Sommer Sonnenwende gelegenen Höchstort am blauen Dom wieder zuzustreben.

Die Wuchsform dieser beiden Gewächse, ihre Verästelung, zeigt in der schlichtesten Gestalt eine Gabel Y oder Y, bei weiterer Entwicklung auch eine mehrsprossige Gabel Y. Damit aber gleichen Tanne und Mistel einem heiligen Runenzeichen, das in der einfachen Y, Y und in der doppelten Form Y, Y als Man-Rune Sinnbild der Wiedergeburt des Lichtes aus dem Dunkel der Mutternacht, der Weihnacht, ist. Mit ausgebreiteten und erhobenen Armen begrüßte der „fromme“, mit Bewußtsein die kosmischen Kräfte in sich aufnehmende Vorvater, das junge nachwinter-sonnwendliche Licht, dieser Ahne, den die Man-Rune Y im schlichtesten Abbild zeigt.

Die Runenzeichen und damit auch Tanne und Mistel sind also Bestandteile alter germanischer Ur-Religion, die noch heute dadurch zu sinnfälligerem Ausdruck gebracht wird, daß wir den Tannenbaum mit den die Sonne darstellenden Äpfeln und mit schimmernden Kerzen als Zeichen des Lichtes schmücken. Das Licht aber galt als Erwecker des Lebens, das sich frühlinglich entfaltet.

Kein anderes Gewächs entspricht in seiner weihnachtlichen Fruchtungszeit und in seiner Formsymbolik so innig dem aus der Wintertiefe der Stillen Wochen neu erwachenden Jahre wie die Mistel. So wie das zur Kräfte gegangene Taggestirn in sich bereits das Wiederemporsteigen verkörpert und damit auch die Entfaltung jungen Lebens, so umschließt die seltsame, zu Beginn des natürlichen Sonnenjahres ihre Früchte tragende Mistel das aufkeimende Leben.

Dieser eigenartige Schmarotzstrauch ist nun keineswegs überall gleichmäßig verbreitet, sondern tritt oasenartig auf. Zudem gedeiht das immergrüne Gewächs nicht auf allen Bäumen, vorwiegend finden wir es auf weichholzigen Stämmen, auf Pappeln, Linden, Apfelbäumen und Nadelhölzern. Aber auch auf der Eiche kommt die Mistel, wenn auch heute höchst selten, vor. Indessen befällt sie keineswegs alle ihr zugänglichen Bäume der Nachbarschaft, sondern immer nur vereinzelte — eine überaus merkwürdige Tatsache, die umso geheimnisvoller anmutet, als die Mistel durchaus nicht ausschließlich auf Kosten ihres Wirtsbaumes lebt, sondern diesen nur das Wasser und die in ihm gelösten Salze entnimmt, also nur dort schädigend wirken kann, wo sie in übergroßer Zahl auftritt.

Neueste Untersuchungen haben nun ergeben, daß die Mistel sich nur an ganz bestimmten Orten mit besonders geartetem geologischen Untergrunde

wohlzufühlen und zu gedeihen scheint. Schon längst ist bekannt, daß sich in sonst erdstrahlenarmen Gebieten gewisse streifenartige Linien erhöhter Strahlung zeigen, die, wie wir wissen, durch Meßgeräte nachgewiesen werden können. Hier schlägt aber auch die Rute, die empfindlicher ist als die künstlich gebauten Apparate und darum auch Strahlungen anzeigt, wo die technischen Errungenschaften unbeeinflusst bleiben. Jedenfalls ergaben nun die Nachprüfungen mit Hilfe des magischen Reises die eigenartige Tatsache, daß gerade jene Stellen erhöhter Strahlung von der Mistel bevorzugt werden, daß sie also nur jene Bäume als Wirtspflanzen verwendet, die bestrahlt stehen. Wir lernen somit in der Mistel die erste Pflanze kennen, die von den Erdstrahlen nicht geschädigt wird. Sie liebt sogar die rutenbewegenden Kräfte, im Gegensatz zu den von ihr befallenen Bäumen, die im Laufe der Zeit, wie wir zumindest bereits von den Obstbäumen wissen, in ihrem Gedeihen beeinträchtigt werden und allerhand Erkrankungen aufweisen. So finden wir etwa jene krebssigen Wucherungen, die jedem vertraut sind (Tafel II).

Vergleichen wir aber nun Bäume, die an sich bestrahlt wachsen, miteinander, so gewahren wir einen offensichtlichen Unterschied zwischen denen, die keine und den anderen, die Misteln tragen. Dort, wo Misteln einen den schädigenden Einflüssen ausgesetzten Baum bewohnen, ist dieser nahezu frei von Krankheiten, zumindest zeigt er ein weit gesünderes Aussehen als seine mistelfreien, sonst unter gleichen Umständen wachsenden Artgenossen.

Aus alledem scheint sich nun zu ergeben, daß die Mistel keineswegs der bedingungslose Schädling ist, für den sie bisher allgemein gehalten wurde, sondern, daß sie in gewissen Grenzen den Baum, auf dem sie gedeiht, vor Schaden zu bewahren vermag. Trotzdem kann ein solcher Baum eingehen, wenn, wie später deutlich werden wird, die Strahlungsstärke etwa in Zeiten besonders reichter Sonnenbefleckung die ertragbaren Grenzen überschreitet. Hier kann dann auch die Mistel nicht mehr nützen, obwohl sie gemäß ihren eigenen Lebensmöglichkeiten vordem als Schutzmittel gewirkt hat.

Diese Feststellung steht nun keineswegs ohne Beispiel da; denn wir kennen nicht nur zahlreiche ähnliche Pflanzen, sondern auch Tiere, die jene Strahlungen lieben und nur über ihnen gedeihen, also von den sonst gefährlichen Kräften gesundeitliche Vorteile haben. Wir wollen diese Gattung Lebewesen als Strahlenfreunde bezeichnen. Bleiben wir zunächst bei den Tieren. Sie besitzen eine geradezu verblüffende Einrichtung; denn sie erzeugen, wie Ameisen und Bienen, die hierher gehören, in ihrem Körper ein Strahlenschutzmittel, die Ameisensäure, die ihrerseits schon in frühesten Zeiten von der Volksheilkunde gegen Rheuma verwendet wurde, gegen eine Krankheit also, die, wie sich gezeigt hat, infolge längeren Wohnens oder Schlafens über Gebieten erhöhter Erdstrahlung bei entsprechender Eignung aufzutreten pflegt.

1364
Es bleibt immerhin rätselhaft, auf welchem Wege unsere Vorfäter in der Ameisensäure und im Bienengift, als dem Strahlenschutz dieser Tiere, jene Mittel erkannten, die heilsame Wirkungen gegen Strahlenschädigungen beim Menschen erkannten und diese Stoffe sinngemäß anzuwenden lernten. Sie müssen nicht nur die Erdstrahlen genau gekannt, sondern auch gewußt haben, daß diese auf die einen Lebewesen schädigend, auf die anderen günstig wirken. So durften sie in den Nichtgeschädigten einen Schutzstoff erwarten, der die Beeinträchtigungen beseitigte, mithin als Heilmittel dienen konnte. Daß es sich hier um nichts Minderwertiges handelt, bezeugt heute wieder unsere amtliche Medizin, die sich von neuem beider Stoffe zu Heilzwecken bedient. Überall zeigt sich also die unbestreitbare Tatsache, daß lange Belächeltes aus dem Bereich des als Aberglaube verdrienen Volksweistums sich als hochwertig und brauchbar erst dann erweist, wenn wir uns die Mühe geben, es sachgemäß nachzuprüfen.

Jedenfalls wird hier wieder eine erstaunliche Leistung der Ahnen offenbar. Nicht ein kindhaftes, sondern im höchsten Maße begabtes Geschlecht vermochte die tierischen Schutzstoffe gegen die schädigenden Strahlen zum Zwecke bereits eingetretener Gesundheitsminderungen durch die rutenbewegenden Kräfte für das Wohl des Menschen auszunützen. Erst aber wenn wir diese geradezu geniale Leistung kennen, vermögen wir zu begreifen, warum die Alten sich schon in frühen Zeiten der Mistel als Mittel gegen krebsartige Wucherungen bedienten und warum neuerdings die Heilkunde sich wieder der Mistel bemächtigte, die noch vor kurzem jenseits der gebräuchlichen Heilpflanzen stand und nur beim Volke Ansehen genoß. Es scheint in der Tat als habe dieser Schmarotzerstrauch die Fähigkeit, böse Strahlenwirkungen zu vernichten oder in unschädliche umzuwandeln. Nur so kann verstanden werden, warum von Misteln besetzte und bestrahlt stehende Bäume keine oder doch in nur geringfügigem Maße erkennbare Wucherungen aufweisen. Die Mistel ist mithin als natürliches Entstrahlungsmittel, als ein Abschirmgerät zu betrachten.

Auf Grund dieses Erkenntnis, sind wir nun auch in der Lage, die uralte Verwendung dieses Gewächses in der Volksheilkunde zu verstehen. Es galt ganz allgemein als wichtige Heilpflanze und als besonders wirksames Mittel gegen Krämpfe und Fallsucht. Auch zur Stillung von Blutungen der Frauen und bei Nachblutung im Wochenbett wurde es gebraucht.

Erst im Verlauf unserer weiteren Betrachtungen werden wir die völlige Richtigkeit dieser Maßnahmen erkennen, denn wir haben hier Erscheinungen vor uns, die im Rahmen des natürlichen Daseins unserer Vorfahren besonders dann auftreten, wenn der betreffende Mensch sich innerhalb der Reizstreifen befindet.

Die Mistel schirmt also nicht nur ab, sondern sie beseitigt dadurch auch die gesundheitsstörenden Einwirkungen der Erdstrahlen.

Rufen wir uns nach alledem nochmals in Erinnerung, daß mit dem nach erfolgter Winter Sonnenwende wieder aufsteigenden Taggestirn auch die sonnenabhängige Bodenstrahlung zuzunehmen beginnt, daß aber die Mistel die verderblichen Wirkungen behebt, so stehen wir vor der entscheidenden Erkenntnis, daß unser Schmarotzer nicht allein als Schmutz oder Symbol der heiligen Nacht zu werten ist, wie etwa die Tanne, soweit wir sie bisher betrachteten, sondern als ein sehr profanes Mittel, die mit dem Beginn des natürlichen Sonnenjahres plötzlich verstärkt auftretenden Strahlengefahren abzuwenden.

In der Mistel haben wir also ein natürliches Schutz- und Heilmittel vor uns, das mit den Strohseilen und der Silbermünze in die Gruppe der uralten Entstrahlungs- oder Abschirmgeräte gehört, denen wir im weiteren Verlauf unserer Betrachtungen noch vielfach begegnen werden. Sie alle dienen der Abwehr jener rätselhaften Dämonen der Tiefe, jener zauberischen und verhexenden Kräfte, deren Wesen uns so gut wie unbekannt ist.

Ihre Gesamtheit aber ist es, die für die natürlich lebenden Vorfäter die Hauptgefahr ihres Daseins ausmachte. Die technischen Schädigungen unserer Zeit kannten sie nicht, und da ihre Lebensform und ihre Ernährung ebenfalls natürlich waren, ist es verständlich, daß sie nichts unversucht ließen, den teuflischen, unsichtbaren Einwirkungen bei sich selbst, bei den Tieren und Pflanzen zu begegnen.

Hier handelt es sich also keineswegs um einen Aberglauben. Hier spricht die jetzt wieder begreifbare, lange Zeit verachtete und, weil nie verstanden, auch belächelte Erfahrung vieler Jahrtausende; hier spricht ein reiches Wissen, das noch gegenwärtig in vielen Bräuchen wach ist, um deren eigentlichen Sinn sich aber niemand mehr kümmerte. Sonst hätten wir gar manches verstanden, was uns nur noch als Sinnbild, oder gar als Spielzeug dünkte.

So haben wir bisher den Weihnachtsbaum, die Weißtanne, nur als Sinnbild des aufsteigenden Lichtes kennengelernt. In Wahrheit aber hat unser Tannenbaum noch eine ganz andere Bedeutung. Auch er bringt es nämlich fertig, genau wie die Mistel, die schädigenden Strahlungen abzu-drosseln und spielt deswegen nicht nur um die Weihnachtszeit eine Rolle, sondern auch um die wahre Osterzeit; denn er gehört zum Palmbusch, mithin in eine Spanne erneut starken Anwachsens der Bodenstrahlung. Es sei ferner angemerkt, daß auch um diese Zeit die Mistel neuerdings in Gebrauch genommen wurde, und daß man sie auch dazu verwendete, in Kranzform dann um wertvolle Bäume zu legen, wenn die Monate der Gewittergefahr herankamen. Daß es sich hier um einen natürlichen und sehr brauchbaren Blitzschutz handelte, werden wir später erarbeiten.

Für uns hier war die Tatsache von Wichtigkeit, daß wir im Tannenbaum nicht nur ein Sinnbild, sondern durchaus einen heilmittelartigen Brauch vor uns haben. Ganz ähnliche Einsichten werden wir gewinnen,

dann, wenn wir später zur Betrachtung des Schmuckes kommen werden. Dorerst drängt sich uns aber ein heute ziemlich unbeachtetes Spielzeug auf.

So gab es um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts in Nieder- schlesien kaum einen dürftlichen Christmarkt, auf dem nicht die oft kunstvollen „Tauben“, jene aus gespaltenem Holz zierlich gebildeten Vögel um ein Billiges zu erwerben gewesen wären; jene auch als „Unruhen“ bezeichneten Gebilde, ohne die keine Landfrau vom Markte heimkehrte, sofern sie nicht bereits ein solches „Spielzeug“ in der Stube hängen hatte. Ewig war es in Bewegung und trug darum seinen Namen mit vollem Recht. Solche Unruhen durften auch bei den Hochzeitsgeschenken nicht fehlen. Nicht immer waren



Abb. 4.
Heilige-Weiß-Taube, eine uralte Form der Unruhe, aus dem Bildesheimischen (Römer-Museum, Bildesheim).

sie aus Holz. So finden wir sie im Norden und auch im Süden in der Form von laubenartigen, zierlichen Gebilden aus Stroh (!) und Binsen gefertigt oder auch nur in Form von Bärlappkränzen von der Decke herabhängen. Allen diesen Formen eignet nun die schon erwähnte Fähigkeit unaufhörlicher Bewegung. Jeder Luftzug, jeder Wärmeausgleich macht sie tanzen. Ewig sind sie in Unruhe. Längst aber ist vergessen worden, daß es sich hier nicht um ein artiges Spielzeug, sondern um ein Mittel handelt, dessen Wirkungen denen der Mistel gleichen. Sie scheinen die Fähigkeit zu besitzen, die von der Sonne ausgehenden, alles durchdringenden, soweit wir wissen, elektromagnetischen Kräfte, welche die Erdstrahlen hervorrufen, in irgend einer Weise abzuschirmen; denn wenn in einem Zimmer die Rute auf einer bestimmten Linie Ausschläge gibt, so bleiben diese aus, sobald eine Mistel oder eine Unruhe an die Decke gehängt werden (Abb. 3, 4 und 5).

Wir wollen später eingehendere Versuche kennen lernen, mit deren Hilfe es möglich ist, jenseits jeder Rutenfähigkeit und ohne jedes magische Reis diese Einflüsse nachzuweisen.

Hier, bei Unruhe und Mistel, werden also die kosmischen, die eigentlichen erregenden Einflüsse behoben und darum sind diese Einrichtungen von größtem praktischen Wert. Jedenfalls wird aus dem vermeintlichen Spielzeug, dem harmlosen, wenn auch oft erstaunlich kunstvollen Schmuck, ein lebenswichtiges Gerät, auf dessen Bedeutung als Hochzeitsgeschenk wir noch in geeignetem Zusammenhange zurückkommen.

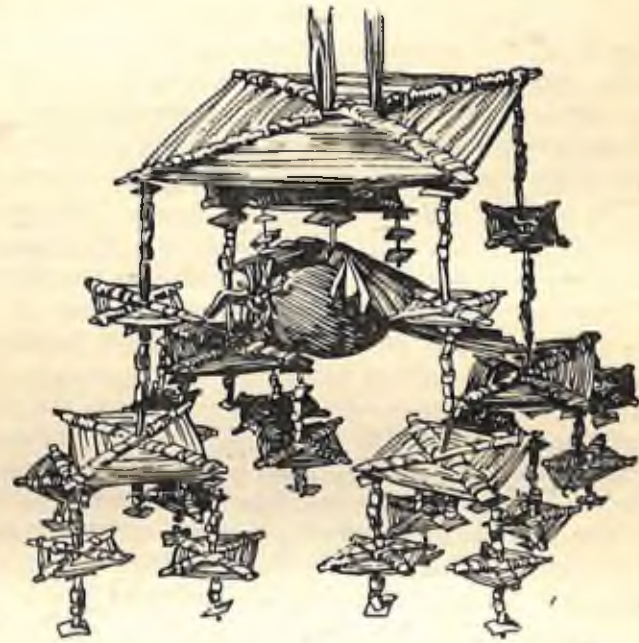


Abb. 5.
Unruhe aus Stroh; Freising.

Bei alledem aber tritt uns ein unersehliches Vermächtnis der Ahnen entgegen, von denen immer mehr die ihnen vom ahnungslos Verbildeten zugemutete Primitivität abfällt und Menschen erkennen läßt, deren wahre Bedeutung, deren geradezu erhabene Größe zu begreifen, wir in diesen Blättern den ersten zagen Versuch machen.

Dabei haben wir nur einen, wenn auch wesentlichen Ausschnitt aus dem Brauchtum der Rauhnächte betrachtet, jener zwölfstägigen Spanne, während der unsere Doroväter ferner, zum Schutz gegen „böse Geister“, Ställe und wohl auch Stuben mit Hilfe besonderer, ausgewählter Kräuter austrücherten.

Als völlig veräußerlichten Menschen hat uns das Räuchern vorwiegend als eine Sitte gegolten, Wohlgerüche zu verbreiten. Von den Wirkungen auf die anderen Sinne weiß nur der Mystrikenkenner und von den Heilwirkungen pflegt nur der Arzt unterrichtet zu sein. Das alles ist aber nur ein Teil der Ursachen des Brauches, der ursprünglich einen ganz anderen Zweck hatte, eine Aufgabe, die sich im Grunde mit der unserer Mistel und der Unruhe deckt; denn durch die Schwängerung der Luft mit Rauch und durch den leichten Anflug, den Zimmer- und Stallwände durch ihn erhalten, der übrigens auch beim Gewitterzauber eine große Rolle spielt, wird alles in ein natürliches Abschirmgerät verwandelt.

Fraglos haben einige der verwendeten Gewächse auch bakterientötende Eigenschaften, sodaß hier wieder zwei Erfolge durch eine einzige Handlung erzielt werden. Der Name Rauhnächte hat also weder mit dem Worte Raureif noch mit rauh etwas zu tun, sondern bedeutet Rauch- oder Räucher-nächte. Auch hier also sind die nun in besonderer Stärke wirksam werdenden Dämonen der Tiefe eigentliche Ursache der Räucherungen zu Beginn des natürlichen Jahres. Mit unserem heutigen 5. Januar, dem ehemaligen zwölften Jahrestage klingen die Rauhnächte ab. Wir befinden uns somit bereits im Hartung, dem Harten, wie wir jetzt nach alter Ahnensitte wieder den ersten Jahresmonat, den Januar, nennen, wobei wir uns aber immer bewußt sein müssen, daß der alte Hartung mit dem 21. Januar beendet war und dazu, daß unsere heutigen Monate mit dem Umlauf des Mondes nichts mehr zu tun haben. Sie tragen ihren Namen also zu Unrecht, da sie nur eine künstliche und willkürliche Einrichtung, mithin wieder ein Zeichen der Naturentfremdung sind, wie uns später die Abhängigkeit des Lebens vom Mond und seinen Stellungen zur Erde klar erkennen lassen wird. Wenn wir trotzdem die alten Bezeichnungen wieder aufleben lassen, so ist das keine Deutschtümelei, wie bereits Hermann Löns erkannte, als er schrieb: „Kein Volk der Welt ist so arm an äußerer Eigenart, so weltbürgerlich verworfen, so um sein ureigenes Angesicht gebracht wie wir. Einst hatten wir Namen für die zwölf Monate, bei denen wir uns etwas denken konnten. Sie bestanden nicht aus Papier und Blech; sie hatten Leben und Farbe, blühten wie die Blumen am Rain und ragten wie die Eichbäume des Waldes. Auf dem Boden unserer innersten Eigenart waren sie gewachsen; sie flüsterten uns zu von verborgener Weisheit und rauchten kostbare Geheimnisse. Mit dem herben Hartung begann das Jahr; es erzeugte den milderen Hornung, diesem entsproß der ahnungsvolle Lenz, der zum eiszerbrechenden Ostermonde hinüberführte; der bunte Wonnemonat löste ihn ab, die Zeit der Blumen und der jungen Liebe, nach dem der leuchtende Brachet in das Land zog, um Kraft zu sammeln für den Heuet und den Ruft, in denen das Gras fiel und das Korn sich der Sichel beugte. Der Scheiding, der Meiding, trennte den Sommer vom Herbst, der mit dem frühlichen Weinmonde begann und im mürrischen Gilbhart, dem brummigen

Nebelung, Laubriß und Nachtkraut brachte, bis im Julmond, dem Weihmond, die stille Zeit kam, da die Arbeit ruhte im weißverschneiten Land. Sind das nicht Namen, die Farbe und Gestalt haben, wie Blumen am Rain und Blüten im Felde? Gesichter mit redenden Augen, wie Menschen unserer Art? Hunderttausend Male mehr sind sie wert, als die römischen Einfuhrwaren aus dünn gewalztem Blech, die wir dankbar und bescheiden hinnahmen, da wir sie in welscher Strohpapierverpackung ins Haus geschickt bekamen, und die nicht mehr wert sind als leere Einmachbüchsen. Darum ist es Zeit, daß wir sie auch wie solche behandeln und dahin schaffen, wo sie hingehören: auf den Abladeplatz für Kehlricht und Zivillisationsschutt.“

Wir können sie wirklich entbehren, die Worte Januar, Februar, März und so weiter und wieder zu den herrlichen deutschen Bezeichnungen zurückkehren; denn, sagt Hermann Löns, „unglaublich aber wahr, der Deutsche denkt trotz tausendjähriger humanistischer Verrenkung in seiner verstockten Hartnäckigkeit doch noch immer deutsch und nicht lateinisch!“

Sprechen wir darum vom Hartung, der uns allerhand verrät:

Wenn vor und im Hartung nicht viel Fröste und Schnee kommen,
So kommen sie gewöhnlich im Lenz und Ostermond.

Ist der Hartung naß /
Bleibt leer das Faß.

Ist der Hartung feucht und lau /
Wird das Frühjahr trocken und rau.

Ist der Hartung hell und weiß /
Wird der Sommer sicher heiß.

Hartung / je kälter und heller /
Schauer und Faß desto voller.

Hartung muß krachen /
Soll der Frühling lachen.

Das sind einige Regeln, an deren Richtigkeit niemand zweifeln kann, der länger auf dem Lande gelebt hat. Von großer Bedeutung im Volkswissen ist der erste Hartung, der heutige Neujahrstag, der, wie wir wissen, ebenfalls römischer Herkunft ist:

Die Neujahrnacht still und klar /
Deutet auf ein gutes Jahr.

Morgenrot am ersten Tag /
Unwetter bringt und große Plag

(während des kommenden Jahres!).

Die letzten beiden Regeln zwingen uns aber eine Überlegung auf, die für die allgemeine Beurteilung des Bauernwissens und seines Wertes von entscheidender Bedeutung ist. Bei der Nachprüfung zeigt sich nämlich, daß diese oder jene Regel nicht stimmen will. Derartige Ergebnisse werden dann ganz zu Unrecht verallgemeinert und als ein untrüglicher Beweis für die Unzulänglichkeit der Urweistümer gewertet.

Da wir aber wissen, daß das Volkswissen weit älter ist als der Julianische Kalender, daß aber bei Einführung dieser unnatürlichen Zeitrechnung in Germanien die Entwurzelung des Bauern begonnen hatte, immerhin aber Jahrhunderte dauerte, so sind zweifellos nicht alle Regeln in der nötigen Weise mit dem neuen Kalender und dem künstlichen, dem neuen Jahr in Übereinstimmung gebracht worden. Wenn also vom ersten Jahrestag die Rede ist, so bedarf es der Nachprüfung, ob es sich wirklich um unseren heutigen 1. Januar, oder ob es sich um den alten ersten Hartung, um den alten Jahresbeginn, mithin um unseren gegenwärtigen 25. Dezember handelt. Wir müssen die fraglichen Regeln in der Tat auf diesen Tag zurückverlegen.

Schon hier wird also sichtbar, welcher umfassenden Prüfung die Bauernregeln im Einzelnen bedürfen, um von neuem zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel eines wieder zur heiligen Heimat Erde zurückgekehrten deutschen Volkes zu werden. Daß es sich hier nicht um schöne Worte, sondern um eine Naturnotwendigkeit handelt, die in sich Sein oder Nichtsein schließt, kann erst später klar werden. Es ist aber vorerst gänzlich zwecklos und nur irreführend, dem Bauern eine Sammlung seiner alten Regeln in die Hand zu geben, in der Annahme, sie seien ein brauchbares Rüstzeug. So wenig ein chinesisches Wörterbuch den Besitzer instand setzt, chinesische Bücher zu lesen oder sich mit einem Sohne des Reiches der Mitte zu unterhalten, so wenig kann eine Fibel der Bauernregeln oder auch der Bräuche unserem heutigen Landmann lebenswichtige Dienste leisten.

Scheinen also schon jetzt die Schwierigkeiten einer Nachprüfung und Wiedereinordnung in das herrschende bürgerliche Jahr nicht gerade gering, so wird diese Arbeit noch weiterhin durch die im Jahre 1582 erfolgte Gregorianische Kalenderreform erschwert. Gregor ließ, um die im Julianischen Kalender im Laufe der Jahrhunderte eingetretenen Unstimmigkeiten zu beseitigen, zehn Tage ausfallen, sodaß sich hinsichtlich einzelner alter Angaben Verschiebungen zwischen zehn und vierzehn Tagen ergeben. Berücksichtigt man zu alledem noch, daß Regeln, die für ganz bestimmte Gebiete ihre volle Geltung haben, infolge der in der Neuzeit allgemein zugänglichen Verkehrsmöglichkeiten und einer mit ihnen gekoppelten Verpflanzung auch der bäuerlichen Schicht, in den Regelschatz auch fremdartiger Landstriche übergegangen sind, in Bezirke, in denen sie keine Berechtigung haben, so sind die Hauptfehlerquellen erwähnt, die berücksichtigt werden müssen, wenn ein Urteil über den Wert und die Verwendbarkeit des Urwissens abgegeben werden

soll. Nicht übersehen sollen in unseren weiteren Darlegungen jene Fälle werden, bei denen Landfremde, also nur mit dem Wissenstand der Städte ausgerüstete Personen, es unternommen haben, die aus der Gregorianischen Kalenderreform sich ergebenden Unstimmigkeiten auf ihre, also auf eine mehr als mangelhafte, weil die Natur vergewaltigende Art zu „berichtigen“. Was dabei an barem Unsinn herauskam, wird uns besonders bei der Betrachtung des Gilbharts und seiner Regeln klar werden. Bisher aber sind diese Irrtümer immer fälschlich als wahre Bauernregeln in allen entsprechenden Sammlungen aufgeführt worden und haben, in diesen Fällen fraglos mit vollem Recht, den nachprüfenden Wissenschaftler zu der Überzeugung geführt, hier handele es sich um durchaus Unzutreffendes und Unbrauchbares. Daß aber trotzdem hier ewige Wahrheiten enthalten sind, das hat niemand bisher gesehen.

Aus allen diesen Gründen konnte es in der vorliegenden Arbeit nicht darauf ankommen, ein Lehrbuch des gesamten Bauernwissens zu geben, eine Aufgabe, die gegenwärtig zu lösen noch ganz unmöglich ist, sondern wir mußten uns dabei bescheiden, das Wesentliche des Urwissens an wichtigen Beispielen zu betrachten, um auf diese Weise erstmalig die Bedeutung eines Erbes vor Augen zu stellen, das nicht nur der Vergessenheit anheim zu fallen drohte, sondern in allen einschlägigen Fachwerken in Form einer Kuriositätenammlung aufzutreten pflegte. Allerdings haben manche Verfasser ihre Betrachtungen hinreichend mit unfreiwilligen Humor gewürzt und Deutungen versucht, die für uns als Kulturdokumente deswegen von Wert sind, weil wir eine klare Entscheidung herbeiführen müssen, welcher Mensch höher steht, der technische oder der magische; jener, der sich für hinreichend kraftvoll hält, die Natur zu beherrschen, oder dieser, der willig und still sich der Natur unterwirft.

Eine derartige Erörterung kann nicht umgangen werden, wenn wir Volkskunde treiben, also erfahren wollen, woher wir kommen und wo wir stehen, um zu wissen, wohin wir gehen müssen. Wir suchen also die Wahrheit. Und diese kann doch nur das sein, was uns erlaubt, die Zukunft vorauszusagen.

Das aber war eine der wesentlichen Aufgaben des Volksweltums. Dessen inneren Sinn aufzudecken, ist also die erste Aufgabe, der wir gerecht zu werden haben. Wir vermögen dieses Ziel aber nur dann zu erreichen, wenn wir uns bemühen, natürlich zu denken, also im Sinne des Bauern, mithin schlicht und geöffnet die Stimme der göttlichen Schöpfung ohne alles gebildete (also nicht gewachsene und gewordene!) Besserwissen reden zu lassen. Das will sagen: Wir dürfen in die Natur nichts hineintragen, sondern wollen aus ihr nur das herausnehmen, was sie uns unmißverständlich und ohne Zwang zu spenden bereit ist. Und das kann nur auf dem Wege erlebender Beobachtung geschehen; nur draußen auf dem Lande. Auch während des strengsten Winters ist hierzu allenthalben Gelegenheit.

Von unserer molligen Arbeitsstube aus können wir sogar mancherlei Neues sehen; denn vor dem Fenster steht die Futterstätte für die gesiederten Lieblinge. Während fast aller Tagesstunden, mit Ausnahme der Hochmittagszeit, ist der Vogelbesuch nahezu gleichmäßig. An bestimmten Tagen aber werden wir inne, wie auffällig sich, kurz ehe die Sonne sinkt, vor allem der Anflug der Meisen steigert. Fast regelmäßig fällt dann in der folgenden Nacht oder am kommenden Morgen Schnee, zumindest gibt es nach entsprechend warmen Tagesstunden harten Frost, der die Feuchte als Eisschicht auch über die Rinde der Bäume legt, so die notwendige Nahrung vor allem für Meisen und andere Insektenfresser unzugänglich machend.

Hier hat also die weise Natur für den aufmerksamen Beobachter einen neuen Fingerzeig gegeben, die Wettergestaltung des kommenden Tages im Voraus zu erkennen; denn es scheint, als fräßen die Meisen dann, wenn ihnen am nächsten Tage ein besonders magerer Tisch in Aussicht steht, am vorhergehenden Spätnachmittag besonders reichlich. Sie tun nichts anderes als das, was wir auch bei den Schafen beobachten, die an Tagen vor kommendem Regen besonders scharf und ausdauernd äsen, auf diese Weise, da ihnen feuchte Nahrung unzutraglich ist, gewissermaßen ihr Futter auf Vorrat zu sich nehmend. Wenn auch Wiederkäuere und schnell verdauende Vögel nicht ohne weiteres verglichen werden können, so dürfte doch die Ursache gleichen Verhaltens zumindest ähnlich sein. Die Natur sorgt also auch hier für ihre Kinder dadurch, daß sie ihnen ein Vorgefühl für kommende lebenswichtige Erscheinungen mit auf den Weg gibt, ein Vorgefühl, das wir in seinen Folgen nur zu erkennen brauchen, um gleichfalls in die Zukunft blicken zu können.

Zwar steht von Meisen als Wetterkündern nichts in Büchern und Bauernregeln; denn Futterkästen waren in alter Zeit gewiß nicht im Gebrauch; dagegen spielt das Verhalten der Schafe im Urwissen eine bedeutende Rolle, und nicht umsonst sagt man den monatelang im freien lebenden Schäfern eine große Kenntnis der Wettervorzeichen nach.

So leicht nun aber derartige Beobachtungen auch zu machen sind, so gibt es doch eine Reihe anderer Regeln, die schon mehr voraussetzen als bloßes äußerliches Betrachten. So heißt es vom 20. Hartung:

Jabian, Sebastian

Läßt den Saft in die Bäume gahn /

Daß sie fangt zu wachsen an.

Der heute naturfremde Mensch wird sich fragen, welche Bedeutung eine solche Feststellung überhaupt hat; denn er weiß nichts mehr von der Haltbarkeit der Hölzer, je nachdem sie in der Zeit des Saftstieges, also in der Spanne zwischen Ende Hartung und Nebelung, im besonderen zwischen Neu- und Vollmond, oder bei minderer Feuchtigkeit, also zwischen November und Ende Januar oder überhaupt zwischen Voll- und Neumond geschlagen

werden. Während nämlich Bauholz, das während der ersten zwei Drittel des Hartung gefällt wurde, weder vom Wurm befallen noch rissig wird, mithin jene geschätzten Eigenschaften besitzt, die besonders beim Hausbau von entscheidender Bedeutung sind, pflegen Bäume, die bei steigendem Saft niedergelegt und nachdem sie zu Brettern verarbeitet wurden, sich nicht nur leicht zu verfärben, sondern klaffende Risse zu zeigen und vom Wurm sehr viel leichter befallen zu werden. Wie man sieht, spielen hier also nicht nur die Jahreszeiten, sondern auch der Mond und seine Phase hinein.

Aus diesem Grunde ist es Brauch seit frühester Zeit, Bau- und Nutzholz immer in der Zeit geringsten Saftstieges, also zumindest zwischen Vollmond und Neumond, am besten aber in der Hochwinterszeit zu schlagen. Früher ging man noch weiter und ließ die Bäume dann, wenn sie schon Laub trugen, die Nadelbäume aber regelmäßig nach dem Fällen mit ihren Ästen eine Zeitlang liegen. Dann saugten Blätter und Nadeln die letzte Feuchtigkeit aus den Stämmen, sie auf diese Weise in natürlicher Art weitgehendst trocknend. Heute wird kaum noch auf diese naheliegende Möglichkeiten Rücksicht genommen, das Holz vielmehr wahllos geschlagen, entästet und entrindet und der saftstrohende Stamm, mithin völlig überflüssige und unnötige Kosten verursachende Wassermassen verfrachtet. Nutzlose Summen werden in beträchtlicher Höhe für die Beförderung dazu noch schädlicher Feuchtigkeit bezahlt.

Versuche, die von Forstrat Eulefeld und auch von mir im Berg- und Hausbau mit Hölzern angestellt wurden, die nach altem Brauchtum gewonnen waren, haben den schlagenden Beweis für den Wert der Volksüberzeugungen geliefert.

Mit diesen Erfahrungen hängt es auch zusammen, daß die alten Gärtner die überflüssigen Äste der Obstbäume möglichst bei abnehmendem Monde im Januar an milden Tagen entfernten. In neueren Gartenbüchern sind findende Vorschriften, das Auslichten der Gehölze erst um Ende Februar vorzunehmen, sind mithin unweckmäßig. Sehr wohl weiß auch heute noch der Winzer, daß er nur Weinpfähle verwenden kann, die im Januar gewonnen wurden. Denn im Verlauf des ganzen Jahres haben die Bäume nicht nur die geringste Saftmenge, sondern auch fast alle im vergangenen Sommer aufgespeicherten Nährstoffe aufgezehrt. Das Holz ist mager. Begreiflich, daß es von Käfern und Würmern nicht gerade als Delikatesse beurteilt und darum von ihnen nicht befallen wird.

Aus alledem wird unmißverständlich klar, von welcher entscheidenden Bedeutung für den Bauern die Kenntnis der Mondeinflüsse ist. Wie aber wurde gerade diese Seite verspottet und lächerlich gemacht! Nach heute werden Versuchsreihen veröffentlicht, die den Einfluß des Mondes wegweisen wollen. Wer die Natur nicht kennt, wird sie sogar für bedeutunglos halten. Er übersieht dabei den Einfluß der verschiedenen Kunstdüngerarten auf die Pflanzen, sieht also nicht den Kunstdünger, über dessen Gefahren für

das Leben hier wohl kein Wort verloren zu werden braucht. Es soll damit aber keineswegs das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und nun alle künstliche Düngung und Bodenverbesserung verurteilt werden. Wer seine väterliche Scholle kennt, weiß am besten, was ihr dienlich ist. Vorschriften lassen sich da ebensowenig geben wie etwa in der Ernährung des Menschen. Nur allgemeine Regeln lassen sich aufstellen und diese wieder sind Erfahrungstatsachen von Fall zu Fall. Wer sie nicht allein findet, der sollte nie und nimmer sich den Ehrennamen eines Bauern anmaßen. Wer aber hier das Rechte zu tun versteht, der weiß auch um den Einfluß des Mondes, der leider hier und da immer noch in das Gebiet des Aberglaubens verbannt wird.

Und doch hat unsere nächtliche Leuchte gar seltsame Kräfte. Da taucht ein merkwürdiges Erlebnis, ein Erlebnis mit dem Monde vor meiner Erinnerung auf. Es war gegen Ende März des Jahres 1931. Wichtige, unaufschiebbare Arbeiten zwangen mich während mehrerer Tage dazu, am Schreibtisch zu verharrten. Nur morgens und abends fand ich Zeit, etwas zu essen. Die Zeitung blieb unentfaltet. Wieder hatte ich bis in den späten Abend hinein geschrieben. Da fiel mir ein, daß ich übersehen hatte, eine wichtige Auskunft vom Bahnhof einzuholen. Während ich mich ankleidete, fühlte ich plötzlich eine sehr schmerzhaft und quälende Schwellung im Schlund; als ob sich dort eine Fischgräte eingebohrt hätte. Dergleichen konnte aus verschiedenen Gründen nicht in Frage kommen. Alle Versuche, mich selbst von der höchst unangenehmen Belästigung zu befreien, mißlangen vollkommen. Trotzdem mußte ich mich auf den Weg machen.

Die Straßen des Berliner Westens lagen still. Je näher ich dem Bahnhof Zoo kam, umso stärker scholl der Lärm des Verkehrs an. Da und dort standen auch Gruppen beisammen, die zum Nachthimmel emporsehen. In der Meinung, eines der Reklameluftschiffe zöge seine Kreise über der Stadt, achtete ich zunächst dieser Himmelsgucker nicht. Ich hatte Eile. Meine Schmerzen nahmen überdies zu, derart, daß ich beschloß, am folgenden Morgen meinen Arzt aufzusuchen.

Wieder kam ich an einer Gruppe vorüber, die zum Firmament aufblickte. Jetzt blieb auch ich stehen und gewahrte in der Richtung, von der her ich kam, den fast völlig verfinsterten Mond. Auf dem Rückweg wollte ich den Verlauf der Finsternis, von der ich keinerlei Kenntnis besessen hatte, mit aller Ruhe weiter verfolgen.

Bald stand ich denn auch an einem ruhigen Platz und wartete bis der Mond aus dem Erdschatten herauszutreten begann. Meine quälende Schwellung hatte in nichts nachgelassen. Langsam wurde die überaus glänzende Sichel der nächtlichen Leuchte sichtbar. Der Höhepunkt des prachtvollen kosmischen Schauspiels war überschritten. Ich trat meinen Heimweg an. Überrascht stellte ich fest, daß Schwellung und Schmerzen ebenso plötzlich, wie sie gekommen, so auch verschwunden waren. Eine sofort vorgenommene

Untersuchung zeigte mir in meinem Schlund keinerlei Reizstellen. Die ganze Erscheinung schien mir rätselhaft. Erst als ich die Zeitung zur Hand nahm, um über die Mondfinsternis nachzulesen, entdeckte ich zu meiner Verblüffung, daß das Auftreten der Schmerzen haargenau mit dem Beginn der Finsternis übereinstimmte.

Eigentlich wunderte ich mich jetzt nur über mich selber; denn seit Jahren hatte ich die Verknüpfungen beobachtet, die zwischen Mond und Leben bestehen, sodaß die Vermutung nahe lag, die ganze Schwellungsercheinung mit irgend einem Reiz in Zusammenhang zu bringen, der durch die Verfinsterung ausgelöst und bedingt wurde.

An Francis Bacon erinnerte ich mich, der, bei jeder Mondfinsternis ohnmächtig geworden, erst dann erwachte, wenn die volle Scheibe wieder sichtbar wurde. Gewiß, in meinem Falle hatte die erste klare Sichel bereits genügt, um die Unstimmigkeiten zu beheben. Indessen haben besonders in früherer Zeit die Ärzte reiche Erfahrungen über den Einfluß der Mondfinsternisse auf das Befinden der Menschen und besonders der Kranken gesammelt und ein Mann wie Ramazzini berichtet von einer Finsternis im Jahre 1603, während der ihm auffällig viele Kranke starben.

Absichtlich erwähne ich hier diesen alten Arzt, weil seine Beobachtung mit dem Glauben des Volkes übereinstimmt, der Mondfinsternisse mit dämonischen, mit schädigenden Einwirkungen zusammenbringt und ähnliche Angaben auch über die Neumondzeit macht.

Daß diese nun in der Tat bestehen, haben hervorragende Gelehrte nachgewiesen. Hier seien nur Svante Arrhenius und Willy Hellpach genannt und die Erfahrungen erwähnt, die der französische Arzt Dr. Grasset machte. Er berichtet: „Wenn ich meine ärztliche Tätigkeit in den Jahren 1896, 1897 und 1898 überschaue, so muß ich feststellen, daß ich in den Nächten, die um die Zeit des Neumondes herum liegen, viel öfter in Anspruch genommen wurde, als in allen anderen Nächten. Diese Statistik ergibt sich ganz deutlich, wenn man die zwei Tage betrachtet, die der fünftägigen Periode angehören, die aus den zwei Tagen vor dem Neumond, dem Tage des Neumondes selbst und den zwei Tagen nachher gebildet wird. Wahrscheinlich handelt es sich um Veränderungen in der Atmosphäre, die durch den Neumond bedingt werden und die wir nur noch nicht kennen, weil unsere Aufmerksamkeit noch nicht in dieser Richtung gelenkt worden ist. Vielleicht handelt es sich auch um unbekannt magnetische oder kosmische Ausstrahlungen.“

Inzwischen haben wir nun wieder entdeckt, daß es sich um jene, von der Sonne ausgehende und vom Monde der Erde weiter zugeleitete kosmische Strahlungen handelt. Lange ist der Fehler begangen worden, diese Abhängigkeiten einfach zu leugnen, weil sie sich der herrschenden Theorie nicht einfügen wollten. Alle an die tatsächlichen Erscheinungen sich knüpfenden Volksüberzeugungen wurden darum als Aberglaube verspottet. Und

noch heute pflegt ja allsommerlich während der Sautengurkenzeit die Nachricht durch die Presse zu gehen, der Bauernglaube, der von einem Einfluß des Mondes auf Leben oder gar auf Wetter rede, gehöre in die Kumpelkammer der wissenschaftlich erwiesenen Irrtümer und werde nur noch von jenen aufrechterhalten, die nicht alle werden.

Demgegenüber ist festzustellen, daß auch innerhalb der Fachwetterkunde nie die Stimmen verstummt sind, die dem Monde einen bestimmenden Einfluß auf das Wetter zuschrieben. Deutlicher gesagt, die überzeugt waren, daß besonders während der Neumondzeit sich überraschende Wendungen zum Schlechten beobachten lassen, die rätselhaft erscheinen, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob und welche Einflüsse dem Mond selbst zugeschrieben werden dürfen. Nur auf die Gleichzeitigkeit kommt es an; denn wenn der Bauer auch wörtlich behauptet, die Neumondzeiten oder gar der Neumond sei zu Regen und Wind gesinnt, so ist ihm der nächtliche Begleiter eben nur Sinnzeichen für die Möglichkeit eines Wetterumschlages. Es liegt dem Landmann gänzlich fern, mit seiner Behauptung etwas über den Mond und seine Fähigkeiten auszusagen, so wenig er etwa ausagen will, das Sternbild des Wassermann sei naß, also feucht, sei mit Wasser durchtränkt, wenn er meint, Jupiter stehe im nassen Wassermann. Er will damit nur die Beobachtungstatsache zum Ausdruck bringen, daß diese Gestirnsstellung erfahrungsgemäß für die Erde feuchte Zeiten mit sich bringt. Und das ist richtig. Im gleichen Sinne redet er also auch vom Neumond. Und namhafte Gelehrte haben ihm recht gegeben und sich von ihrer gerade gültigen Fachtheorie nicht blind machen lassen. So betonte schon der berühmte Meteorolog Professor Freybe, daß er trotz aller Vorsicht des öfteren falsche Wettervorhersagen veröffentlicht habe, deren Peinlichkeit nur dadurch gemildert wurde, daß die Fehlprognosen, wie er schreibt, „in einmütiger Kollegialität von der Mehrzahl der Wetterdienstleiter gegeben wurden“. Anschließend aber hebt er hervor, er habe durch einen Zufall bemerkt, daß auffallend viel solcher „kritischer Tage“ mit bestimmten Stellungen des Mondes zusammenfielen. Wörtlich sagt er, um sich gewissermaßen ob seiner Keckerei bei seinen Fachgenossen zu entschuldigen: „Ich wehrte mich nach Kräften gegen diesen Gedanken, konnte ihn aber bei sorgfältiger Nachprüfung nicht abweisen.“

Neben heute zahlreichen Wetterkundlern steht auch der Wiener Meteorolog Dr. Otto Mybrach auf dem nämlichen Standpunkt. Auch er sieht, wie wir, den Mond nur als Mittler an, hat überdies aber die beachtliche Tatsache nachgewiesen, daß unter gewissen Umständen auch die Häufigkeit der Erdbeben „mondbedingt“ ist, d. h., daß um die Neumondzeit die Bebenzahl auffallend ansteigt. Auch hier ist also der alte Bauernglaube als berechtigt aufgezeigt.

Es muß darum ein besonderer Grund vorhanden sein, der es bisher verhinderte, die Behauptungen des Volkes auch von der Wissenschaft all-

gemein anerkannt zu sehen. Um diese Merkwürdigkeit zu klären, müssen wir ein wenig ausholen und die Sonne einbeziehen.

Entsprechende Untersuchungen haben nämlich ergeben, daß der Ablauf der irdischen Großwetterlage mit Vorgängen auf unserem Taggestirn gleichläuft. Dort treten ab und an die sogenannten Sonnenflecken auf, deren Häufung in einem Rhythmus von etwa zwölf Jahren schwankt. Innerhalb dieser Zeitspanne treten jeweils ein Fleckenminimum und ein Fleckenmaximum auf, also ein Zustand völliger Reinheit oder doch äußerst geringer Befleckung, der gefolgt wird von einem starken Anwachsen der Fleckenzahl.

Beim Vergleich größerer Zeiträume ergibt sich nun die Tatsache, daß fleckenreiche Spannen für die Erde feuchte, also niederschlagsreiche, fleckenarme dagegen trockene Jahre bringen. Zu alledem wissen wir, daß zumindest von den Flecken elektrische Kräfte zur Erde gelangen, die in irgendeiner Weise Niederschläge auslösen können.

Wenn nun diese Kräfte, wofür alles spricht, positive Ladung haben, während Erde und Mond negativ sind, so werden die beiden letzten Himmelskörper, gleichsam als wären sie Magneten, die sonnenflüchtigen elektrischen Energien an sich heranzulocken und teilweise auf sich niederzwingen.

Sofern wir nun zum Monde zurückkehren und uns vorstellen, daß er während seiner Unsichtbarkeit, also zur Zeit des Neumondes, zwischen Erde und Sonne steht, dann muß er durch seine, die Sonnenelektrizität sammelnden Kräfte der Erde eine größere Menge Elektrizität zuleiten, als sie ohne ihn erhalten würde. Auf Grund unserer Voraussetzung müßte dann auf unserem Heimatstern in den betreffenden Gebieten reichlicher Regen fallen. Nebenbei würden viele andere Erscheinungen ausgelöst werden, von denen hier nur Gewitter und Erdbeben genannt seien.

Aus alledem geht mit jeder nur wünschenswerter Klarheit hervor, daß dem Monde überhaupt keine selbständige Wirkung auf das Wetter zugeschrieben werden darf, sondern nur die Kraft, die Sonneneinflüsse zu verändern. Sofort wird nun auch die Merkwürdigkeit verständlich, warum die Wissenschaft im allgemeinen bisher den Volksglauben an den Mond als Wettermacher zum kindlichen Aberglauben rechnete.

Sobald nämlich Gelehrte daran gingen, die entsprechenden Bauernregeln nachzuprüfen, pflegten sie, um ganz sicher zu gehen, einen größeren Zeitraum, sagen wir fünfundsiebenzig Jahre, einzubeziehen. Da mußte sich doch wohl erweisen lassen, ob der Mond einen Einfluß auf das Wetter habe oder nicht. In dieser durch die Theorien bestimmten Denkweise aber liegt der Grundfehler; denn die Forscher mischten unbewußt, da nach ihrer Meinung die Sonnenfleckenperioden bedeutungslos waren, zwei Sonnenfleckenperioden zusammen. Sie errechneten aus Zeiten den Durchschnitt, da der Mond infolge der ganz oder teilweise fehlenden regenauslösenden Sonnenelektrizität keine Regenwirkung ausüben konnte — denn er hatte ja nichts, was zur Erde wäre weiterzuleiten gewesen — und solchen, da wirk-

lich Schlechtwetter zur Neumondzeit ausgelöst wurde. Und das ist falsch! Denn da in der Rechnung gewissermaßen Plus- und Minuswirkungen zu gleichen Teilen vorhanden sind, mußten sie sich gegenseitig aufheben und eine Einflußlosigkeit des Mondes vortäuschen. Würde der Untersucher dagegen die Sonnenfleckenperioden in fleckenreiche und fleckenarme Spannen getrennt und diese einzeln untersucht haben, so würde er zu einem klaren Ergebnis, zu einer Bestätigung der Ansicht des Landvolkes gekommen sein, die in ihrer sinnbildlichen Ausdrucksweise den Neumond als Schlechtwettermacher bezeichnet.

Bei alledem darf auch hier nicht vergessen werden, daß der Bauer sich nie nach einem einzigen Vorzeichen richtet, sondern den Gesamtbereich seiner heimatischen Natur beobachtet, um auf Grund aller Erscheinungen, mithin aller Abhängigkeiten, seine Naturprophetie auszuüben. Diese beschränkt sich keineswegs nur auf das Wetter, sondern unter Berücksichtigung des Mondes auch auf zahllose Einzelheiten des täglichen Lebens.

Aus der Unzahl bisher unverstandener Mondweistümer wollen wir nur ganz wenige streifen. Immerhin sei erwähnt, daß der Bauer in manchen Gegenden unseres Vaterlandes mit vollem Recht nur bei zunehmendem Monde heiratet. Dies aus dem Grunde, weil um diese Zeit die Liebessehnsucht gesteigert und so der heiligste Zweck seiner Ehe, eine baldige Nachkommenchaft, am schnellsten erfüllt wird.

Bei zunehmendem Monde pflanzt und sät er alles, was über der Erde gedeiht, dagegen Zwiebeln, Rüben und Knollen, die unter der Oberfläche wachsen, bei abnehmendem Licht. Diese Maßnahme ist aber kein starres Gesetz, sondern nur eine Regel, deren Ausnahmen wir, wo sie für uns wichtig sind, noch kennenlernen werden. Kurz nur will ich hier wiederholen, was ich in meinem Buche „Auf der Fahrt des Schicksals“ ausführlich behandelt habe, nämlich die Ergebnisse, die Dipl.-Ing. Hermann Jaeger auf seiner landwirtschaftlichen Versuchsstation erzielte. Er hat bei richtiger, also dem Urwissen des Volkes entsprechender Pflanzzeit, Ernten erzielt, die um 25—30% höher lagen als die sonst in genau der gleichen Weise, aber zur Unzeit ausgesäten Gewächse ergaben. Bei derartigen Untersuchungen genügt es nun aber keineswegs, sich nur danach zu richten, ob der Mond zu- oder abnimmt, sondern es scheint auch von bestimmender Bedeutung, in welchem Tierkreiszeichen unser Begleiter steht.

Das alles sind beachtliche Dinge, die den Wert des Bauernwissens zeigen. Welche Möglichkeiten in ihm schlummern, möge in diesem Zusammenhang noch eine kleine Geschichte lehren, die um so wichtiger ist, als auch hier die geniale Welteislehre Hanns Hörbigers eine entscheidende Rolle spielt; die Welteislehre, dieses einzigste kerndeutsche Weltbild, das wegen seiner dem exakten und darum toten Denken entgegengesetzten Betrachtungsart abgelehnt wurde, was die Ablehner indessen nicht hinderte, die Hauptgedanken Hanns Hörbigers, ohne dessen Namen auch nur zu er-

Behand
wähnen, in ihren Bereich aufzunehmen. Kurz, Volkswissen und Welteislehre erlaubten mir im Jahre 1926, also während eines Sonnenflecken-Maximums, ehe Amundsen und Nobile ihren ersten Polflug antraten, auf Wunsch der „Leipziger Abendpost“ eine Wettervorhersage für die bis dahin nie betretenen Polgebiete zu versuchen. Ehe die „Norge“ abflog, lag unsere Vorhersage bei der Schriftleitung in Leipzig verschlossen in einem Umschlag.

Während nun alle Meteorologen der Welt in der Überzeugung einig gingen, es könne um die fragliche Zeit am Pol kein Nebel herrschen, betonten wir das reichliche Vorhandensein von Eisnebel und dazu noch das sonst nirgends erwähnte Auftreten eines unmittelbar von der Sonne herkommenden Windes. Da nun nach Ansicht der Wetterkundler der Mond keinerlei Einfluß auf das Wetter hatte, ward der Start gerade um die Neumondzeit angesetzt. Schon drei Tage vorher begann das von uns erwartete Wetter mit einem gewaltigen und behindernden Schneetreiben. Daß hier der Wetterumschlag schon drei anstatt sonst zwei Tage vor Neumond eintrat, ist jedem allzu verständlich, der sich erinnert, daß damals die Sonne mit Flecken überreich versehen war. Auf der Fahrt gab es nun weitere Überraschungen. Genau wie wir erwartet hatten, verzeigte das Luftschiff stark durch Eisnebel und zum Erstaunen der mutigen Forscher kam der Wind unmittelbar von der Sonne. Für uns war diese Erscheinung auf Grund der Welteislehre eine Selbstverständlichkeit und wir schlugen in unserer Vorhersage bei der „Leipziger Abendpost“ vor, den Flug dorthin zu befristen, daß das Luftschiff Sonnen-Rückenwind haben und ihn nützen konnte.

Der Pol, daran sei erinnert, war völlig unerforscht, und unsere Vorhersage die einzige, die den Tatsachen gerecht wurde. Die Beachtung, die ihr zuteil wurde, war demgemäß. Nicht ein einziger Wetterkundler, nicht ein einziger Luftschiffer hielt es für nötig, sich um die Voraussetzungen der verblüffenden Übereinstimmung auch nur im entferntesten zu kümmern. Allein der berühmte Flieger Bertram erkannte den Wert der hier eröffneten Möglichkeiten und trat mit uns in Verbindung. Was weiter geschah, will ich lieber verschweigen, denn heute gilt ja das Wort vom Gemeinnutz, der vor Eigennutz geht. Leidtragender war leider der verdienstvolle und klarsichtige, der mutige Flieger Bertram...

Haben wir auf Grund der eben behandelten Einzelheiten einen, wenn auch nur flüchtigen Blick in das große Gebiet getan, das sich als Urweistum um den Mond rankt, einen ersten Blick, so werden wir uns sagen müssen, daß in ihm gar manche praktisch wichtige Einsicht beschlossen liegt. Wir würden Wesentliches übergehen, wenn wir nicht wenigstens noch eine kleine Auswahl aus den verbleibenden Anschauungen treffen würden. Um sie aber ins volle Licht zu heben, scheint es ratam, auch einmal die Gegen-
seite zu Worte kommen zu lassen.

Dies nicht deswegen, um ihr Irrtümer nachzuweisen, sondern nur aus dem Grunde, hier den Unterschied recht klar und entscheidend herauszuarbeiten, der zwischen der bisherigen Volkskunde und den hier vortragenen Gedanken besteht.

Allein deswegen sehen wir davon ab, Namen zu nennen. Es kommt auf sie nicht an. Nur die Haltung der Volkskunde-Forschung als solche muß übersehbar werden. Daß wir nur namhafte Arbeiten berücksichtigen, bedarf keiner Hervorhebung.

Was sich uns da aber offenbart, ist erschütternd. Erschütternd vor allem deswegen, weil nahezu jede Verbindung zur heimatischen Natur und zur Seele des „Volkes“ fehlt.

So behauptet ein uraltes Volkswort, bei Neumond fange der Verstand zu wackeln an. Wer die einleitenden Seiten dieses Buchs aufmerksam las — wir kommen später auf die dort erörterten Fragen nochmals zurück —, wird die Richtigkeit dieser Angabe sofort begreifen.

Unsere Volkskunde „erklärt“ indessen diese Meinung der Ahnen folgendermaßen: „Die Bibel (Sirach 27, 12) gibt uns den Grund hierfür mit folgenden Worten: „Ein Gottesfürchtiger redet allezeit, was heilsam ist; ein Narr aber ist wandelbar wie der Mond.“ —

Nun, es ist immerhin tröstlich, unsere alten Bauern derart bibelfest zu sehen. Dem Forscher aber, dem wir dieses Urteil entnehmen und der uns noch weitere Beispiele für die erstaunliche Entwurzelung liefern wird, ist kein Vorwurf zu machen. Brav hat er alles aufgelesen, dessen er über den Mond habhaft werden konnte, um es dann vom Schreibtisch aus zu „deuten“, anstatt einige Monate in die ländliche Einsamkeit zu gehen und hier erst einmal zu beobachten. Alle Fehler, Irrtümer und Mißverständnisse seiner Vorgänger hat er verlässlich übernommen. Geforscht hat er nicht. Auf diesen fernabliegenden Gedanken praktischer Nachprüfung ist nämlich keiner seiner Vertrauensmänner, ist noch kaum je ein Volkskundler gekommen; denn es stand doch felsenfest, daß sich unsere Ahnen den in Sirach 27 Vers 12 im Nachsatz geschilderten Lebensform bedenklich näherten und ferner, daß unsere Bauern — nun, das spricht man taktvollerweise nicht aus.

Eines aber kann schon jetzt nicht mehr bestritten werden: Bauer und Gelehrter, das sind zwei Welten; das ist Wirklichkeit dort, hier aber ein Leben in einer vorgestellten, in einer unwirklichen Welt.

Welche Blüten in diesem Garten auf der Nachtseite des deutschen Wesens zu gedeihen vermögen, wird aus dem eben herangezogenen Baustein zur Volkskunde klar, wenn die Frage nach dem Einfluß des Mondes auf die Kartoffeln behandelt wird. Wir hörten bereits, daß auch die Tierkreiszeichen eine bedeutsame Rolle für das Schicksal des Lebens spielen. Unser Volkskundler macht sich nun darüber lustig, daß der Einfluß des Wassermann-Sternbildes große, wässrige und leicht faulende, der des Krebses aber eine gehemmte Entwicklung bedingen soll. „Wir sehen schon

hinreichend,“ so schreibt der Verfasser, „wie auch hier reinen Anklang des Namens eine große Bedeutung gewinnt, und können uns ersparen, mehr derartige Beispiele anzuführen.“

Anders ausgedrückt, meint der belehene Forscher mit einem unverkennbaren Seitenblick auf die Beschränktheit des gläubigen Bauern, es sei für dessen Geisteshaltung bezeichnend, daß er harmlos genug sei, zu glauben, es bestände die Gefahr, Kartoffeln würden wässrig, weil das Sternbild Wassermann heiße und die Entwicklung dieser Feldfrüchte würde behindert, deswegen, weil das Sternbild den Namen des Krebses, mit seinem bekannten Krebsgang, trüge. Es bleibt also nur Aberglaube, der den Bauern dazu treibt, von einer Aussaat während der betreffenden Zeiten Abstand zu nehmen.

Welch helles Licht wirft diese Folgerung auf die naturferne Denkart unserer Zeit. Auf den Gedanken, auch nur einmal nach der Herkunft der Sternbildernamen zu fragen, ist der Gelehrte nicht verfallen. Hätte er es getan, wäre er wohl zumindest nachdenklich geworden. Denn nicht, weil das betreffende Sternbild Wassermann heißt, sind die Kartoffeln wässrig, sondern weil weit über zehn Jahrtausende dauernde Erfahrungen immer wieder lehrten, daß es dann wässrige Erscheinungen gab, wenn bestimmte Gestirne, wie etwa Jupiter oder Mond, in Sternbildern standen, die mit einem Sammelnamen als feuchte, als wässrige bezeichnet wurden und die dann im einzelnen ihre sehr sinnfällige Taufe erhielten. Eines der wässrigen wurde „Wassermann“ geheißen (Abb. 13).

Hier hat also eine Sitte statt, die wir allenthalben finden.

So einfach liegen die Dinge in Wahrheit, sofern man es fertigbringt, dem Vogelbauer der gelehrten Theorien, die einem nur gestatten, gewissermaßen von Stange zu Stange zu hüpfen, in Gottes weite, große, uralte und so erschütternd schlichte Welt zu entfliehen. Die außerordentlichen Verdienste, die sich die Volkskunde unserer Tage durch sorgsame Sammlung zahlloser Einzelheiten erworben hat und wofür ihr Dank gebührt, dürfen nicht über die weltfremde und lebensunkundige Art hinwegtäuschen, mit der sie bei der Ausdeutung der Bräuche, der Bauernregeln, der geflügelten Worte und des vermeintlichen Pflanzen-, Gesteins- und Tieraberglaubens in die Irre ging. Kein Wunder; denn die Naturforschung blieb ihr jede Hilfe schuldig und die Geschichte versagte in weitestgehendem Maße.

Jetzt aber, wo unser Volk den Weg zurück zum Erbe der Ahnen anzutreten beginnt, hat es ein Anrecht darauf, dieses Vermächtnis rein und ohne die Fehler zu erhalten, die auf eine weitgehende Entwurzelung und Landfremdheit städtischer Gelehrsamkeit zurückzuführen sind. Vielleicht werden dann auch die deutschen Astronomen — denn hier geht es auch um Dinge der Himmelskunde — einsehen, daß es außer der Dichte und den Bahnen wegen der Fixsterne, die einige Millionen Lichtjahre von uns entfernt sind, noch Aufgaben gibt, die zum Nutzen des verarmten deutschen Volkes von

den Sternwarten durch bodenständige Gelehrte dörflicher Herkunft ernsthaft nachzuprüfen sind.

Gebietertisch fordert unsere Zeit Männer der Wirklichkeit. Und solange auch nur ein deutscher Mensch vorhanden ist, der Mangel leidet an Arbeit und Brot, ist es und muß es die sittliche Pflicht des Forschers bleiben, seine auf Kosten des Volkes geleistete Arbeit in den Dienst des Volkes zu stellen. So erhoben es auch sein mag, bei einem aushörmlichen Gehalt Wissenschaft um der Wissenschaft willen zu betreiben — Fixsternbahnen können warten; der darbenende Deutsche aber nicht. Alle natürlichen Möglichkeiten müssen genützt werden, in aller Schlichtheit, so wie es unsere Altvorderen taten.

Es ließ sie kühn, ob der Sirius-Begleiter schwerer ist als Platin oder ob gar der Mars bewohnt ist oder nicht — sie hatten andere Sorgen; denn ihnen lag alles daran, ihre und die Sendung ihres Volkes zu fördern und darum auch die folgerungen kennen und nützen zu lernen, die sich unabweisbar aus dem Vorhandensein des Mondes für das Leben ergeben mußten; denn alles wirkt auf alles.

So waren sie der Ansicht, bei Neumond, also bis die erste Sichel sichtbar geworden sei, keine Schlacht beginnen zu dürfen, überhaupt in dieser Zeit nichts Entscheidendes zu unternehmen; denn ihnen war eben bekannt, wie sehr der Mensch in diesen Tagen in seiner Selbstbeherrschung gehemmt, wie wenig er der kühlen Überlegung fähig ist, wie leicht der „Verstand ins Wackeln“ gerät. Sie kannten aber auch die Unbeständigkeit des Wetters um diese und auch um die Vollmondzeit.

Nach diesen Erfahrungstatsachen handelten sie und handelten gut und richtig. Und nun prüfe man einmal die Geschichte des Weltkrieges oder die der politischen Ereignisse; man lasse die Tragödien der Polarforschung, der Ozeanüberquerungen im Flugzeug*) oder die Kämpfe um die höchsten Gipfel der Erde vorüberziehen. Sie alle reden eine laute, eine erschütternde Sprache. Wieviele Not und Tränen hätten sich ersparen lassen, wenn wir auf das Weistum der Ahnen gehört und nicht in unserer jungen Wissenschaft alle letzte und verlässlichste Entscheidung erblickt hätten. Ahnungslos hat der technische Mensch dem Kosmos Hekatomben an vermeidbaren Opfern gebracht, nur weil er einer Theorie zuliebe die warnende Stimme der Natur in den Wind schlug.

Ein seines Urweistums sich bewußtes Volk wird leichtfertiges Aufspielsehen kostbaren Menschenlebens nie und nimmer zulassen, besonders da es sich in solchen Fällen meist um die Wertvollen zu handeln pflegt.

Aber all das ist unsere Gelehrsamkeit achtlos hinweggeschritten, weil sie auf Grund gedanklicher Voraussetzungen und einer mißbrauchten Mathematik die Natur nicht so sehen wollte oder unfähig wurde, sie überhaupt noch voraussetzungslos so zu betrachten, wie sie war und ist.

*) Näheres siehe mein Werk „Auf der Gähre des Schicksals“; Sungborn-Verlag, Harzburg.

Es muß das mit aller Deutlichkeit endlich einmal ausgesprochen werden, um den Weg zu weisen, den die Wissenschaft der Zukunft verfolgen muß, die deutsche Wissenschaft, die eine Wissenschaft des Volkes und für das Volk zu sein hat. Erst von dem hier darzulegenden Standpunkt aus wird das materialistische Gift erkannt, das den Niedergang oder auch den Tiefstand keineswegs etwa allein der deutschen, sondern der Wissenschaft überhaupt bedingte und einen Zustand heraufbeschwor, der ein erlernbares, mechanisches Wissen mit lebensvoller Weisheit verwechselte. Nicht auf das Wissen, sondern auf die Weisheit kommt es an; denn Wissen zeigt seine Beschränkung immer, wenn es auf das natürliche Leben angewendet wird, muß seine Beschränkung bei derartigen Aufgaben zeigen, da allein Weisheit, die bereits in sich die Verknüpfung mit dem Leben besitzt, lebendige Schwierigkeiten zu überwinden vermag*).

Hier liegt eine der Grundaufgaben unserer Zeit, die sehr wohl erkannte, welche bösen Dienst uns das stoffliche Denken leistete. Es muß auf ein natürliches Mindestmaß beschnitten werden, um den Weg freizugeben für jene an sich durchaus nüchterne, indessen der Natur engstens verknüpfte Wesensart, die wir als urbäuerlich bezeichnen. Dies schon allein deswegen, weil der entscheidende Teil des deutschen Volkes ein Bauernvolk ist, das im Sinne einer nichtmaterialistischen Lebensform geleitet werden muß, wenn sein Blut, das Blut der bäuerischen Ahnen, nicht vernichtet werden soll auf Kosten einer städtischen Daseinsform, die eine Gefahr für alle Völker und Rassen bildet.

Gerade das ist der Grund, warum wir der bäuerlichen und damit der künstlerischen, der naturnahen und somit gefunden und schlichten Lebensauffassung unserer Ahnen das Wort reden und ein wenig fremd jenem städtischen Denken gegenüberstehen, das kunstvoll aber nicht künstlerisch, das hygienisch aber nicht gesund, das konfessionell aber nicht religiös, das sportanisch aber nicht bescheiden, das energisch aber nicht voll zeugender und überzeugender Kraft, das jedoch oft in bewundernswerter Selbstsucht und nur aus dieser Ursache lebensfähig bleibt und in seiner an sich schönsten und herrlichsten Blüte sich als Preußentum offenbart.

An sich, wohl gemerkt; nicht schlechthin. Preußische Eigenart ist sinnbildlich in den schärfsten Farbengegensatz Schwarz und Weiß gegossen als ein Zeichen des „Entweder-Oder-Denkens“, das starr am menschlich für richtig Befundenen hängt und immer nur durch Macht die Richtigkeit aufrechtzuerhalten vermag. Hierbei darf aber nicht das kernedle Wesen des Preußentums übersehen werden, das im abendländischen politischen Weltganzen den moralischen Höhepunkt aller gegenwärtigen Zivilisationserscheinungen verkörpert.

Wenn wir vom Standpunkte des Bauern aus nun auch alles andere wünschen, als urteilslos eine Zeit wieder emporsteigen zu sehen, die der

*) Näheres siehe: „Der Weg ins Unbetretene“; Verlag Dr. Hermann Eschenhagen, Breslau.

des Ur-Bauern gleicht, so können wir die Augen doch nicht vor der Notwendigkeit verschließen, daß weder reines Preußentum noch urbäuerlicher Eigenbrötlersinn eine Lösung bedeuten. Vielmehr sollte im Sinne eines harmonischen Lebens, also der Kultur, allmählich der Kulturträger in den Vordergrund gestellt, die Zivilisation aber eingeschränkt werden, um so den beiden hauptsächlichsten Ahnenseelen im deutschen Blute gerecht zu werden, dem magischen und dem technischen Menschen.

Hier wächst also die Forderung nach dem Wiederaufleben des seelischen Ahnenerbes, drängt sich die nicht zu übersehende Notwendigkeit auf, dem Weistum unseres völkischen Kultur Mutterbodens, als der sozialen Grundvoraussetzung, wieder zur Blüte zu verhelfen und somit nicht ein „Entweder — Oder“, sondern ein verinnerlichtes „Sowohl — als auch“ aufzurichten, denn erst im „Sowohl — als auch“ ist die Bereitwilligkeit zu kosmischer Harmonie enthalten.

Beide, der technische, der grübelnde und denkende und der magische, der schöpferische, der weise Mensch, der Urbauer, haben ihre Ehrenplätze im deutschen Ahnenaal. Wir sind darum vielleicht gar nicht so sehr ein germanisches, als vielmehr ein deutsches Volk und heute eine deutsche Nation; eine Tatsache, die das Dichterwort mit seherischer Kraft festhielt:

„Wir mußten den Krieg verlieren, um die Nation zu gewinnen.“

Dieser Ausspruch Franz Schauweders umfaßt alles, was je Nüchtern-Richtiges über das Wesen des gewaltigen Ringens geschrieben wurde, ja, was je über den Weltkrieg geschrieben werden kann. Denn es erkennt die vorwiegend denkerischen Voraussetzungen und Möglichkeiten des diese Völkerwende bedingenden Geschehens. Letztlich sind darum auch in diesem Worte alle großen „technischen“, also die germanischen Leistungen hervorgehoben, die dem unvoreingenommen Betrachtenden erkennbar werden: Die Leistungen auf den Gebieten der Technik, des Intellektes, der Kriegskunst und der Organisation. Namen wie Kant, Moltke, Wagner, Hebbel, Chamberlain, Ludendorff und die aller großen Techniker und Erfinder treten vor die Erinnerung, während jenseits dieser Denk- und Lebensebene die Schöpfungen der deutschen Bauernseele auftauchen, die neben der eigentlichen Landwirtschaft (nicht der landwirtschaftlichen Technik und der erklügelten Boden- und Pflanzenbehandlung) sich in den großen Weisen, in den Künstlern, den geborenen Heilkundigen und den meist mißverständenen Mystikern verkörpern. Jakob Böhme, der Faust- und Farben-goethe, Hans Thoma, Beethoven, Rembrandt, Schubert, Mozart, Anastasius Grün, Märcke und viele, viele andere, die größten Söhne der deutschen Nation, stehen auf. Daß diese Menschenart uns mit dem Höchsten, mit wahrer Religion und Kunst beglückte, so also erst die edelsten Bausteine zur Gestaltung unserer Nation lieferte — wenige sprechen davon; denn ein neuer Motor, ein Flugzeug, eine geistreiche Theorie scheinen dem heutigen wichtiger. Noch immer führt und stärker als je zuvor, die Technik; die

Technik etwa der Erziehung, der Medizin, der Bauten, des Denkens. Technik, immer wieder Technik.

Aber die Kunst, die als Lebenskunst nicht Wille und Gewandtheit, sondern die Weisheit ist, bleibt die Aufgabe von morgen. Ihre Wurzeln hat sie im deutschen Urbauerntum, im Volkswissen. Dieses erkannte der äußerliche Denker nicht an und da der Urbauer in seiner Wesensart diesem Flüglern unverständlich blieb, bestritt er ihm überhaupt die Fähigkeit, Schöpfer von Urweistümem zu sein. Er erzeugte nur „Aberglauben.“ Aller Volks- und so auch der Mondglaube mußte in seinen entscheidenden Einzelheiten zudem orientalischer Herkunft sein. Seiner Art gemäß überschätzte der technische Mensch das Greifbare; hier den Wert der schriftlichen Überlieferungen, und übersah die viel verlässlichere bäuerliche Form der mündlichen Erbschaft. Darum lag ihm das Belächeln nahe. Was sollte auch ein naturwissenschaftlich Gebildeter mit einer Vorchrift anfangen, die da behauptete, Weiden und Reben, die üppigen Austrieb liefern sollen, müßten bei zunehmendem Monde geschnitten werden. Das schien phantastisch; denn keine Naturwissenschaft stützte diese Ansicht, und die Erfahrungen führender Forstfachleute (Forstrat Eulefeld) wurden totgeschwiegen. Wie anders aber würde der Zweifler denken, wenn er sich gezwungen sähe, vom Weidenschnitt oder vom Ertrag der Reben zu leben.

Zugegeben, daß heutige technische Einflüsse, daß künstliche Düngung oder Verzärtelung der Gewächse deren natürlichen Rhythmus ähnlich gestört haben, wie den des Städters, so kann an der Richtigkeit der ursprünglichen Arbeitsvorschriften im Bereiche der Natur nicht gezweifelt werden; denn alles, was von neuem ausgeschlagen, was üppig treiben soll, muß bei zunehmendem Monde geschnitten werden.

Es spricht nun für den klaren Blick der Ahnen, daß die bisher erwähnten Regeln auch ihre Ausnahmen haben. So sollen Erbsen, trotzdem sie ihre Früchte über der Erde hervorbringen, dennoch bei abnehmendem Monde gelegt werden, da sie sonst zwar üppig blühen, aber wenig Frucht bringen. Auch der Salat wird bei abnehmendem Monde gepflanzt, da er sonst zu leicht schießt.

Unsere Vorväter waren also nicht so töricht, aus dem Einfluß des Mondes auf das Leben ein starres Gesetz zu machen, sondern sie begnügten sich damit, ihre Erfahrungen in schlichte Regeln zu gießen.

Dabei bedienten sie sich nicht der nüchternen, unnatürlichen, der exakten, lebensfernen „Entweder-Oder-Sprache“ einer entwurzelten Denkart, sondern gaben sinnbildlich in naturverbundener Ausdrucksweise wieder, was sie erlebten. Aus dem Gesagten schloß jeder auf das Nichtgesagte. Sprachen sie also davon, daß der Storch das Haus vor Blitzgefahr schütze, so war damit ganz etwas anderes gemeint als unsere Zeit verstehen zu müssen glaubte, wenn sie annahm, Freund Adebar hätte unseren Ahnen als — Blitzableiter gegolten. Diese Seite des Volkswissens wird uns an

gegebenen Stelle beschäftigen. Hier sei als näherliegendes Beispiel die vielbelachte Behauptung herangezogen, Decken, auf die der Mond scheine, hätten die Neigung, von den Betten herabzugleiten. Das wäre natürlich ein recht geheimnisvoller Vorgang, der indessen gar nicht so unsinnig scheint, wenn wir bedenken, daß der Mond meist nachts auf die Betten scheint und diese Betten dann auch einen Schläfer beherbergen. Mondbeschiedene Schläfer aber pflegen unruhig zu liegen und dieser mondbedingten Unruhe dürfte wohl das Herabgleiten der Decken zuzuschreiben sein.

Indessen gibt es auch noch eine andere Möglichkeit, die nachgeprüft werden müßte. Genau so wie das Wasser oder die feste Erdkruste (die letzte bis zu 30 cm Höhe!) Flut- und Ebbebewegungen unter dem Mondeinfluß ausführen, wie dieser ein zur Ebbezeit gefülltes Glas Wasser während der Flutstunden zum Überlaufen bringt, braucht es durchaus nicht als gänzlich unmöglich erklärt zu werden, daß ein Federbett unter dem Mondschein irgend welche Bewegungen der Füllung ausführt. Denken wir dann daran, daß jene beim Landvolk noch heute beliebten über die Federkissen gelegten Decken an der Vorderseite weit herabhängen, nach dorthin also einen Zug ausüben, so wäre ein Abrutschen gar nicht so unmöglich.

Der Mond, ob als Mittler anderer kosmischer Kräfte oder als Gestirn scheidet uns also unsichtbare Mächte zu, die sich sowohl an den hier erwähnten Beispielen als auch an der Entfaltung von Blumen und deren Duft nachweisen lassen. Jedem Gartenliebhaber sind sie bekannt. Wahrscheinlich ist darum auch die merkwürdige Maßnahme nicht ohne zureichenden Grund, die dazu Veranlassung wird, Kinder, besonders Säuglinge, vor den Mondstrahlen zu schützen.

Dies geschah nicht nur durch ein Verbringen in die dunkle Stube, sondern auch durch Bräuche, die wir noch kennen lernen werden und die unsere Forschung als magische Heil- und Schutzmittel bezeichnet, die indessen in ihrer reinen Form mit Magie so wenig zu tun haben wie das bei Flutwirkung überlaufende Wasserglas.

All das unerhört reiche Mond-Erleben des Landvolkes hat seinen Niederschlag nun auch in der Kunst gefunden, von der wir hier nur des Volksliedes gedenken wollen; denn Dichtung und Gesang sind nicht nur ein Spiegel der Seele, also Wesenseigentümlichkeiten der Rasse, sondern auch ein Hilfsmittel der Überlieferung. Sie rühren an die letzten Geheimnisse und verkünden in ihrem Stimmungszauber die Erfahrungen vieler Geschlechter. In schlichten Worten verborgen, haben in ihnen völkerlange Erlebnisse ihren Niederschlag gefunden. Wer das weiß, zu dem spricht aus solchen Liedern weit mehr als nur die große Kunst, oder doch die höchste Kunst; denn der Gang des Alls tönt hier auf, die heilige Sprache Gottes. So in dem rührenden Zauber der Mondnacht, wie Matthias Claudius ihn einsang. Nie wird die deutsche Volksseele dieses Gedicht vergessen:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.

Seht ihr den Mond dort stehen,
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön;
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

So legt euch denn ihr Brüder
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Der schon uns Gott mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbarn auch!

Diese wenigen Verse des Liedes zeigen uns Matthias Claudius als Träger der Bauernseele. Ewig schön, in wenige Bilder gebannt, steht in entrückter Erhabenheit der Zauber der Mondnacht um uns; die Weistümer des Volkes geistern durch ihr Flimmern. Hier spricht Kunst; Kunst in einem unverlierbaren Edelstein, der darum auch zum Volksliede ward.

Nichts kann uns darum die Kluft deutlicher empfinden lassen, die sich zwischen dem deutschen magischen Menschen und der Geistesverfassung des materialistischen Denkens aufgetan hat, als die Worte, die ein Volkskundler bei seiner Betrachtung des bäuerlichen Mondglaubens für Matthias Claudius und seine Dichtung findet, wenn er schreibt: „... das wiederum ist kennzeichnend für's Volkslied, daß es andächtige Gedichte, die den Mond selbst zum Gegenstand haben, nicht kennt, sondern es sind derartige Gebilde wie ... „Der Mond ist aufgegangen“, in ihrem Aufbau vollkommen unvolkstümlich und als Gesellschaftslyrik ins Volk gewandert. Ja, wir kennen vom letztgenannten Gedicht den Verfasser, Matthias Claudius.“

Aus diesem Grunde stehen einige Verse des Gedichtes als „unvolkstümliches Gebilde einer Gesellschaftslyrik“ neben dem Urteil eines deutschen technischen Menschen. Soweit waren wir gekommen. In solche Hände hatte das deutsche Volk sein Ahnenerbe zur Verwahrung gegeben. Kein Wunder, daß diese Art Volkskunde auch Lenaus bekanntes Gedicht nur als ein Abbild phantastischen „Sympathiegläubens“ zu empfinden vermochte:

Wenn Schiffer nachts das Meer befahren,
Umhüllen sie das Haupt genau;
Denn spielt der Mond mit ihren Haaren,
So färbt er sie frühzeitig grau.
Und bei Banditen geht die Kunde:
Ein Dolch, geweht im Mondenschein,
Sticht eine ewig stumme Wunde,
Trifft mitten durch das Herz hinein.
Und jene alten grausen Weiber,
Die man nicht gern genauer nennt
Weil ihnen sonst die dürren Leiber
Das tolle Volk zu Asche brennt; —
Die zieh'n auf mondbestrahlten Haiden,
Und pflücken murmelnd Gras und Kraut,
Woraus zu manchen Zauberleiden
Manch böses Tränklein wird gebraut.
Bergjäger, der kein Raubschütz, meidet
Den Mond, ein Wild im Mondenstrahl
Geschossen oder ausgeweidet,
Verweist so frühe noch einmal.
Und eine Tann', im Wald geschlagen,
Wenn hell der Mond am Himmel blinkt,
Als Mastbaum in das Meer getragen,
Zerbricht der Sturm — das Schiff versinkt.
Tief in den höchsten Steyzer-Felsen
Kenn ich ein Dörflein, wo man meint:
Der Mond wird schuld an didsen Hälßen,
Wenn er in einen Brunnen scheint.
Dort meint man auch, wenn Mondgefunkel
Die Spinnerin am Rad umspinnt
Und widerglänzt von ihrer Kunkel,
Daß sie ein Leichenhemd gewinnt. —

Schon, was wir bisher über die tatsächlichen Mondwirkungen hörten, zeigt uns, daß es sich hier keineswegs um die bloße dichterische Gestaltung eines hemmungslosen Aberglaubens, sondern um die Wiedergabe echten Volksweistums handelt.

B
Auch jene Stelle, die von dem Sammeln der Giftpflanzen zu bestimmten Mondzeiten handelt, entspricht gewiß den Tatsachen. Selbst das sind urweltliche Erfahrungen, wie sich schon daraus ergibt, daß wir dieses Wissen bis in die mondlose Zeit, also bis in jene Spanne zurückverfolgen können, in der unser heutiger Mond noch als selbständiger Planet außerhalb der Erdbahn um die Sonne zog und die Venus, der Abend- und Morgenstern, noch die Stelle des gegenwärtigen Mondes als Wettermacher und als Erreger der Liebessehnsucht einnahm. Wir haben nämlich noch im Eisenkraut, das auch heute in der Volksheilkunde eine Rolle spielt und zu den Pflanzen des Weihbuschens gehört, ein der Venus, oder wie sie im alten Ägypten hieß, der Isis geweihtes Gewächs vor uns. Es hat einst im Brauchtum eine große Rolle gespielt und wurde von den keltischen Druiden auch zu kultischen Zwecken verwendet. Nur zu Zeiten, da die Venus regierte, durfte es vor Sonnenaufgang gesammelt werden. Wie zweckmäßig und richtig diese Vorschrift ist, wird uns noch sehr klar werden, ebenso aber auch, daß alle Einzelheiten der Naturkulte ursprüngliche Volksweistümer sind und erst von hier aus den Weg in die religiösen Handlungen nahmen. Unser Eisenkraut, unsere „Träne der Isis“ läßt uns also die Bräuche bis in eine Jahrzehntausende zurückliegende Urvergangenheit zurückverfolgen und beweist uns, wie ungemein fein die Ahnen beobachteten.

Wenn sie also der Ansicht waren, das eine Heilgewächs müsse bei einem gewissen Stand der Venus und im späteren Verlauf der Erdgeschichte als der Mond zum Begleiter unseres Heimatsternes wurde, etwa bei Vollmond, andere Pflanzen bei Neumond, diese um die Zeit der Sommer Sonnenwende, jene um die Tage des Frauendreifigers (15. August bis 15. September), die einen vor Sonnenauf-, die anderen nach Sonnenuntergang gesammelt werden, so erscheint uns eine derartige Sitte jetzt keinesfalls mehr unbegründet.

Beobachten wir nämlich, daß der Sonneneinfluß auf die Erde einem mondbedingten (und vor Erscheinen des Mondes einem venusbedingten) Rhythmus folgt, so werden wir uns auf Grund vielfältiger Erfahrung darüber klar sein, daß dieser Einfluß einmal bis zur Sommer Sonnenwende alljährlich mit aufsteigendem Taggestirn und zunehmenden Tagen anwächst, in seiner Stetigkeit aber dann besondere auf der Erde bemerkbare Steigerungen erfährt, wenn der Mond einmal zwischen Sonne und unseren Heimatstern, dann aber auch, wenn er als Vollmond hinter die Erde tritt. Bei jener Stellung rafft er die positiv geladenen Sonneneinflüsse kraft seiner negativen Ladung zusammen und führt sie der Erde zu, bei dieser aber summen sich Erd- und Mondkräfte auf und ziehen aus erweitertem Umraum die Sonnenwirkungen heran, stellen überdies zwischen Erde und Mond eine Leitungsbrücke her.

Es ist dies eine ganz grundsätzliche, durch Hanns Hörbiger entdeckte Neuerkenntnis, die uns den Schlüssel zu zahllosen volkskundlichen Rätseln liefert, auch zu solchen, die auf den ersten Blick mit diesen Fragen und

degen am 12
Tad/Alu

damit auch mit dem Monde gar nichts zu tun zu haben scheinen. Es ist deswegen bisher auch nie gelungen, hinter die Ursachen des am Freitag haftenden Aberglaubens zu kommen, konnte auch nicht gelingen, wenn selbst hier eine Nachprüfung erfolgt wäre. Wir haben dieses Brauches bereits im einleitenden Abschnitt gedacht, wollen ihn aber hier wegen seiner grundsätzlichen Wichtigkeit nochmals und erschöpfend behandeln. Bisher begnügte man sich damit, diese Dinge zu belächeln und den offenkundigen Unsinn hervorzuheben, der etwa in der uns bekannten Bauernregel offenbar wird, die da behauptet:

Der Mittag des Freitag prägt oft uns ein /
Wie künftigen Sonntag das Wetter wird sein.

Jeder, der die Richtigkeit dieser Ansicht auch nur ein einziges Jahr lang nachprüft, wird finden, daß nichts falscher ist als diese Regel. Wer darum aber glaubt, mit diesem Paradestück der ablehnenden Seite über den Wert der Bauernregeln seine Witze machen zu können, beweist nur, daß ihm die nötige Kenntnis der Geschichte seines eigenen Volkes in recht weitgehendem Maße abgeht.

Wir stehen nämlich hier wieder einmal vor einer jener Fehlerquellen, die wir bereits vordem an einigen Beispielen behandelten.

Niemals aber hat man gewagt, die Bauernregeln in jene Zeit zurückzuverlegen, in der nicht nur das Jahr, sondern auch die Monate und die Wochen „richtig“ lagen. Daß der Monat einst mit dem Laufe unseres Mondes aufs engste zusammenhing, ist ohne Frage. Mond und Monat sind daselbe und bedeuten „messen“. Jeder Monat endete in ältester Zeit mit dem Neumond, und begann einen Tag später, also mit dem jungen Licht. Er hatte darum eine Dauer von rund 29 Tagen, so daß der Monat einem Umlauf des Trabanten um die Erde entsprach. Jeder Monat war in zwei Wochen von je rund vierzehn Tagen geteilt und jede Woche endete mit einem Feiertage. Darum war also der Tag des Neumonds ebenso einer der beiden monatlichen „Sonntage“ wie der Tag des Vollmondes. Noch heute sind bei den Naturvölkern Neu- und Vollmond die selbstverständlichen Feiertage. Beide fallen also in eine Zeit, die im Hinblick auf die Wetterlage besonders ausgezeichnet ist.

Wir erfahren ja bereits früher, daß besonders um Neumond sehr oft ein Wetterwechsel zum Schlechten einzutreten pflegt. Bei entsprechenden Vorbedingungen wird die nämliche Erscheinung auch bei Vollmond beobachtet. Die übliche Wetterregel lautet, wie wir wissen:

Neumond mit Wind /
Ist zu Regen und Schnee gesinnt.

Nun wäre es aber verkehrt, diesem Reim die Behauptung entnehmen zu wollen, nur am Tage des Neumonds (oder Vollmonds) stände schlechtes

Wetter zu erwarten. Immer handelt es sich bei derartigen Angaben um die früher schon behandelte Spanne von durchschnittlich fünf Tagen, von denen zwei vor und zwei nach dem eigentlichen Tage des Mondwechsels zu beachten sind. Wie wir nun noch heute festzustellen vermögen, pflegt der Umschlag sich vorwiegend am Mittag des zweiten Tages vor den Mondwechseln zu vollziehen. Wir erfahren nun, daß in alter Zeit die Mondwechsel immer auf Feiertage fielen, auf die Ur-Sonntage; mithin mußte sich der Wetterumschlag an den alten Freitagen, den Ur-Freitagen, vollziehen, so daß wir erkennen, wie zutreffend die Bauernregel dann ist, wenn wir sie von den durch die Kalenderreformen entstandenen Irrtümern und Verschiebungen befreien. Da heute der Monat mit dem Mondumlauf nur noch den Namen gemein hat und zudem statt der alten zwei Wochen deren mindestens vier eingeführt wurden, müßte unsere Regel zeitgemäß etwa lauten: „Der Mittag des zweiten Tages vor den Mondwechseln kündigt uns oft die Wetterlage der Mondwechselftage an“).

Das aber ist eine ungeheuer wichtige Feststellung, deren Bedeutung bis in die ferne Zukunft unseres Volkes langt. Dabei haben wir auch den Weg zur Deutung des ganzen sich an den Freitag knüpfenden Aberglaubens beschritten, von dem es im Volksweistum heißt: Am Freitag soll man keine Arbeit und keine Reise beginnen, da man dann mit viel Hindernissen zu kämpfen hat.

Hier wurzelt also der Aberglaube vom Freitag als einem Unglücksbringer. Der Seemann vermeidet es, am Freitag auf große Fahrt zu gehen, der Waidmann setzt am Freitag keine großen Jagden an und auch überall sonst haftet dem Freitag ein übler Leumund an. Jeder weiß das, niemand konnte es erklären, zumal die Erfahrung lehrt, daß es sich hier wirklich um einen Aberglauben handelt, wenn auch viele darauf schwören, daß gerade in ihrem Leben der Freitag ein Unglückstag sei.

Wir dagegen sehen jetzt die wahren Tatsachen vor uns. Wie wir schon früher erarbeiteten, lösen die elektrischen Wirkungen der Sonne, die vom Monde (und früher allein von der Venus) in verstärktem Maße der Erde zugeleitet werden, nicht nur das schlechte Wetter aus, sondern auch die verschiedenen Erscheinungen, die wir als Wettervorfühlbarkeit zusammenfassen.

Schon ehe der Umschlag zum Schlechten erfolgt, spüren wir ihn also. Wir sind nervös, sind reizbar, haben einen benommenen Kopf, wir sind arbeitsunlustig; es treten Ermüdungsercheinungen auf; unsere Geschicklichkeit ist ebenso vermindert wie unsere Aufmerksamkeit, wie überhaupt unsere geistigen Fähigkeiten. Die Rhnen sagten dann sehr richtig, um diese Zeit fange der Verstand zu wackeln an. An solchen Tagen, also vor allem während der ersten Hälfte des jeweils zweiten Tages vor den Mondwechseln,

*) Wenn wir hier im allgemeinen vom zweiten Tage vor den Mondwechseln als den Wetterwechselzeiten reden, so ist das ein Durchschnittswert, der sich je nach der Sonnenbestrahlung auf drei oder gar auf vier Tage erhöhen kann. Es muß eben beobachtet werden.

113
sind dann also alle Voraussetzungen zu Mißerfolgen und auch zu Unglücken gegeben. Aus diesem Grunde vermieden es unsere Vorfäter, besonders um die Neumondzeiten wichtige Entschlüsse zu fassen oder überhaupt etwas Bedeutames zu unternehmen; denn sie wußten aus Erfahrung, daß diese Spanne kein Glück brachte, weil sie selbst nicht im Vollbesitz ihrer Fähigkeiten waren. Noch heute trifft das alles nicht nur im gleichen, sondern wegen der gesteigerten Gefahrmöglichkeiten in erhöhtem Maße zu. Darum verstehen wir jetzt, warum, wie wir erfuhren, der Arzt um die Spanne des Neumondes viel öfter in Anspruch genommen wird als sonst. Wir begreifen auch, warum sich an solchen Tagen die Verkehrsunfälle häufen; warum die Zahl der kriminalistischen Vergehen um die Mondwechsel zunimmt; warum an solchen Tagen Begonnenes oft mißlingt; warum etwa in der Küche überraschend viel zerfallen wird und — warum selten ein Unglück allein kommt.

Wir tasten dabei allerdings nur an der Oberfläche der Dinge und müssen wenigstens hinsichtlich der Erkrankungen etwas tiefer auf die Zusammenhänge eingehen.

113
Infolge der kosmischen Wirkungen auf die Nerven werden die feinsten Äderchen zusammengezogen, ihr Durchmesser also verkleinert. Die Durchblutung wird erschwert und dem Herzen eine gesteigerte Arbeit zugemutet.

Behinderte Durchblutung, die aber auch zur Stauung, zur Gefürchteten und in Zeiten starker kosmischer Wirkung in erhöhtem Maße auftretenden Embolie zu führen vermag, ist immer besonders günstig, den dauernd in jedem Körper vorhandenen Krankheitskeimen gesteigerte Möglichkeiten zu reicher Vermehrung zu geben. Hierzu verhilft noch weiter die Anreicherung des Blutes mit Schlacken, die bei kosmischen Wirkungen besonders kräftig dann gebildet werden, wenn schwer verdauliche und eiweißreiche, stark gewürzte Kost verwendet wird.

113
Mögen sich auch im einzelnen die Verhältnisse ändern, grundsätzlich ist in diesen Sätzen dennoch der Zusammenhang zwischen Venus, Mond und Krankheit aufgezeigt.

Es genügt überdies zu wissen, daß man natürlich leben muß, um den kosmischen Gesundheitsgefahren aus dem Wege zu gehen. Hierzu verhilfen uns überdies noch sehr weise uralte Mittel, wie wir ein solches im Fasten noch kennenlernen werden.

Und wenn wir nun wissen, daß einst als die alte Zeitrechnung der richtigen, der mondgebundenen Monate und der richtigen Wochen noch herrschte, diese mondbedingten Gefahrtage immer mit den zweiten vor den Ur-Sonntagen zusammenfielen, also mit unseren heutigen Freitagen, dann begreifen wir, wie gerade der Freitag mit dem Schein eines Unglücksbringers behaftet wurde. In der Ahnenzeit war das richtig, wurde aber in dem Augenblick zum Irrtum, als Mond und Monat sich trennten und die Wochentage mit dem Stande des Trabanten schon deswegen nichts mehr

gemein hatten, weil an Stelle der „magischen“ zwei Wochen, deren „technische“ vier traten.

Bei alledem wollen wir nicht übersehen, daß sich die Vorfäter nach dem Wissen um die kosmische Abhängigkeit ihres Lebens auch richteten, während wir diese Erscheinungen zwar kennen, sie aber in wissenschaftlichen Büchereien verstauben lassen oder die Nutzenwendung gar mit überlegener Geste von uns weisen. Das kam mir so recht zum Bewußtsein, als ich mich im Jahre 1927 auf Grund von entsprechenden durch Schulrat Zimmermann an Schülern gemachten Beobachtungen an den betreffenden Beamten des Kultusministeriums in Berlin wandte, weil es mir wie eine Menschenquälerei erschien, wenn Schüler gezwungen sind, an solchen Tagen wichtige Klassenarbeiten zu schreiben oder gar entscheidende Prüfungen abzulegen. Der Herr Ministerialrat lächelte und betonte, es sei ja schrecklich, derart in die Zukunft sehen zu können. Hätte er das gekonnt, so würde er mich wahrscheinlich nicht mit den tröstenden Worten verabschiedet haben: „Dazu fehlen mir die wissenschaftlichen Voraussetzungen!“ — Ja, die wissenschaftlichen Voraussetzungen! Ehe die nicht gegeben waren, ehe nicht in Maß und Zahl alles wohlgeordnet und eingeschachtelt war, konnte nichts unternommen werden. Es fehlte der wissenschaftliche Beweis, mochten auch Tuhende von Lehrern immer wieder die Abhängigkeit der Schülerleistungen von den kosmischen und damit von den Wettereinflüssen festgestellt haben. Das besagte gar nichts. Das Leben hatte eben nichts zu sagen; nur die Wissenschaft entschied. Und sie — schweigt noch heute. Aber das Leben redet; es spricht eine überdeutliche Sprache. Glücklich darum unsere heutige Jugend, die noch erleben wird, daß man auf ihr Leben achtet.

Es kann hier nicht Aufgabe sein, die folgerungen für eine derartig lebensfremde Einrichtung zu ziehen, wie sie unsere Schule ist. Wir reden von der bauerlichen Welt. Trotzdem sind deren uralte Erfahrungen für jeden Menschen wichtig, wenn wir uns vor Augen halten, daß jeweils die zweiten Tage vor den Mondwechseln in unserem Tun und Denken beachtet werden sollten. Wollten wir die Regel für unsere Gegenwart zuschneiden, so müßte sie etwa lauten:

Zwei Tage vor Mondwechsel habe acht;
Der Tag hat manchem Unheil gebracht.
Drum halte dich ruhig und warte fünf Tage,
Dann erst entscheide deine Lage.

Würden wir das berücksichtigen, dann blieben uns gewiß manche Enttäuschungen erspart. Es mögen darum hier einige Beispiele folgen, die uns eindringlicher als viele Worte die Bedeutung des „Ur“-freitags zeigen.

Am Sonntag, dem 3. Februar 1935, war Neumond, und darum mußte der ihm vorausgehende Freitag erlauben, die Zuverlässigkeit des Bauernwissens nachzuprüfen.

An diesem Sonntag, dem Neumondtage, waren nun die großen Sportkämpfe; war der Austrag der Schmeisterschaft festgesetzt. Das Wetter war, wie die Berichte übereinstimmend hervorheben, trostlos. Seit Freitag war das herrliche Winterwetter umgeschlagen. Ungeheure Schneestürme setzten ein. Die Schmeisterschaften mußten auf den Montag verlegt werden. Nie hätte dieser Beschluß auch nur in Erwägung gezogen werden können, wenn irgend einer der Wetterkundigen selbst nur oberflächlich um die im Bauernwissen verankerte, meist fünftägige Periode gewußt hätte, die in solchen Fällen das Wetter innezuhalten pflegt. Erst am Dienstag konnte ein Umschwung eintreten. Dorthin aber war mit einem Übergang des Schnees in Regen zu rechnen. Noch um 22 Uhr Sonntag abends lautete der Wetterfunk auf bevorstehenden Schnee. Um 22 Uhr 30 begann indessen bereits der erwartete Regen, so daß auch am Montag die Schmeisterschaften nicht ausgetragen werden konnten, sondern aufs nächste Jahr verschoben werden mußten. Genau nach Ablauf der fünftägigen Periode wurde die Witterung wieder winterlich. Nie hätten also die Wettkämpfe auf einen Neumondtag gelegt werden dürfen. Wieviele Hoffnungen wurden zerstört. Das aber wäre zu ertragen, wenn nicht jene fünf Unglückstage in anderer Hinsicht einen erschütternden Beweis für die Ahnungslosigkeit unserer Zeit und damit auch für die Zuverlässigkeit unserer Bauernweisstümer erbracht hätten. Keines der zahllosen Opfer hatte eine Ahnung, in welche Gefahr es sich begab, als es trotz des freitäglichen Wetterumschwunges und trotz des Neumondes in die Berge der Alpen zog.

Ein Schwarm schwerster Schicksalschläge hat in diesen Tagen nicht nur die engere bayerische Heimat, sondern die ganze Erde heimgesucht. Es kann hier nicht Aufgabe sein, sie einzeln zu erwähnen. Die ungeheuren Schneemassen nahmen manchen Bergfahrer für immer in ihre kühlen Arme. Lawine um Lawine ging nieder, gräßliches Unheil anrichtend. Das Schicksal der beiden Münchener Bergwachtleute und der Tod der tüchtigen jungen Reichswehrpatrouille sind harte Mahnzeichen für uns.

Aber auch jenseits der Berge — welche Fülle von Verhängnis. Elf Menschen büßten bei einem Flugzeugunglück zwischen Königsberg und Berlin ihr Leben ein, ein polnisches Militärflugzeug stürzt ab, Schiffe gehen unter, riesige Brände wüthen in Deutschland, Schweden und England. Am Bodensee und in Südafrika bebte die Erde, orkanartige Stürme toben auf See, Hochwasser in ganz Europa, Überfälle, Morde und sonstige Verbrechen häufen sich, Straßenkämpfe in Algier und Revolte in Nantes, und gleichzeitig sind die Seiten der Zeitungen mit einer erschreckenden Zahl von Todesanzeigen gefüllt. Unglück über Unglück. Und dabei stütze ich mich nur auf die Berichte einer einzigen Zeitung und auch nur auf jene Meldungen, die während der fünf Gefahrtage gebracht wurden. Unter den Opfern, die dieser Neumond forderte, befindet sich auch ein Großer, Professor Junkers. Es ist gewiß kein sogenannter Zufall, daß aus den lichten Höhen, die er

der Menschheit zu erobern mithalf, eine unsichtbare Hand nach seinem Herzen griff und es stillestehen ließ. Schon einmal hatte diese Hand ernstlich an sein Schicksal gerührt. Das war im Jahre 1927, als Köhl und v. Kühnfeld in einer der gefährlichsten Zeiten den ersten Ost-West-Flug über den Ozean mit knapper Not ausführten. Vor dem Start hatte ich Professor Junkers gewarnt, da alle Anzeichen für Regen- und Sturmwetter vorlagen. Ich erhielt aber die Antwort, die Deutsche Seewarte habe Flugwetter in Aussicht gestellt. Die Einzelheiten dieser zunächst mit zwei, dann mit einem Flugzeug durchgeführten gefahrvollen Meisterleistung sind noch in aller Erinnerung. Auch hier hatte das Bauernwissen recht behalten.

Aber auch weiterhin, wie die Tage um den nächsten Vollmond am 17. Februar zeigen: der Zugspitzenflug sowie die Ballonwettfahrt müssen verschoben werden; schwere Lawinenunglücke am Nebelhorn, Großglockner, im Birgental, im Oetzal, im Tennengebirge; Schneesturm in der Tatra verhindert das Eis-Rennen; der französische Langstreckenflug scheitert; ein englisches Flugzeug mit acht Insassen fliegt in Sizilien gegen eine Bergkette und verbrennt. Fürchterliche Stürme wüthen; überraschendes Hochwasser fordert eine erhebliche Anzahl von Menschenleben. Morde bei Apentade, bei Leipzig, in Berlin, Oderberg, Wildenberg und Willersdorf; Streik in New York; Gefängnisrevolte in Granito; gesteigerte Verkehrsunfallzahlen; Schiffe in Seenot. Und das war der „mildere“ Vollmond.

Die Ereignisse um die Februarmondwchsel 1935 reden eine laute, eine warnende Sprache. Aber auch der erste Neumond im März, am Dienstag, dem 5., brachte Furchtbares in seinem Gefolge. Der Tod Hans Schemms ist in aller Erinnerung. Am darauf folgenden Vollmond, der wieder die hier gegebenen Hinweise voll bestätigte, starb Prof. Duisberg. Angesichts dieser Tatsachen rufe ich darum alle jene auf, die Verantwortung für das Schicksal anderer tragen. Denn wer jetzt eine Nachprüfung vornimmt, sei es in den Werken unserer großen Forschungsreisenden, sei es in den Berichten über den Kampf um den Himalaya, sei es irgendwo sonst, der wird ergriffen vor der Tatsache stehen, wie unendlich viel hätte an Unglücken vermieden werden können, wenn wir der Weisheit unserer Ahnen gefolgt wären. Ich rufe auf; denn es geht um das Leben deutscher Volksgenossen. Achtet des Ur-freitages! Das wäre die sehr nüchterne Nutzenwendung urväterlichen „Aberglaubens“.

Doch noch eine weitere mondbedingte Seite weist der Freitagszauber auf. Es mutet doch höchst eigenartig an zu sehen, daß der Freitag neben seiner üblen Bedeutung auch als ein ausgesprochener Glückstag gilt. In verschiedenen Gebieten Deutschlands wird nämlich fast ausschließlich an Freitagen geheiratet. Fragt man nach dem Grunde, so erfährt man, dieser Tag sei doch der nordischen Göttermutter, der Frigg oder Fríja, der Mutter der Mütter, dem verklärten Frauenum überhaupt geweiht, jener Göttin, von der auch der Kinderseggen abhing. Da r u m schließe man an Friggtagen

Neumond
meist 5 tiglich

Mit
(Ort = ?)

früher!

!!

Phänomen des Ur-Freitags
2 Tage vor Vollmond 2 Tage nach Vollmond
Neumond

die Ehen. — Das aber ist keine Erklärung; denn es bleibt dunkel, warum gerade der zweite Tag vor dem Sonntag der Frigg heilig ist.

Auch hier aber wird uns die Erklärung nicht schwer. Wir müssen nur wieder zur reinen Natur zurückkehren und die Äußerungen des Lebens zu uns sprechen lassen. Dann entdecken wir, daß nicht nur das Wetter und das allgemeine durch die Wettervorfühlbarkeit bestimmte Befinden des Menschen von den Sonnen- und damit von den Mondeinflüssen abhängig ist, sondern, daß auch noch andere Seiten unseres Wesens beeindruckt werden.

Jene Kräfte nämlich, die die Großwetterlage bestimmen und die auch die Erscheinungen der Wettervorfühlbarkeit auslösen, lassen gleichzeitig die heilige Sinfonie der Liebessehnsucht aufklingen. Uralt ist dieses Wissen und es bestätigt sich heute wie einst; denn immer dann, wenn der Neumond kurz bevorsteht, erblüht die Sehnsucht, um kurze Zeit nach dem Neumond für wenige Tage abzuklingen, die der Bauer früher den „kalten Mond“ nannte. Dann aber regt sie sich wieder bis zum Vollmond, nach dessen Eintreten sie in normalen Zeiten in der Stille des sinkenden Lichtes verströmt.

Am drängendsten aber ist sie gewöhnlich am zweiten Tage vor Neumond, an jenem Tage, der uns als Unglücksbringer bereits beschäftigt hat. Darum wird, soweit die Liebe in Betracht kommt, ein Glücks- aus dem Unheiltag.

Wie kein anderer war er geeignet, als günstigster Termin für Eheschließungen zu gelten und zu dienen, damit deren höchstes und heiligstes Ziel, nämlich eine baldige Nachkommenschaft, erreicht wurde. Das war der hehrste Sinn der Bauernhehe und er ist es noch heute; denn ohne gesunde und reiche Nachkommenschaft konnte und kann kein natürlich bewirtschafteter Bauernhof gedeihen. Daß dabei Nichtsches Meinung „nicht fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf“ bereits in ältesten Zeiten Geltung hatte, soll hier nur angemerkt werden.

Wenn aber heute an Freitagen geheiratet wird, so ist das ein völlig veräußerlichter Brauch ohne den edlen und den förder samen Sinn, den einst jene Einsichten zur Sitte formten. Nicht um den Freitag, sondern um den wahren Friggtag, den Ur-Freitag, um den zweiten Tag hauptsächlich vor dem Vollmond handelt es sich. Er sollte zum Wohle des gesamten deutschen Volkes im Kreise des adligsten aller Berufe, im Kreise des Bauern, wieder zur Einführung gelangen; denn hier geht es um mehr als um die bloße Erhaltung von Bauernhöfen oder Landwirtsfamilien, hier geht es um das höchste menschliche Gut, hier geht es um die Kultur, die, wie ich versuchte in meinem „Dermächtnis“ zu zeigen, nicht und niemals vom Städter, nicht vom Techniker oder Erfinder, nicht vom Krieger, Kaufmann oder Denker, sondern immer und ausschließlich vom Bauern, zu dem Künstler und Weise gehören, durch die Jahrtausende getragen und hervorgebracht wurde.

Ein deutsches Kulturvolk, ein erdverwurzeltes, zufriedenes und gesundes deutsches Volk wollen, heißt das bäuerliche Blut ausbreiten,

heißt von neuem die natürlichen Vorbedingungen eines natürlichen und heimatgebundenen Lebens fördern; heißt also den Reichtum des Volkswissens jenem Stande von neuem zur Verfügung stellen, für den allein dieses Erbe der Ahnen verwendbar ist, für den Bauern.

Wer Deutschland sagt und nicht vor allem damit den deutschen Bauern meint, weiß nichts um die Seele unseres Volkes und nichts um den eigentlichen Wert seiner Sendung. Sein oder Nichtsein dessen, was am Deutschen groß und von Dauer ist, hängt von der Erkenntnis dieses Wesentlichsten ab. Hier wird das Weistum des Volkes zum Schicksal der Nation. Nirgends sonstwo wird es entschieden, endgültig entschieden werden. Mehr als Tragik, Schicksal ist es, wenn aus dem Aberglauben nun endlich nach jahrtausendlangem Schlummer der unerschütterliche Glaube an die Möglichkeit deutscher Dauer auf der Welt wächst. Um einen wiedererstandenen Glauben handelt es sich; denn unsere großen Ahnen in der Blütezeit ihrer Hochkultur lebten diesem Glauben, der da besagt: Lebe in Eintracht mit dem Gang der Welt, mit den Notwendigkeiten deiner heimatlichen Natur, dann lebst du richtig, dann lebst du gesund, dann lebst du im Sinne des großen, des allmächtigen, des unsichtbaren und unbekanntes Gottes. Diese Weltmacht, die über allem thront, mußt du in Bescheidenheit verehren, nicht aber den Götzenbildern dienen, die eine entwurzelte Menschheit zur Geißel der Verirrten, der Entwurzelten und damit der Schwachen machte. Die sie schuf, ebenso wie sie einst Freia zur Göttin wandelte, die doch, wie uns die Betrachtung des freitagsaberglaubens bewies, ursprünglich gar nichts anderes war als der sinnbildliche Name für jene unbekanntes aus dem Kosmos, vom Himmel kommenden liebeerweckenden Kräfte. Frigg war nur ein Symbol jener geheimen Macht, die wie eine Mutter segnend ihre Hand über die Zukunft einer jungen Familie hielt, die als Heimsippe, als Sippe und Sippengemeinschaft erste Vorbedingung eines kräftigen und bodenständigen Volkes war. Erst später, während die Loslösung von der heimatlichen Scholle vor sich ging, wandelte sich das edle Sinnbild in die veräußerlichte einer anbetungsbedürftigen Göttin. Und der ehemals dieser göttlichen Kraft geweihte Tag, der jeweils zweite vor den Neu- und Vollmondfesten, blieb, wieder rein äußerlich, am Freitag hängen und wurde nach der Trennung des Monats vom Mondlauf Veranlassung zu einer an sich belanglosen Sitte.

Auch hier aber kann das Mißverständene jetzt, wenn der deutsche Bauer will, in richtiger Form von neuem zum förder samen und heiligen Brauch werden.

Abgrundtief, das ahnen wir schon jetzt, ist das Leben mit dem Weltall verbunden. Wir sprechen heute mit Bezug auf diese kosmischen Einflüsse von elektrischen Kräften und wissen doch gar nicht, was Elektrizität ist; wir geben den Erscheinungen also einen Namen genau so, wie die Ahnen in weit feinerer Weise aus diesem Sammelbegriff das Heraushoben, was für Liebe und Nachkommenschaft wichtig war und was sie mit Frigg be-

zeichneten. Wir müssen uns mit dem dürftigen Namen Elektrizität begnügen, in der wir die Auslöserin der Wetter, der Dorfähligkeit und der Liebessehnsucht sehen. In all den hier behandelten Fällen ist es vorwiegend die Sonnenelektrizität, die wir verantwortlich machen dürfen. Sie wird uns noch weitere Dienste leisten.

Bereits bei Betrachtung der Rauhnächte erfuhren wir von den geheimnisvollen Erdstrahlen, die mit dem Gang der Sonne an Stärke zu- und abnehmen, und wir wollen nun hinzufügen, daß auch um die Mondwechselzeiten und immer dann, wenn ein Sonnenfleck besonders stark auf die Erde wirkt, diese Bodenstrahlung gesteigert wird.

Es ist nun im höchsten Grade merkwürdig, daß zumindest wohl der weitaus größte Teil aller Heil- und aller vermeintlicher Zauberpflanzen, daß wohl aber alle Giftgewächse an Stellen stehen, die erhöhte Erdstrahlung aufweisen, dort also, wo die Wünschelrute schlägt. Mit dem Augenblick, in dem wir derartige Heilkräuter an Orte verpflanzen, die von Erdstrahlen frei sind, ändern sie zunächst einmal ihr Äußeres, vorausgesetzt, daß sie überhaupt gedeihen. Daß dies keineswegs immer der Fall ist, läßt sich mit dem Fingerhut sehr schön nachweisen, insonders, wenn er ausgeät wird. Dann pflegen nur dort Pflanzen aufzugehen, wo sich Erdstrahlen finden. Dabei aber zeigt sich, daß die einzelnen Fingerhutarten sich nicht vollkommen gleichmäßig verhalten.

Bringen wir strahlenliebende Gewächse an strahlenfreie Orte, dann verlieren sie bald ihr üppiges Aussehen. Sie scheinen zu kränkeln. Ihr gesamter Wesensausdruck wird verworren. Denn das für jeden leidlich Empfindsamen mühelos merkbare Abschreckende ihrer äußeren Färbung und Gestalt wird gemildert. Daß Hand in Hand damit, um vom medizinischen Standpunkt aus zu sprechen, gleichzeitig auch der Gehalt an wirksamen Stoffen abnimmt, haben unsere Ahnen längst gewußt. Diese Kenntnis geriet aber in Vergessenheit, zumindest für den Städter, seit dem Eindringen jener römischen Missionare, die als Kinder einer schwerkranken Kultur, mithin als Träger einer Hochzivilisation, reichlich naturfremd, damit begannen, Heilpflanzen wahllos in ihren Klostersgärten zu ziehen. Auf diesem Wege verloren die Arzneipflanzen an Heilwert, mußten deswegen an Wirksamkeit im medizinischen Sinne verlieren, weil ihre Heilstoffe, wie wir heute sehen, Schutzmittel gegen den schädigenden Einfluß der Erdstrahlen sind und dort, wo sie nicht mehr benötigt werden, auch abnehmen. Spätere, von der Wissenschaft angestellte Prüfungen über die Bedeutung der pflanzlichen Volksheilmittel, die an künstlich gezogenen Gewächsen vorgenommen wurden, mußten daher zwangsläufig zu unbefriedigenden Ergebnissen führen. Die Forschung kam darum auch zu einer ablehnenden Haltung. Dies nicht, weil die Untersuchungen etwa flüchtig oder unzureichend an sich ausgeführt worden wären, sondern weil unsere Wissenschaft dort versagen mußte, wo sie sich mit den Fragen des Lebens befaßte, allein, weil sie die natürlichen

Bedingungen des Lebens nicht in genügendem Maße kannte. Wer um diese Tatsachen nicht wußte, dem erschien es kaum glaublich, daß voraussetzungslos Forscher, wie etwa Professor Robert-Kostock, bei umfangreichen Vergleichsprüfungen zwischen dem Heilwert wild gesammelter Heilgewächse und den so überaus gepriesenen künstlich in der Retorte hergestellten Arzneistoffen den natürlichen pflanzlichen Heilmitteln immer wieder den Vorzug geben mußten. Aus diesen Tatsachen hat unsere Wissenschaft aber nichts gelernt. Statt das im volkswirtschaftlichen und volksgesundheitslichen Sinne hochwichtige Sammeln heimischer Heilkräuter zu fördern, wurden diese Mittel nach wie vor verspottet, teure ausländische Drogen eingeführt und vor allem, dank einer rücksichtslosen und nur den Verdienst im Auge behaltenden Werbung chemisch-pharmazeutischer Industrien, die chemischen Heilmittel bevorzugt und dem Leidenden aufgedrängt. Wer mit heimischen Arzneipflanzen arbeitete, lief Gefahr, in den Ruf eines Kurpfuschers zu kommen.

Neuerdings wird nun auch wieder in Deutschland das Pflanzensammeln betrieben. Solange aber nicht die alten Sammelzeiten berücksichtigt werden, kann die Ausbeute an wirksamen Drogen kaum befriedigen, denn nur was zur rechten Zeit gesammelt wird, ist gut.

Jetzt aber wird unwiderleglich klar, welchen Weg wir zu gehen haben und welche Maßnahmen ergriffen werden müssen, um die Heilschöpfung unserer Heimat wieder zum Bestand jeder Hausapotheke zu machen. Der Widerspruch gewisser Ärztekreise ist belanglos; denn es kommt nicht auf die Echaltung eines fraglos übervolkerten Berufsstandes, sondern auf das Wohl des Volkes an. Wen sein ärztliches Verantwortungsgefühl hierbei beschwert, der schlage doch vor, die wunderbare chinesische Sitte auch bei uns einzuführen, nach der jede Familie ihren Hausarzt hat, der aber nur solange ein laufendes Honorar erhält, als alle Glieder der seiner ärztlichen Sorge anvertrauten Familie sich bester Gesundheit erfreuen. Tritt aber Krankheit auf, dann trägt er eine Schuld und hat darum keinen Anspruch auf Entlohnung, solange nicht, bis nicht völlige Gesundheit zurückgekehrt ist.

Auf der anderen Seite wird eine sachgemäße Heilpflanzen-Sammeltätigkeit vielen Brot geben. Nur muß das alte Wissen um die natürlichen Bedingungen wieder im Volke erweckt werden. Nur Wildpflanzen oder unter natürlichen Bedingungen gezogene Gewächse können von Wert sein. Dazu aber kommt noch die Zeit des Sammelns. Wie die Vorfäter angaben — und das ist der Grund, weswegen wir an dieser Stelle uns mit den Heilkräutern beschäftigen müssen —, spielt hierbei der Stand des Mondes und der Sonne eine ausschlaggebende Rolle. Die eine Pflanze mußte bei Neu-, die andere bei Vollmond, diese bei Aufgang der Venus und ohne, daß der Mond am Himmel stand, jene bei zunehmendem oder eine andere bei abnehmendem Monde gesammelt werden. Hier war die Zeit um die Sommer-sonnenwende, also um den 21. Juni, dort die um den Frauendreißiger, also in der Spanne zwischen 15. August und 15. September, vorgeschrieben. Auch

andere Zeiten waren wichtig. Immer behauptete das Volk, nur unter den erwähnten Bedingungen sei mit einem Höchstmaß des betreffenden Gewächses an Wirksamkeit zu rechnen. Dies alles mit vollem Recht.

Hägen

Auch die mystisch-magisch anmutende Vorchrift, bestimmte Pflanzen mußten über Kreuzwege getragen oder dort gesammelt werden, an Orten also, die immer mit Hexen und geheimnisvollen Wesen in Verbindung gebracht wurden, ist keineswegs Ausfluß einer tollgewordenen Einbildungskraft, sondern entspricht vollauf den tatsächlichen Notwendigkeiten.

Dies aus dem Grunde, weil die alten Wege einst aus Wildwechseln entstanden, die durch Urwälder führten und nur an jenen Stellen angelegt werden konnten, an denen das sonst überall üppig gedeihende Unterholz licht war und auch hoher Baumwuchs fehlte. Derartige natürliche Lichtungen werden aber immer dort angetroffen, wo Linien hinziehen, über denen das magische Reis ausschlägt, die also „bestrahlt“ sind. Kreuzen sich zwei solcher Streifen, dann wird der Schnittpunkt beider Streifen besonders starke Erdkräfte entfenden. Die Kute wird besonders kräftig beeinflusst werden. Jahrhunderte oder Jahrtausende später sind dann die Urwälder gerodet; Acker und Wiesen, Weiden und Tristen sind als Kultursteppe an ihre Stelle getreten. Nur etwas ist geblieben: Die einstigen Wildwechsel, die zu Wegen geworden sind; denn auf den nämlichen Pfaden, den einstigen Lichtungen, drang der Frühmensch in die Wildnisse ein. Viele solcher Wege sind noch heute erhalten und erlauben uns die einfache Nachprüfung, daß an den Kreuzungsstellen besonders gesteigerte Erdstrahlen wirksam sind, und daß auch heute noch dort gewisse Pflanzen besonders gut gedeihen.

Kommen zu diesen an sich schon vorhandenen Kräften die durch Sonnen- oder Mondstand bedingten Verstärkungen, die, wie uns bereits selbstverständlich, zu einer Steigerung der gegen die Strahlungen schützenden Gift- oder sonstigen Heilstoffe naturnotwendig führen müssen, dann wird es niemanden mehr erstaunen, die Alten fordern zu hören, die Pflanzen während einer Neu- oder Vollmondnacht, vor Sonnenaufgang, während der Sommer- sonnenwende oder in jener merkwürdigen Zeit des Frauendreibigers zu sammeln, über den wir noch gar manches erfahren werden.

Aus dem magischen Tun der Ahnen wird auf diese Weise eine gar einfache Selbstverständlichkeit.

Merkwürdig mag nur die bei derartigen Vorchriften oft wiederkehrende Behauptung scheinen, man könne besonders an den Kreuzwegen das Gruseln lernen. Wenn von derartigen Dingen gesprochen wird, so sind immer gesunde und natürlich lebende Menschen gemeint, bei denen das Empfindungsvermögen nicht, wie fast bei allen Städtern, durch Zivilisations- einflüsse gestört ist.

Es wäre ein Leichtes, solche Gruselorte namhaft zu machen. Fast jeder hat Derartiges erlebt, meist aber, ohne sich über die Veranlassung Gedanken zu machen. Ich kenne einen Weg, der durch einsamen Busch, Viehweiden

und schweigende Haide führt und der eine äußerlich durch nichts gekennzeichnete Stelle besitzt, an der nicht nur jeder das Gruseln bekam, sondern an dem selbst Hunde alle Anzeichen des Unbehagens bis zum sich sträubenden Haar erkennen ließen. Bezeichnend war, daß gerade an jener Stelle allherbstlich die Zugvögel in Schwärmen nächtigten, obwohl, vom Standpunkt des Menschen aus gesehen, die Umgebung weit bessere Horstplätze besitzt. Auch hier aber handelt es sich um das Vorhandensein einer ausnehmend starken Strahlung.

Dies alles zu erwähnen, war nötig, um auf einen weiteren, allerdings jüngeren Brauch hinzuweisen. Nicht nur an Kreuzwegen, sondern auch auf Galgenhügeln sollten besonders wirksame Pflanzen wachsen. Auch diese Behauptung ist nicht erfunden, sondern geht auf die bisher nicht vollkommen geklärte Erscheinung zurück, daß alle bisher untersuchten altgermanischen Kultplätze an Stellen liegen, die Rutenausschlag aufweisen. Und diese einst heiligen Plätze wurden von den christlichen Bekehrern absichtlich als dem Teufel ausgeliefert bezeichnet, zu profansten Zwecken verwendet oder aber mit christlichen Kapellen dort versehen, wo das Volk untrennbar an seiner heiligen Stelle hing. Geschickt ergriff man also jene Maßnahme, die für den betreffenden Fall zweckdienlich schien.

So kam es, daß einst wichtige Kultplätze zu Galgenbergen herabgewürdigt wurden, immer aber Orte waren, die eine erhöhte Erdstrahlung besaßen. Ganz jenseits aller Hinrichtungen wuchsen hier eben von jeher bestimmte strahlungsliebende Heilpflanzen, die übrigens später dann mit Totenschädeln und Totengebein in Verbindung gebracht wurden; mit welchem Recht, vermag hier nicht entschieden zu werden. Jedenfalls besitzen Skeletteile sehr starke Strahlung.

So viel aber ist erkennbar, daß die Galgenplätze geeignete Vorbedingungen für das Gedeihen bestimmter Heilpflanzen aufwiesen. Und diese Gewächse, deren Heilstoffe doch natürliche Schutzmittel gegen die Strahlungen, also Sicherungen für das Wohlergehen der Pflanzen selbst waren, mußten sich naturgemäß dann anreichern, wenn die Stärke der Strahlung anstieg, also etwa um die Neu- oder Vollmondzeit, um die Zeit der Sommer- sonnenwende und die strahlenreiche Spanne um Mitte August, zur Zeit des Frauendreibigers. Kein Wunder also, wenn bestimmte Pflanzen an Galgenbergen in dunkelster Neumondnacht gesammelt werden sollten. Das ist alles andere als Hexenglauben; es ist vielmehr der Ausfluß tiefer Naturkenntnis, deren Anwendung höchsten Lebenswert besitzt.

Deutlich ist dabei auch geworden, daß dieses Wissen, wie alles Leben selbst, das durch tausend und abertausend Fäden wirkend mit seiner Umwelt verknüpft ist, um von allen Seiten wieder im Strome des Geschehens beeinflusst und zu unaufhörlicher Antwort gezwungen zu werden —, daß dieses Urwissen nicht in Paragraphen behandelt, sondern nur in seiner lebendigen Wechselwirkung als Gesamtheit erfaßt werden kann.

Nur so wächst statt eines langweiligen Kanons toter Gesetze das blutvolle Erlebnis, wie es in den frühen Enkeln unserer Ahnen an der ewigen Kette der Tage aus Erfahrung und aus den Ratschlägen der Alten zum unverlierbaren Weistum aufsprößt.

Immer wieder muß betont werden, daß es sich hier nicht um feste Gesetze handelt, wie es jene Annahmen der im Absterben begriffenen exakten und somit mathematischen Wissenschaft von gestern zu sein schienen, sondern um ein Regelgut, das immer das Wohl des Ganzen im Rahmen einer sittlichen Weltordnung zur Aufgabe — nicht zum Ziele! — hat; denn es setzt Weisheit voraus, also die Fähigkeit, dem Leben gewachsen zu sein, im Gegensatz zur bloßen Gelehrsamkeit, die immer das Wohl Einzelner im Rahmen einer erkügelten Moral zum Ziele — nicht zur Aufgabe! — hat; denn sie setzt nur Fleiß voraus, also die Fähigkeit, den Dingen gewachsen zu sein, nicht dem Leben.

Das zeigt sich auch an den bereits im allgemeinen behandelten Regeln, von denen es zwei Arten gibt, die sich beide vorwiegend auf die Voraussage des Wetters beziehen; die einen auf kurze Fristen, höchstens drei Tage umfassend, und grundsätzlich, soweit die natürlichen Umstände es erlauben, immer anwendbar, die anderen, langfristige Voraussagen ermöglichend, aber nur von ganz bestimmten Taggruppen aus benützlich. Diese letzte Gattung nennen wir Lostagsregeln.

In dem vorliegenden Buche verzichteten wir absichtlich auf jene formelhafte Trennung, behandeln vielmehr die einen wie die anderen an jener Stelle, an der sie nicht nur an sich wichtig, sondern für eine weitere Deutung des Wesens allen Urweistums vertiefend oder erweiternd scheinen. Es muß uns dabei aber immer gegenwärtig bleiben, wollen wir aus den hier gegebenen Anregungen Nutzen ziehen, daß die Regeln teils sich auf den Gang der Sonne, teils auf den des Mondes, teils auf den der Venus beziehen. Das gilt für beide Regelarten. So waren die Lostagsregeln der Rauhnächte nicht allein Sonnengebundene Beispiele für eine weitausschauende Naturprophetie, sondern sie haben uns in unbekanntes, weil vergessenes Land geführt, während die einfache Regel von den Bienen, die morgens nicht auf die Flucht wollen, als ein schlichtes Beispiel für die Form kurzfristiger Regeln, aber auch als ein Beweis für die treue Beobachtungsgabe des naturverwurzelten Menschen und seiner Verlässlichkeit abgab, dabei aber zeigte, daß die Überzeugung der Wissenschaft, insonderheit der Volkskunde abwegig ist, wenn sie sich etwa zu folgendem Urteil über den bäuerlichen, den natürlichen Menschen genötigt fühlt:

„Der Mond mit seinem nächtlichen Licht, das alle Dinge ihrer wirklichen Farben entkleidet und sie in ein heller oder dunkleres Silbergrau hüllt, sein flimmern, sein Schweben und Weben, das bald das ferne nah und das Nahe fern erscheinen läßt, wird für einen naturverwachsenden Menschen unwillkürlich zum Verführer und Verleumder. In

seinem Lichte erblickt er, wenn er über eine Wiese oder durch einen Wald geht, die tanzenden Geister, wie sie leicht und beschwingt über die Blumen dahingleiten, sieht die Finsternis, wie Goethe es nennt, „mit hundert schwarzen Augen“ aus dem Gesträuch blicken, sieht, weil ein Nebelhauch meist die Vollmondnächte durchzieht, Dinge, die bei Tage in Ruhe liegen, gleichsam in Wandel und Bewegung begriffen. All dies, was ich nur andeutungsweise hier nennen kann, bewirkt, daß das Licht des Mondes dem Glanz der Sonne gegenüber zu einem unheimlichen, bössartigen wird, in dem vor sich geht und sein Leben entfaltet, was vor der Helle des Tages sich fürchtet und nur in diesem Dämmerzwielicht zu gedeihen vermag. Was aber im Schein eines Gestirnes sein Leben gewinnt, wird von ihm geliebt und beschützt, und somit wird der Mond der Herr alles Unheimlich-Zauberhaften und aller bösen und schwarzen Künste. Sein Licht wirkt giftig und heilend auf Mensch und Tier, und man tut gut daran, es, wo man nur kann, zu vermeiden.“

Von der Nüchternheit des bäuerlichen Wesens, die bei aller Wärme der Seele doch allein das Wirkliche sieht, machen sich die Gutheißer derartig irreführender und in jedem Worte naturunwahrer Meinungen eine recht seltsame Vorstellung. Sie ahnen nichts von der Vertrautheit des eigentlichen Bauern mit seiner Scholle, über deren geliebte Erde der Landmann vom ersten bis zum letzten Tage schreitet und die ihm vertraut ist und auf der er sich daheim fühlt, wie jemand sich im winzigsten Hausgarten geborgen weiß. Unsere Volkskundler haben das alles unbeachtet gelassen:

Sie spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel,

wie es in der Gesellschaftslyrik jenes Matthias Claudius heißt, den sie sogar als den Verfasser eines vollkommen unvolkstümlichen Volksliedes kennen ...

Wer aber nur ein wenig auf die Untertöne achtet, die fast aus jeder Bauernregel vernehmbar sind, wird die natürliche Würde ihrer Urheber spüren, die immer groß ist und weit, die erdgewachsen ist, die aber in ihrer Selbstverständlichkeit nicht nachgeahmt werden kann, sondern nur als Zerrbild im stochsteifen Amtsdünkel heute als ein Vorrecht der Kleinen zu gelten hat.

Es gehört zumindest die Achtung vor der Würde der Ahnen dazu, eine Regel ohne Spott hinzunehmen, die sich auf den 6. Hartung, auf den Tag der heiligen drei Könige bezieht:

Wenn der Tag sich lengt,
Der Winter sich strengt.

Hier fehlt also, um mit einem alten Volkswort zu reden, der Nachwinter ein. Was aber ein Nachwinter ist, das bleibt dem Städter meist verborgen. Er kennt nur den Winter. Und wenn wir den mit hübscher Regelmäßigkeit in der Tagesspresse alljährlich erscheinenden Monatsbetrachtungen glauben müßten, dann wäre in der Regel der Februar, der Hornung, schon der reinste Wonnemonat. Wie anders ist es in Wahrheit. Zwar gibt es sehr warme Februale; sie sind aber selten. Gewöhnlich setzt also nach einer warmen Spanne im Januar von neuem eine Kältewelle ein, deren Höhepunkt um Mitte Februar erreicht wird, eine Erscheinung, die von ungeheurer Bedeutung für das Volkswohl ist, von der heute aber höchstens der Kriminalist und der Arzt etwas ahnen, obwohl diese Spanne über Tod und Leben Tausender entscheidet. Schon vorher deutet sich das alles an, wie das Tagebuch jedes Arztes bestätigen wird, wenn die folgende Regel richtig angewendet wird: Ist die Nacht vom 1. auf den 2. Januar stürmisch, so deutet das auf viele Krankheiten.

Wir haben nun hier die Zeiten um 8 Tage zurückzuverschieben und diese, sowie die folgende Regel auf den 24./25. heutigen Dezember zu beziehen, nicht also auf den gegenwärtigen 1. und 2. Januar:

Wenn der Hartung viel Regen bringt,
Er die Gottesäcker düngt.

Es kann also jetzt sowohl eine kalte und trockene oder schnee-liche, als auch eine warme, feuchte Zeit eintreten. Dann aber folgt auf alle Fälle der harte Nachwinter, mit dem wir uns noch zu beschäftigen haben werden.

Aus der Zeit seines Beginnes, seiner Strenge und anderer Einzelheiten lassen sich nun sehr genaue Voraussetzungen für die Gestaltung der Großwetterlage des Jahres geben.

Dies wäre unmöglich, wenn das Wetter eine nur irdische Erscheinung wäre. Da man dies bis in die neueste Zeit in den Kreisen der amtlichen Wetterkunde angenommen hat und diese Meinung auf eine physikalische Theorie, im Grunde genommen also auf eine erklügelte Voraussetzung aufgebaut hatte, durften allein dieser Theorie zuliebe die Bauernregeln nicht wahr sein. Besonders lächerlich erschienen darum die Lostageregeln, die von einem bestimmten Tage oder meist von einer Taggruppe aus die Voraussage der Wetterlage für wochen- oder gar monateferne, in der Zukunft schlummernde Zeiten erlauben sollten.

Jahrzehntelang waren das Phantasien und keine Bemerkung war höhnisch und scharf genug, um den dummen Bauern mit seinem albernen Aberglauben in den Augen des gelehrten Städters herabzusetzen.

Da entdeckte man, daß es gewisse Perioden gäbe, Wetterperioden, die überraschenderweise von Tagen oder Taggruppen eingeleitet wurden, die in den Bauernregeln eine Rolle spielen. So stand etwa der Siebenschläfertag am 27. Juni am Anfang einer derartigen Periode. Da es sich nun endlich

zeigte, daß umso mehr Aussicht auf eine Regenzeit von besonderer Stärke und besonderer Dauer besteht, je stärker ausgeprägt die Sommerregen in den letzten vier Junitagen auftraten, so hatte das Volk wieder einmal recht behalten mit seiner Regel:

Regnets am Siebenschläfertag /
Der Regen sieben Wochen nicht weichen mag.

Es ist aber nun nicht Art des Bauern, sich sklavisch an den 27. zu halten. Hat dieser nur spärliche Regenfälle und verstärken sie sich am 28.—30., dann wird er auf eine lange kräftige Regenzeit schließen

Auch die oft angeführte Regel vom 24. August:

Bartholomäus hat das Wetter parat /
Für den Herbst bis zur Saat,

stimmt mit den Tatsachen überein; denn es zeigte sich, daß verregneter Sommer an oder um diesen Tag — die „sieben“ Wochen sind verstrichen! — „gewöhnlich“ ihr Ende fanden.

So ist es überall, wo altes Wissen sinngemäß nachgeprüft wird; es zeigt sich als verlässlich. Wir können aber an dieser Stelle nicht weiter auf die Lostageregeln eingehen; denn die erwähnten Beispiele sollten nur zeigen, daß die vom Urweistum des Volkes behaupteten Wetterperioden in der Tat bestehen. Diese Regeln sind aber, wie schon ihr „Wenn“ allenthalben zu zeigen pflegt, eben nur in Jahren mit entsprechender Wetterlage verwendbar; denn es regnet eben keineswegs jedes Jahr um den Siebenschläfertag. Der Wechsel der jährlichen Großwetterlage vielmehr deutet auf eine Wiederkehr nach Ablauf ganz bestimmter Zeiträume und darum auch darauf hin, daß unser irdisches Wetter von außen her, vom Weltraum aus, zudem aber nicht allein von der Sonne und ihrem Stand und der mit ihm wechselnden Wärme bedingt ist. Fraglos bleibt ein Großteil aller Wettervorgänge rein irdischer Herkunft. Die Gestaltung der Großwetterlage indessen muß schon aus dem Grunde kosmisch bedingt sein, weil die Erde ohne kosmischen Wasserzufluß verdorrt und eine leblose Wüste wäre.

Pausenlos sickert vom Grunde des Meeres Wasser durch die im Vergleich zu den Ausmaßen der Erdkugel sehr dünne feste Schicht in das Erdinnere und wird hier in gewaltigen Massen von den dort kristallisierenden Gesteinen für immer unwiederbringlich gebunden; in tieferen und entsprechend heißen Schichten aber wird es unter ganz bestimmten Bedingungen verdampft oder gar in seine chemischen Bestandteile, in Wasserstoff und Sauerstoff gespalten, mithin vernichtet.

Da die scheinbar gewaltigen Wassermassen der Ozeane in Wahrheit im Vergleich zur Erdgröße der Hauchschicht auf einem Schulglobus entsprechen, besitzt unser Heimatstern, kosmisch gesehen, sehr wenig Feuchtigkeit.

erhalten
Wasserzucht

Diese wäre aber seit Jahrtausenden aufgezehrt, wenn wir nicht aus dem Weltraum Wasserzufluß erhielten. Hier steht nun Hanns Hörbigers Werk, die Welteislehre, ein, die Welteislehre, die lange aufs Rücksichtsloseste bekämpft, in stillem Eindringen heute in allen ihren wesentlichen Punkten zum entscheidenden Rüstzeug ihrer Ablehner geworden ist.

Nie hat sich Hörbiger zwar mit dem Volkswissen beschäftigt; trotzdem aber vermittelt gerade und allein sein Werk die Einsicht, daß die Costagsregeln richtig sein müssen. Sie wurden also zunächst abgelehnt. Erst aber als Hörbiger die Notwendigkeit, das will sagen, die kosmische Notwendigkeit eines periodischen Wetterablaufes behauptete, wandte sich auch die Forschung diesen Fragen inniger zu und entdeckte in der Tat jene Wetterrhythmen, die auch heute der Wetterkunde gestatten, den Versuch zu machen, langfristige Witterungsvorausagen zu geben.

Ehe wir diese Dinge betrachten können, wollen wir uns daran erinnern, daß uns, wie wir früher hörten, die Sonne elektrische Kräfte zusendet. Diese Strahlen nun nicht unmittelbar vom Taggestirn zur Erde, sondern werden von staubfeinen Eiskristallen getragen, die dem Wasserdampf entstammen, der mit kosmischer Gewalt aus den Sonnenfleckenrichtern abgeblasen wird, nachdem ein Teil der Zerlegung durch die dort herrschende Hitze anheim fiel. Da ich diese Fragen in meinem Buche „Der Weg ins Unbetretene“ ausführlich behandelte, müssen wir uns hier auf das Wesentlichste beschränken.

Es genügt für uns zu wissen, daß die Sonne von dem vorderen Teile der inneren, mit freiem Auge als mildig weißes Band sichtbaren Eis-Milchstraße einen Zuzug von firneisartigen Grobeisblöcken erhält. Nicht alle erreichen die Sonne. Manche ziehen an ihr vorbei. Andere werden von den Planeten, also auch von der Erde eingefangen; andere werden schon, ehe sie das Taggestirn erreichen, zu feinstem Eisstaub verdampft und dieses feineis dann von dem Strahlungsdruck des Sonnenlichtes in den Planetenraum gedrängt; wieder andere gelangen unmittelbar in die Sonne hinein oder erreichen das Taggestirn auf Umwegen. Diese beiden sind es, die unter Umständen Sonnenflecke hervorrufen können, aus denen dann hochgespannter Wasserdampf entströmt, der, elektropositiv aufgeladen, in entsprechender Sonnenferne zu feineiskristallen gefroren, vom Lichtdruck erfaßt und ebenfalls in den Planetenraum geführt wird. Er gelangt mithin auch zur Erde.

Alle diese Einzelheiten ergeben sich, wir könnten sagen, auf Grund einfachster mechanischer Erfahrungen, sodaß Hörbiger daran ging, die Bahnwege der Grobeisblöcke zu berechnen und zeichnerisch wiederzugeben. Dabei fand er aus der Lage der zur Sonne ziehenden Grobeisbahnwege eine Form, die der zweier mit den Spitzen aufeinander stehender Zeltblätter ähnelt, in deren Berührungspunkt unser Taggestirn steht. Fügen wir diesem Bilde nun die Jahresbahn der Erde um die Sonne ein und schreiben wir die Monatsnamen immer an jene Stellen, an denen sich in der Tat unser Heimat-

stern zu den betreffenden Zeiten befindet, dann fällt uns Mancherlei auf (Abb. 6).

Wir sehen, daß unsere Erde im August in die eine Zeltwand, in das von Hörbiger als Eisschleier-Trichter bezeichnete Gebilde eintritt. Erinnern

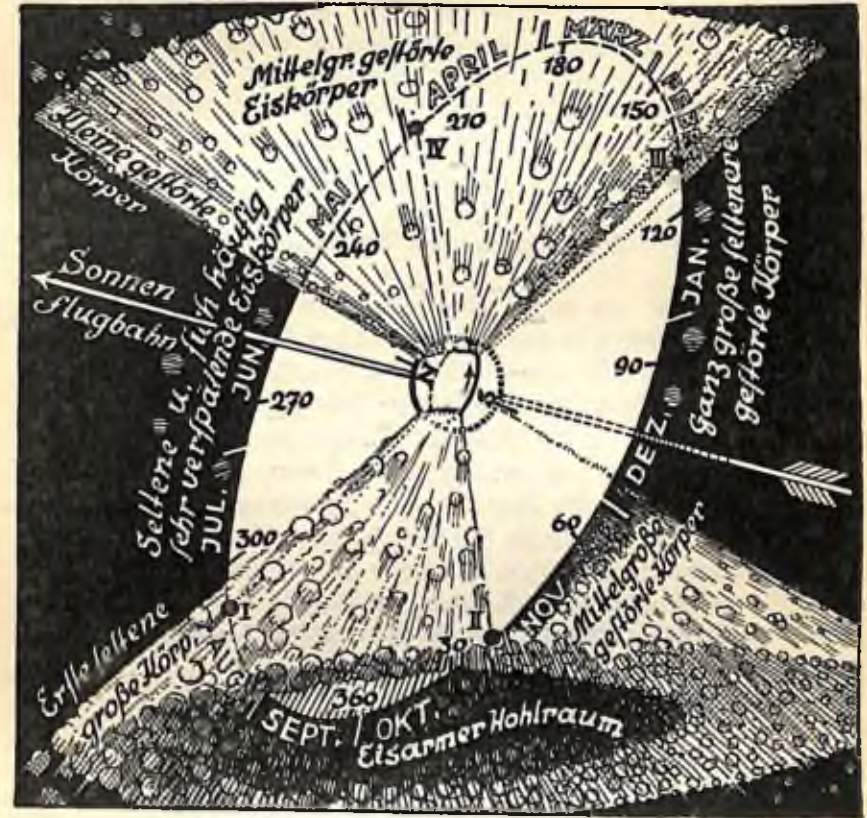


Abb. 6.

Der Eisschleiertrichter; dem unteren aus den Fallbahnen des Milchstraßen-Grobeises gebildeten in der Sonne mündenden Eisschleiertrichter liegt der Wegentrichter gegenüber, der von den gestrichelten Fallbahnen des Grobeises gebildet wird. Durch diese beiden Trichter bewegt sich die Erde auf ihrem Lauf um die Sonne und steht jeweils dort, wo die einzelnen Monatsnamen angemerkte sind. Bei I tritt in der Zeit um Ende Juli (Sundstage) die Erde in die Eisschleier-Trichterwand ein, bei II Ende Oktober, Anfang November, wieder heraus. Bei III, gegen Mitte Februar durchstößt die Erde die Wand des Wegentrichters, um ihn gegen Ende April bei IV wieder zu verlassen.

wir uns nun, daß dieser Eisschleier-Trichter nichts festes und Geformtes ist, sondern nur die hier enger aneinanderliegenden Bahnwege des Grobeises zur Sonne versinnlicht, dann werden wir erwarten müssen, daß die Erde gerade hier Gelegenheit hat, zahlreichen Welteisblöcken zu begegnen.

Bei Betrachtung des Augustmonats werden wir Gelegenheit haben, Näheres über die sich dort abspielenden kosmischen Einflüsse zu erfahren. Hier wollen wir die Erde auf ihrem Wege um die Sonne indeß weiter begleiten. Wir bemerken, daß sie aus dem Trichtergebilde gegen November heraustritt. Dieses Heraustrreten darf nun nicht so gedacht werden, als verlief jemand ein Wohngebäude durch eine Tür. Dielmehr handelt es sich um ein allmähliches Nachlassen der Grobeismenge, also keineswegs um eine so scharfe und begrenzte Erscheinung, wie das unser Bild aus Gründen der Übersichtlichkeit zeigt. In Wahrheit sind also die Trichterwände nicht scharf abgegrenzt, sondern sie reichen bis in den Dezember hinein, um erst dann immer eisärmer zu werden. Fraglos aber liegt der Höhepunkt auf der Winterseite um Ende Oktober, Anfang November. In den November-Dezember-Eislingen aber haben wir jene Veranlasser vor uns, die den Vorwinter bedingen.

Zieht die Erde nun weiter ihre Bahn, dann gerät sie in normalen Jahren schon im Januar in das Einflußgebiet des Gegenrichters, wird hier also den kühlenden Wirkungen des auf Umwegen zur Sonne ziehenden Eises und infolge ihrer Sonnennähe auch gesteigerter Feineis-Anwirkung ausgesetzt und erhält für die nördliche Halbkugel den Nachwinter.

Da wir uns immer noch mit den für den Januar giltigen Weistümmern befassen, wollen wir hier die Betrachtung der Grobeisbahnen abbrechen und uns nun den mittelbaren Folgen des Eiszuflusses zur Sonne widmen.

Wir hörten, daß auf Grund einfachster physikalischer Erfahrungen der eine Teil der Eislinge verdunstet, ehe er das Taggestirn erreicht, der andere aber in die Sonne gelangt und, wie bereits angedeutet, als hochgespannter Wasserdampf teilweise die Sonne wieder verläßt.

Durch die ungeheure Reibung beim Ausblasen sind, worauf ebenfalls bereits hingewiesen wurde, die einzelnen Dampfbläschen elektropositiv aufgeladen worden. Sie rasen nun in den Weltraum hinaus, gelangen in derart kalte Gebiete, daß sie zu winzigen Feineiskörnchen erstarren und als solche vom Druck des Sonnenlichtes in den Planetenraum entführt werden. Da nun die Erde elektronegativ geladen ist, muß sie die in ihre Nähe kommenden Feineischwaden in entsprechender Menge auf sich niederziehen.

Steht der Mond gerade am Himmel, so wird er uns unter diesen Umständen einen Hof zeigen, zumal auch er, ebenfalls elektronegativ, ein Zusammentreffen des Feineises bedingt, ehe dieses, etwa um die Neumondzeit, zur Erde gelangt. Er wird mithin, steht er also zwischen Sonne und Erde den Feineiszufluß für unsern Heimatstern verstärken.

Gelangen nun die elektropositiv geladenen Feineisteilchen in die obersten Gebiete des irdischen Luftozeans, so müssen ihre elektrischen Kräfte nicht nur zu einem Ausgleich mit den entsprechenden Erdkräften in Form zunächst dunkler Entladungen streben, sondern infolge ihres bloßen Vor-

handenseins die erdelektrischen Vorgänge und damit die elektromagnetischen erregen und erhöhen.

Alles spricht nun dafür, daß es dieses Wechselspiel ist, das jene Wirkungen auf die Nerven vor Beginn der Wetterstürze ausübt, die wir im Bereiche der ganzen Natur beobachteten und als Wettervorfühlbarkeit bezeichneten. Wenn es auch merkwürdig erscheint, diese Vorfühlbarkeit zuweilen bis zu 72 Stunden vor der eigentlichen Verschlechterung auftreten zu sehen, so ist das doch leicht erklärbar, da die Feineischwaden aus den höchsten Gashüllenschichten erst langsam nieder sinken müssen, um zunächst meist in

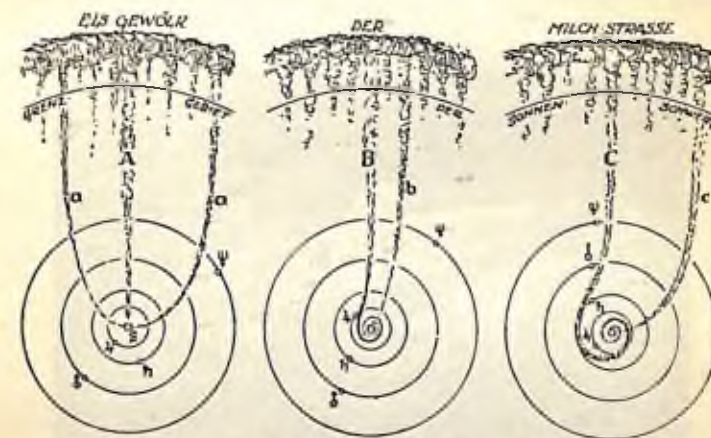


Abb. 7.

Die von der Eismilchstraße kommenden Blöcke A und a erreichen, da sie nicht von den Wirkungsebenen der Planeten gestört werden, auf kürzestem Wege die Sonne. Eisling B wird durch Jupiter gestört und erreicht erst auf Umwegen die Sonne. Eisling b fällt ungestört. C mehrfach gestört, c ungestört. Die Kleinplaneten Merkur, Venus, Erde und Mars innerhalb der Jupiterbahn sind weggelassen.

♃ = Jupiter, ♄ = Saturn, ♅ = Uranus, ♆ = Neptun.
(Nach Hörbiger.)

der Form von Zirkuswolken zu erscheinen. Es sind das jene eigenartigen silberweißen Wolken, nach deren Auftreten der Himmel wie gefegt aussieht. Das Volk nennt sie auch Windbäume und sieht in ihnen seit alters Wind- und Regenkünder (Tafel V).

Das aber sind sie in der Tat, sofern ihr Wassergehalt nicht derart gering ist, daß er von einer hinreichend trockenen Luft aufgesaugt wird und als einziges Zeichen der kosmischen Einwirkung Winde entstehen läßt.

Diese Hinweise genügen, um zu begreifen, auf welchem Wege eine Deutung jener Ursachen möglich ist, deren Folgen zur Aufstellung entsprechender Bauernregeln führten.

Allerdings bleibt vorerst noch dunkel, aus welchen Veranlassungen sich die nicht vom Monde bedingten Wetterspannen bilden.

Wir haben bisher nur ganz im Allgemeinen von einem Grobeiszufluß zur Sonne gesprochen. Daß dieser indessen nicht gleichmäßig verlaufen kann, zeigt uns das Bild; denn die Planetenbahnen führen durch jenen Raum, in dem die Eislinge zur Sonne ziehen. Hier werden diese bleichen Weltenwanderer in ihren Bahnwegen zum Taggestirn durch die Schwerkkräfte der Wandelsterne gestört.

Wir verstehen das alles sofort, wenn wir unsere Abb. 7 betrachten und nun sehen, wie von dem Eisgewölke der inneren Milchstraße auf dem fluge unserer Weltinsel durch das All (Abb. 8) zurückbleibenden Blöcke aus Firneis zunächst in das Gebiet der Sonnenschwere gelangen und dann



Abb. 8.

Unsere Sonnenumwelt formelhaft dargestellt. In der Mitte die Sonne mit dem Richtungspfeil des Fluges unserer Weltinsel durch den Raum. Die um die Sonne gelegte Ebene stellt die Ebene der Planetenbahnen dar von rückwärts gesehen. Die Bahnen tauchen in die Grobeisströmung ein. Der in Aufsicht gezeichnete Kreis bezeichnet die Grenze der Sonnenschwere. Der Eis-Milchstraßenring ist, um das Dahinterliegende sichtbar zu machen, aufgeschnitten.

(Abb. 7) zur Sonne (S) hinfallen müssen. Aus den drei Bildern erkennen wir, daß die Blöcke A und a, b und c von ihrem Ausgangspunkt ungestört die Sonne erreichen, während die Eislinge B und C erst nach verschiedenen Spiralwindungen, also Umläufen um das Taggestirn, in diesem landen. Sehen wir nun genauer zu, so erkennen wir, daß B solange ungestört seine Fallbahn verfolgt, bis er in die Nähe der Jupiterbahn (♃ - Jupiter) gelangt. Hier wird er von den Anziehungskräften dieses Riesenplaneten erfaßt und entweder auf diesen Wandelstern niedergezwungen oder aber, wie hier, zu einem Umweg um die Sonne genötigt. Bei C beginnt die Störung bereits durch Neptun (♆ - Neptun), wird dann durch Uranus (♅ - Uranus) vergrößert, dann auch noch durch Saturn (♄ - Saturn), um endlich auch noch durch Jupiter verstärkt zu werden.

Aus dieser mehr formelhaften Ableitung erkennen wir nun als entscheidend die Tatsache, daß die großen Wandelsterne, wenn sie zwischen Sonne und den vorderen, also vorauffliegenden Teil der Eismilchstraße treten, nicht nur einzelne zur Tagesleuchte hinziehende Grobeisblöcke ablenken, sondern infolge ihrer Anziehungskräfte schwarmbildend wirken müssen, derart, daß während solcher Zeiten der Sonne mehr Eislinge zugeworfen werden müssen, als sie sonst ohne Mithilfe der Großplaneten,



Abb. 9.

Sonne (S), Erde (E) und Tierkreis in formelhafter Darstellung. Der schwarze Pfeil zeigt die gegenwärtige Stellung der Erde zu Frühlingsanfang am 21. März, von der aus gesehen um diese Zeit die Sonne genau auf der Grenze zwischen den Sternbildern der Fische und des Wassermann steht. Daß diese wissenschaftliche Meinung nicht zutrifft, zeigt der auf der Innenseite des schwarzen Tierkreises gezeichnete schraffierte und in zwölf verschiedene Teile zerlegte schmale Kreis, der die wahre Ausdehnung der verschieden großen Sternbilder des Tierkreises wiedergibt. Der Eintritt in das Wassermann-Zeitalter steht uns noch bevor. Wir erleben den Übergang.

und vor allem des größten aller Wandelsterne, des Jupiter, würde erhalten haben; denn keineswegs gelangen alle in den Schwerebereich des Taggestirns geratene Eislinge zur Sonne, sondern nur ein Teil, der ganz bestimmten Anforderungen genügt. Diesen Strom verstärken nun die Planeten; allen voran Jupiter. Schon hier soll gesagt werden, daß der vordere Teil der Eismilchstraße dort liegt, wo sich im Tierkreis die „nassen“ Sternbilder Fische und Wassermann befinden (Abb. 9 und 13).

Fahren wir aber in unserer Ableitung fort, so ist es leicht einzusehen, daß der Jupiter und auch die andern Wandelsterne, stehen sie unserer Abbildung gemäß seitwärts der Sonne oder gar auf der dem vorderen Teil der Eismilchstraße gegenüber gelegenen Gebiete, im Sternbild der Jungfrau oder des Löwen, nicht nur keine Eislinge zur Sonne werfen können, sondern zahlreiche der vorhandenen vom Wege zum Taggestirn ableiten müssen. Aus diesem Grunde gilt das Sternbild des Löwen als heiß und trocken, das der Jungfrau als kalt und trocken.

Es ist nun kaum nötig gesondert darauf hinzuweisen, daß die eben genannten „trockenen“ Sternbilder sich auf der Rückseite der Eismilchstraße befinden. Damit haben wir nicht nur an sich eine sehr wertvolle Einsicht erlangt, sondern hier erstmalig erhärtet, daß die Anschauungen der arischen Ur-Astrologie zumindest in diesem Falle haargenau stimmen; zum andern haben wir absichtslos das Rätsel der fetten und der mageren Jahre gelöst. Auf diesen landwirtschaftlich wichtigen Wechsel werden wir noch zurückkommen, müssen aber vorerst den weiteren Verlauf der Dinge auf der Sonne verfolgen.

Zunächst einmal ist es uns ohne weiteres klar, daß durch die jeweilige Anwesenheit bestimmter Planeten im Zustromraum der Eislingsbahnen nicht nur die zur Sonne ziehende Menge der Eisbrocken, sondern auch die Dichte der Bahnwege zueinander beeinflusst wird.

Praktisch gesehen können also die beiden Eisschleier-Trichter nicht die schöne gleichmäßige Form haben, die unsere Abbildungen aufweisen, sondern dürften jeweils mehr oder minder verzerrt erscheinen.

Verzerrungen bedeuten indessen in diesem Falle Zeitänderungen; denn da der kürzeste, der unge störte Weg zum Taggestirn ungangbar wurde, mußten die Eislinge einen Umweg machen, der ihnen nicht etwa nur vom Saturn und Jupiter, sondern von allen Planeten aufgezwungen werden kann, sofern sie gerade die betreffenden Himmelsgebiete durchfahen.

Anderer ausgedrückt müssen wir sagen, daß die einzelnen Sonnenzonen ihren Grobeiszufluß zu anderen als den normalen Zeiten, dazu verstärkt oder abgeschwächt erhalten. Das ist die Ursache für die Erscheinung, warum nun auftretende Sonnenflecke ihren Dampf ebenfalls zu andern Zeiten in den Weltraum blasen, als wenn alles unge stört verlaufen wäre. Als notwendige Folge wird mithin auch das elektrisch geladene Feineis die Erde verspätet erreichen.

Wenn wir das alles ins Wetterkundliche, also in den Erlebnisbereich des Menschen übersehen, so wird uns die Beobachtung gar mancherlei lehren. Während wir sonst nämlich gewohnt sind, etwa um Mitte August besonders starke Gewitter und Hagelschläge zu beobachten, also in der Zeit der Durchfahung der sommerlichen Eisschleier-Trichterwand (Abb. 6) durch die von der Erde eingefangenen Grobeisblöcke unmittelbare Bekanntschaft mit ihnen zu machen, treffen bei derartigen Trichterverzerrungen diese

katastrophalen Wettererscheinungen etwa erst gegen Ende August ein. Damit reichen aber auch die bösen Wetter bis in den September hinein, in eine Zeit also, die sonst innerhalb des eisfreien oder eisarmen Eisschleiertrichters uns das sonnige Septemberwetter zu bringen pflegt.

Eine ähnliche Erscheinung kann auch nach der andern Seite in Form einer Verfrühung eintreten, die bis in jene Gegenden reicht, in denen sich die Erde um Ende Juni befindet; dann pflegt das schlechte Wetter bis zum 24. August anzuhalten; denn hier hat einer der großen Wandelsterne mehr Eislinge zur Sonne gelenkt, als sie ohne ihn erhalten hätte. Wieder ist es bezeichnend, daß wir im Volkswissen, und zwar in den Lostagsregeln, die beiden Zeiten berücksichtigt finden, Ende Juni, Anfang Juli im Sieben-schläfer- und Siebenbrüderstag und am 24. August, dem Bartholomäustag.

In beiden Fällen erhalten unsere Breiten nicht nur den Einschuß von Grobeisblöcken, sondern auch eine gesteigerte Feineisblasung von der Sonne. Diese ist sogar weit wirksamer, da die Eislinge nur die katastrophalen Hagelwetter, Gewitter und Wirbelstürme bedingen, während die Feineisbeschickung der Erde geradezu schicksalhafte Bedeutung für das ganze Leben besitzt.

Berechnen wir nun die Mengen, des unter normalen Verhältnissen von der Sonne zur Erde gelangenden Feineises für jeden Tag des bürgerlichen Jahres, so erhalten wir eine sehr schöne Übersicht, eine Grundlage alles dessen, was uns im Wesentlichen die Entzifferung des gesamten Aberglaubens, der Bauernregeln, Bräuche und geflügelten Worte ermöglicht. Hier liegt also der Schlüssel zum großen Geheimreich des Ur-Weistums.

Wenn wir uns darum die Abbildung 24 näher ansehen, so wird sie uns etwas rätselhaft und schwer verständlich erscheinen. Um sie wirklich lesen zu können, wollen wir uns folgendes denken: Wir zeichnen uns als einen Punkt, als den Mittelpunkt, unsere Erde hin und schlagen um diesen Punkt einen Kreis. Dieser wird in zwölf Teile zerlegt, von denen jeder einzelne einem der Monate entspricht. Nun haben wir die Aufgabe in dieses Jahresbild der Erde auch die täglich für einen bestimmten Erdpunkt niedergehenden Feineismassen einzutragen. Würden wir annehmen, München würde am 1. August mit 100 Kilo Feineis, am 2. mit 150 Kilo, am 3. mit 75 Kilo beschickt werden, so könnten wir nun sehr wohl diese Erfahrung in unserm Bild festhalten. Zu diesem Zwecke würden wir am 1. August also auf der Linie, welche den Mittelpunkt unserer Abbildung mit dem am Rande sichtbaren ersten August verbindet, die gefundene Menge von 100 Kilo in der Weise eintragen können, daß wir statt Kilo Millimeter und auf der eben genannten Verbindungslinie in einem Abstand von 100 Millimeter vom Mittelpunkt ein Zeichen setzen. Am 2. August würde auf der Verbindungslinie vom Mittelpunkt und 2. August das Zeichen in einer Entfernung von 150 Millimetern angemerkt werden müssen, am dritten Tage in gleicher Weise in einer Entfernung von 75 Millimetern. Würden wir nun derartige

Beobachtungen durch das ganze Jahr ausführen, und die täglich gefundenen Werte miteinander verbinden, so würden wir eine Linie erhalten, wie wir sie auf unserm Bilde in der innerhalb des Monatskreises verlaufenden Kurve erblicken. Hier handelt es sich um ein normales Jahr. Diese Kurve verrät uns also, welche Feineismengen tagtäglich im Verlaufe eines Normal-Jahres zur Erde gelangen.

Es bedarf nun keiner großen Einbildungskraft, um zu erkennen, daß eine Erhöhung der Kurve um Ende Juni Anfang Juli ein Zeichen dafür ist, daß infolge der Planetenstellung und damit der Beschickung der Sonne mit Grobeis die Feineismengen vermehrt und auch verfrüht sind, weil sonst der Anstieg der Kurve erst gegen Mitte Juli vor sich zu gehen pflegt. Im ganzen hat also eine Verschiebung stattgefunden, aus deren Bemerkbarwerden ohne weiteres Schlüsse für die Zukunft der Witterung gezogen werden können. Diese Feststellung ist deswegen wichtig, weil sie uns zeigt, daß Hörbiger, ohne auch nur im Geringsten die vorhin angedeuteten Lostagsregeln zu beachten oder auch nur zu kennen, für uns die Möglichkeit nicht nur eines Nachweises für ihre Richtigkeit, sondern auch für eine Berichtigung heute falsch liegender Regeln geschaffen hat. Erst mit Hilfe der Welteislehre fand ich also den Schlüssel für das Verständnis der eigentlichen Ursachen aller Wetterperioden und damit einen Wertmesser für die Verlässlichkeit der Lostagsregeln. Umgekehrt ergab sich ebenfalls etwas Entscheidendes: wenn nämlich die Welteislehre Schlüssel zum Verständnis des Bauernwissens war, mithin ein Mittel, das Weistum der Ähnen zu begreifen, so mußte die aus der Welteislehre sich ergebende Weltanschauung mit größter Wahrscheinlichkeit die unserer Ähnen erschließen. Sie mußte also das urdeutsche Weltbild sichtbar machen helfen. Diesen Versuch habe ich in meinem Buche „Der Weg ins Unbetretene“ unternommen und habe ihn verfolgt auch im „Herrgottswinkel“, um ihn in den vorliegenden Blättern zu einem greifbaren Abschluß zu bringen. Hierbei zeigt sich nun, daß nicht nur alles, was wir bisher von unsern Ähnen zu wissen glaubten, sich mit erstaunlicher Notwendigkeit in diesen Rahmen fügt, daß aber auch alles das, was wir nicht begriffen, oder was wir falsch verstanden, auf diesem Wege in voller Klarheit und in einer noch heute möglichen und wertvollen Nutzbarkeit vor uns tritt.

Unsere ganze vorstehende Ableitung über die natürlichen Voraussetzungen der Lostagsregeln hätten wir uns sparen können, wenn die Regeln in ihrer heutigen Form noch ebenso verlässlich wären, wie sie es einst in Dorvätertagen waren. Das ist aber, wie wir bereits mehrfach erfahren, wegen der Kalenderänderungen und aus manchen andern Gründen nicht mehr der Fall. Wenn wir daher im folgenden Änderungen vornehmen müssen, das heißt, Berichtigungen, so führten zu diesem Wiedereinfügen an die natürliche Stelle ebenso sehr die Beobachtung, wie die Hilfen, welche uns durch die Hörbigerischen Ergebnisse zur Verfügung stehen.

Immer muß uns aber dabei gegenwärtig sein, daß die Beobachtungen unserer Ähnen durchaus verlässlich sind, und daß es immer kosmische Einflüsse bleiben, die jene Wetterperioden und deren Verschiebungen bedingen.

Wer Hörbigers genialen Ableitungen nicht zustimmt, der sei gebeten, etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen. Da es bisher keine wie immer geartete Deutung der hier in Frage stehenden Verknüpfungen zwischen Kosmos und irdischer Wettergestaltung gibt, lehnen wir es ab, deswegen Hörbiger zu mißachten, weil die nur irdisch eingestellte heute gültige Wettertheorie dieser ungeheuer weittragenden Erkenntnisse Hörbigers, wie einige Wetterkundler erklären, nicht bedarf. Zwar geben diese Ablehner Fehlprognose um Fehlprognose; aber ihrer Theorie zuliebe bleiben sie ihrer Theorie treu, obwohl verantwortungsbewußte Wetterdienstleiter, vor allem jene, die für die Wettervorausagen des Flugdienstes tätig sind, sich längst der Hörbigerischen Gedankengänge bedienen, ohne diese Tatsache jedoch aus naheliegenden Gründen lautwerden zu lassen.

Wer die üblichen täglichen Wettermeldungen mit den Möglichkeiten vergleicht, die ihm das Bauerwissen eröffnet, der ist sich längst im Klaren darüber, wo die Überlegenheit heute zu finden ist.

Das Urweistum des Volkes besitzen wir. Die Erklärungen könnten entbehrt werden, sodaß es uns hier garnicht berührt, um welche Theorie man sich streitet. Unsere Ähnen waren keine Theoretiker. Sie waren Menschen der Wirklichkeit und ihr Vermögen enthält darum nur das, was auch heute noch wirklich ist.

Immerhin bleibt es für uns von einiger Bedeutung, daß allein die Welteislehre Hanns Hörbigers sich mit den Behauptungen unserer Dorväter nicht nur auf wetterkundlichem Gebiete, sondern überhaupt erstaunlich deckt.

Das zeigt uns so recht auch die Frage, nach den sieben mageren und den sieben fetten Jahren, die uns noch vor kurzer Spanne außer Hörbiger niemand zu deuten vermochte. Noch aus der Kleinkinderschule kennen wir die biblische Geschichte von diesem Wechsel der fruchtbaren und unfruchtbaren, mithin von nassen und trockenen Zeiten. Immer schien uns einst diese Erzählung etwas reichlich fragwürdiges an sich zu haben, zumal wir derartig streng umrissene Wechsel bei uns nicht kannten. Wir lebten wenigstens in dieser Meinung. In Wirklichkeit aber hätten wir sagen müssen, daß uns Zweifel an der Richtigkeit der alten Angaben nur deswegen kommen konnten, weil unsere führende geistige Schicht, zu Städtern geworden, vom Gang der Natur wenig ahnte und somit das Wissen der Dorväter vergessen hatte, daß genau so, wie es die Ägypter taten, mit einem, wenn auch weit weniger schroffen, so doch dem gleichen Ursprung entstammenden Wechsel von guten und schlechten Zeitläuften rechnete.

Das Urwissen des Volkes erlaubt uns da, um viele Jahrtausende zurückzugreifen, in jene Zeiten, als die königliche, noch nicht mathematisch zerlegene Wissenschaft, die Astrologie, lebenswichtigstes Weistum war und

sich auch noch nicht in den Händen jener verantwortungslosen Gewinn-
süchtler befand, die mit ihren zweifelhaften Künsten den Leichtgläubigen
das Geld aus der Tasche lockten. Mit Recht ward diesen Schädlingen das
Handwerk gelegt.

Diese Tatsache darf indeß nicht darüber hinwegtäuschen, daß Astro-
logie derart tiefes Naturwissen war, wie wir es erst in allerneuester Zeit
wieder zu erarbeiten beginnen und wie es uns deutlich entgegentrat, als
wir die nassen und trockenen Tierkreiszeichen erwähnten oder aber beim
Freitagsaberglauben das Menschenschicksal an besonderen Stellungen von
Erde, Mond und Sonne geknüpft erwiesen. Das Wesen dieses Geistes-
schaktes mit Pfeilzucken abzutun, heißt, sich dem Kreise jener zuzugesellen,
der auf wirkliche Bildung keinen Anspruch mehr machen kann und über
den eine Zeit hinweggeht, die nüchtern sieht und der ein blinder Autoritäts-
glaube nichts, die Äußerungen der göttlichen Natur als dem Urgrund des
Seins aber alles bedeuten.

Wenn wir nun in dem Urwissen der Kultur aller Völker, deren geistiges
Gut wir hinreichend kennen, auf ein teils heiliges „Jahr“ stoßen, dessen
Länge zwölf gewöhnlichen Erdenjahren entspricht, und mit dieser eigenartig
anmutenden Zeitspanne immer wieder den „Dater aller Dinge“, den Jupiter,
also den größten aller Sonnenplaneten in Zusammenhang gebracht sehen,
so ist das schon aus dem Grunde Astrologie, weil diese alten Weistümer
übereinstimmend behaupten, der ganze Reigen des natürlichen Geschehens
hänge von diesen sich immer wiederholenden zwölf Jahren ab. Es komme
nur darauf an, in welchem Sternbilde des zwölfteiligen Tierkreises der
Riesenplanet gerade stände, um sagen, ja im Voraus sagen zu können, was
der Erde und dem Leben etwa hinsichtlich der Großwetterlage bevorstände.

Das ist eine seltsame Behauptung. Und doch hat zu dieser Über-
zeugung die Beobachtung der Natur geführt, eine Beobachtung, deren Dauer
sowohl Jahrtausende als auch Jahrzehntausende umfassen kann. Gleich
hier aber sei betont, daß es nur ein Mißverständnis des naturfernen Städ-
ters ist, zu meinen, die Alten hätten nun in den Sternbildern oder gar im
Jupiter „Nasses“ gesehen. Sie sahen nur den Teil für das Ganze, wollten
also nur im Sinnbild, wollten nur auf Grund ihrer Erfahrung ausdrücken,
die Wetterlage werde, in Bausch und Bogen genommen, dann naß sein, wenn
der „Dater aller Dinge“ zusammen mit Saturn durch die Gebiete der er-
wähnten Tierkreisbilder zog.

Im Gegensatz zu diesen nassen Zeiten gab es solche, die ausgesprochen
trocken waren, dann wenn Jupiter auf die gegenüberliegende Seite des
Tierkreises in die Sternbilder des Löwen oder der Jungfrau gerückt war.
Konnte bei seiner Stellung im Wassermann oder den Fischen oft eine wahre
Sintflut die Erde heimsuchen, so trat jetzt eine Dürre auf, die erbarmungslos
alles versengte, sodaß die Ur-Astrologen mit vollem Recht den Löwen und
auch die Jungfrau als trockene Sternbilder bezeichnen konnte (Abb. 13).

So wechseln innerhalb der fraglichen zwölf Jahre (genau 11,86 Jahre),
die übrigens einen Sonnenumlauf, mithin ein Jahr des Jupiter umfassen,
die feuchten und die nassen Spannen miteinander ab. Wir erinnern uns
hierbei, daß sich die nassen Sternbilder, wie wir das bereits wissen, in
jenem Gebiete der inneren oder Eismilchstraße befinden, von denen Sonne
und Planeten die Grabeisblöcke zukommen, mithin in der Tat auch der
kosmische Wasserzufluß; dagegen sind die Bezirke um Löwe und Jungfrau
ohne jeden Einfluß auf das Zubringen von Feuchtigkeit. Die Alten haben
also erstaunlich richtig beobachtet.

Ein Frage aber bleibt offen: wir hatten von sieben fetten und sieben
mageren Jahren gesprochen. Die Hälfte des Jupiterjahres aber ist nicht
sieben, sondern nur sechs Erdenjahre lang.

Dennoch stimmt die alte Regel. Sie ist ein Durchschnittswert; denn die
fraglichen Spannen starker und geringer Sonnenbefleckung hängen nicht
nur vom Jupiter, sondern auch noch von den anderen Großplaneten ab,
sodaß die ganze Periode bis zu 14 Erdenjahre dauern kann.

Damit ist wiederum ein wichtiger Hinweis auf die eigentliche Bedeutung
der Ur-Astrologie zwangsläufig erfolgt und hat Erscheinungen deutlich
gemacht, deren wir noch verschiedentlich bedürfen werden, um bisher ganz
unerklärliche Bereiche des Aberglaubens als trefflich stimmende Tatsachen
zu enthüllen.

Vor allem aber kam es darauf an, das Wesen der Costagsregeln klar-
zustellen, um so alle nötigen Voraussetzungen zu schaffen, die im Laufe
des Sonnenjahres auftretenden weiteren Bauernregeln und Weistümer in
ihren wichtigsten Vertretern verständlich zu machen.

Da durchschauen wir nun mit einem Blick auf unsere Abbildung 24
sodort die Regel:

Tanzen im Hartung die Mucken /
Muß der Bauer nach dem Futter gucken.

Hier kommen also gleich wieder die Verschiebungsmöglichkeiten zum
Ausdruck. Wird nämlich die sich zwischen Vor- und Nachwinter einschiebende
wärmere Zeit sehr ausgeprägt, verzögert sich also der Eintritt des Nach-
winters, so rückt dieser dann entsprechend weit ins Frühjahr hinein. Die
selbe Warnung ist in den Regeln enthalten:

Wenns im Hartung donnert überm Feld /
kommt später große Kält'.

Wächst das Gras im Januar /
Ists im Sommer in Gefahr.

Wenn vor und im Januar nicht viel Fröste und Schnee kommen /
So kommen sie gewöhnlich im März und April.

Gibts im Januar viel Regen /
Bringst den Früchten keinen Segen.

Nasse Jäger / trockene Fischer.

Gar viele der üblichen Bauernregeln und auch zahllose Costagsregeln ließen sich noch für den Fortung anführen. Da es aber nicht Zweck dieses Buches ist, alles wiederzugeben, was in dieser Hinsicht aus dem Ahnenerbe auf uns gekommen ist, so muß eine Auswahl genügen, um Wesen und Voraussetzungen mit Hilfe der jeweils zur Verfügung stehenden besten Mittel zu erörtern.

Wir schicken uns damit an, Abschied vom ersten Jahresmond mit einem Verslein zu nehmen, das echten Bauernhumor verrät:

Ist das Wetter hell und klar /
Wird ein schöner Januar;
Wenns dagegen stürmt und schneit /
fehlt es mit der Schönheit weit.

Selbstverständlich kann es nur im Urwissen als einem Widerschein des ewig in Fluß befindlichen Ganges der Welt keine so harten Grenzen geben, wie wir sie als Monatsende und Monatsanfang im bürgerlichen Leben kennen. Die Natur zeigt überhaupt keine festen, keine starren Erscheinungen, die wir als Anfang und als Ende zu bezeichnen vermöchten; denn selbst, wenn wir ein Stück Magneteisenstein betrachten, also etwas scheinbar scharf Begrenztes, so hört sein Wesen keineswegs an den Grenzen auf, die das Auge sieht: Der Magnetismus reicht weit über diese sichtbare Körperlichkeit hinaus und ist zudem in seinem wirksamen Felde immerwährend veränderlich. Hier liegt zudem eine Tatsache vor, die von größter Wichtigkeit für das Leben ist und deren Sinn uns erst bei der Entschleierung des Amulett-Zaubers verständlich werden wird. Auch hier fließen die Grenzen; und so ist es überall. Darum erleben wir es auch, daß die warme Januarzeit oft bis in den Februar bestehen bleibt, um erst dann von dem zuweilen sehr gefährlichen Nachwinter gefolgt zu werden.

Schädlich ist der späte Nachwinter weit weniger dadurch, daß er den Frühling verzögert, zumal solchen Wintern reiche Ernten vorauszugehen pflegen, sondern vielmehr durch das, was er im Hornung vernichtet. Von ihm sagt die Bauernregel:

Regen im Januar schafft doppelte Keime /
Aber nur halbe Frucht für die Feime.

Die Regel will also besagen, daß beachtlicher Regen im Januar einen langen und von vielen harten Nachfrösten gefolgt Nachwinter ankündigt, der auch den Fruchtansatz schädigt; denn unter Feime verstand der Landmann Eicheln und Bucheln soweit sie zur Schweinemaß gehörten.

Er sprach damit etwas aus, daß uns wieder zu einem jener Gründe führt, der die Wissenschaft dazu bewog, das Urwissen des Volkes als unzuverlässig abzulehnen.

Aus gewissen Vorzeichen, die wir später kennenlernen werden und die bereits vom Juli ab erlauben, den Grad der Strenge des bevorstehenden Winters zu erkennen, möge, wie wir hier einmal annehmen wollen, der Bauer zu der Überzeugung gelangt sein, es stehe ein harter Winter bevor.

Was aber ist ein harter Winter?

Diese scheinbare törichte Frage zeigt uns mit unerwarteter Schärfe den Unterschied zwischen dem naturfernen Denken des Städters und dem naturverbundenen des Landmannes; zeigt uns, wie weltfernen der magische, also der natürliche, dem technischen Menschen steht. Wenden wir uns also der Antwort zu auf die Frage, was wir unter einem kalten, einem strengen Winter zu verstehen haben.

Es mag befremdend klingen, wenn wir behaupten, unter hundert gebildeten Städtern sei kaum einer, der diese Frage richtig zu beantworten vermöchte; denn niemand von diesen, dem Bereich der technischen Menschheit Angehörigen, wird daran zweifeln, es herrsche eine kalte Zeit, wenn der Temperaturdurchschnitt, sagen wir, unter -4 Grad bliebe. Niemand würde bestreiten, daß eine solche Antwort zutreffend wäre. Trotzdem ist sie unvollkommen, mithin unbrauchbar. Aus ihr würden wir nämlich folgern müssen, wir hätten etwa einen Hornung, also einen Februar, als milde zu bezeichnen, sofern sein Temperaturdurchschnitt um $+1$ Grad schwanke.

Das aber wäre ein gewaltiger Irrtum, der darum nicht zu einer Wahrheit wird, weil er heute allgemein gebräuchlich ist. Der böse Fehler kommt daher, daß wir unsere Heimat nicht mehr kennen. Wir schwören heute auf Durchschnittswerte, die in der Technik oder im Geldwesen ihre Berechtigung haben mögen, immer aber dann zu falschen Schlüssen verführen, wenn das Leben in irgend einer Form bei der Rechnung mitspielt. Wir müssen uns darum einmal vergegenwärtigen, auf welche Weise die Durchschnittswerte, in unserm Fall für die monatlichen Temperaturschwankungen, zustande kommen. Wollen wir sie errechnen, so müssen wir die Höchst- und Tiefsttemperaturen innerhalb der vierundzwanzig Stunden eines Tages gegeneinander aufrechnen. Messen wir also als Höchsttemperatur an einem Februartage $+11$ Grad und finden wir, daß darauf das Thermometer nachts auf -10 Grad sinkt, so ergibt sich als Mittel $+\frac{1}{2}$ Grad, oder, landläufig ausgesprochen, ein halb Grad Wärme. Zählen wir dann alle Tagesmittel dieses zweiten Jahresmonats zusammen und teilen wir sie durch die Tageszahl, in diesem Falle also durch 28, so erhalten wir das Monatsmittel, das hier $\frac{1}{2}$ Grad Wärme betragen soll.

Das scheint alles in der Ordnung. Und doch stellt es eine Tüftelei, ein lebensfernes Großstadtdenken, aber kein natürliches Denken dar.

Bleiben wir bei den eben angegebenen Zahlen, einem Tageshöchstwert von 11 Grad Wärme und einem Tiefwert von 10 Grad Kälte. Da aus beiden ein Mittelwert von $\frac{1}{2}$ Grad Wärme erfließt, zweifelt kein Städter, der eine solche Angabe in der Zeitung liest, daran, daß es sich um einen milden Wintermonat handelt. Zumindest halten alle jene diese Spanne nicht für kalt, die ihren gemächlichen Verdauungsspaziergang in der linden Februarsonne machen, um dann an den warmen Ofen zurückzukehren und die Nacht im molligen Bett zu verbringen.

Ganz anders sieht all das in der freien Natur aus. Hier ist infolge der erheblichen Tageswärme aller Schnee geschmolzen. Der Boden ist feucht und erwärmt sich unter den Strahlen des freundlichen Taggestirns. In der Erde und dabei wenig bedeckt, oder auf ihr liegen die tausendfältigen Samen und beginnen zu keimen. Kaum aber hat ihr zarter Trieb die schützenden Hüllen gesprengt, da fallen acht, oder zehn oder noch mehr Grad Nachtfrost über ihn her und geben ihm den Todesstoß. Wenige solcher Nächte, die mit warmen Tagen abwechseln, genügen, um unermesslichen Schaden anzurichten. Von alle dem merkt der Städter in seinem behaglichen Bett nicht das Geringste.

Ist ihm mithin eine auf Grund der Bauernregeln erfolgte Vorhersage zu Ohren gekommen, die von einem bevorstehenden harten Winter sprach und vergegenwärtigt er sich dann die Durchschnittstemperatur von $+\frac{1}{2}$ Grad, so pflegt er über eine solche nach seiner Ansicht fraglos mißglückte, weil irrige Naturprophetie zu lachen. Wie sollte auch ein Durchschnitt von $+\frac{1}{2}$ Grad einen harten Winter kennzeichnen.

Dabei vergißt er nun aber gänzlich, an die Natur, an das Leben, an das freie, schuklose Leben des Landes zu denken. Er sieht die Tragödien nicht, die sich millionenfach ohne das Stöhnen des Schmerzes und den Wehlaut der Klage in Flur und Feld abspielen. Er sieht nur den Durchschnittswert und baut allein auf ihn seine Überzeugung von der Milde des Winters. Er aber und seine Meinung sind nicht maßgebend. Er ist nicht mehr Natur. Er hat darum kein Urteil. Entscheidend ist, was die Eichel, was die Beerenkörner, was die zarten Triebe, was das Saatkorn, was also die Welt des Bauern sagt. Ihr Frosttod ist eine unmißverständliche Antwort, ist die Antwort auf unsere Frage, was wir unter einem harten Winter zu verstehen haben. Und diese Antwort lautet: Hart ist ein Winter dann, wenn er über das natürliche Geringsmaß hinaus keimendes Leben vernichtet. Davon aber verrät uns der rechnerisch ermittelte Durchschnittswert nichts; er führt uns nur irre, weil zu lebensfremden, zu unnatürlichen Schlüssen.

Wie schollenfern und lebensunerfahren die auf derartigen Mittelwerten aufgebauten Ansichten sind, wird sofort klar, wenn wir uns daran erinnern, daß unser ganzes Dasein von der Pflanze abhängt. Ohne sie und ohne das von ihr genährte Tier, unseren Fleischlieferer, wäre die Erde nicht die

einzig grüne Oase zwischen der Glut der Sonne und den Eiswüsten der anderen Planeten; sie wäre ohne Leben und Laut und Luft und Liebe.

Da nun viele von uns einen Garten hegen, so sollten auch sie die Möglichkeiten nutzen, die ihnen das Urwissen des Volkes, die Bauernregeln, anhand geben. Die Liebe zu ihren grünen Pflänzlingen sollte sie veranlassen, im gegebenen Falle rechtzeitig für den nötigen Schutz zu sorgen.

Hierzu helfen uns viele und rechtzeitige Vorzeichen, von denen wir hier nur eine berücksichtigen wollen:

Viel Eicheln im September —

Viel Schnee im Dezember.

Mit dieser Behauptung betreten wir ein Gebiet, das uns von neuem die Natur und ihre Maßnahmen durchschauen läßt, Maßnahmen, die wir als weise und gütig bezeichnen müssen; denn nicht nur ist die Eichel, sondern es sind die Waldfrüchte überhaupt vortreffliche Winterpropheten. Der Ausfall ihrer Ernte ist ein Vorbote der bevorstehenden kalten Zeit und ihrer Strenge. Viele Waldfrüchte und eine allgemeine reiche Ernte künden einen strengen und meist langen Winter an.

Diese Tatsache ist uns nach dem, was wir eingangs hörten, gar nicht so verwunderlich. Meist sind dann nämlich Vor- und Nachwinter durch warme Tage im Januar, Februar von einander getrennt. Hier nun spielt sich jener vernichtende Wechsel warmer Tage und kalter Nächte ab und würde dann den Großteil aller keimender Samen dem Frosttode opfern, hätte vor derartigen Wintern die Natur nicht durch besonders reichen Fruchtbehang vorgesorgt. So kommt dennoch immer eine hinreichende Zahl junger Sprößlinge durch den harten Winter. Auf diese Weise verrät uns also der Reichtum an Eicheln und sonstigen Waldfrüchten die Härte oder Milde der kommenden Winterszeit.

Erst jetzt sind wir darüber im klaren, was die bäuerliche Bezeichnung vom harten Winter zu sagen hat. Jetzt erst begreifen wir auch, warum der Regen im Januar zwar doppelte Keime, aber nur die halbe Frucht für die Feime, für die Waldmast bedingt. Es steckt also eine große Weisheit in dieser Regel, in der aber noch weit mehr verborgen ist, ein tiefer schauendes Wissen, das uns erst im Spätsommer und seiner Betrachtung ganz überschaubar und verständlich werden wird.

Immerhin ist es von großer Wichtigkeit für den Landmann, bereits im Januar über die zu erwartende Ernte der Wildfrüchte und über den Ausfall der Ernten im allgemeinen Fingerzeige zu erhalten; denn von alledem hängt der Wirtschaftsplan des ganzen Jahres für den Bauern ab. Weiß man das, dann erscheinen auch die folgenden Regeln keineswegs als müßige Reimereien, sondern als lebenswichtige Beobachtungstatsachen:

Januar muß vor Kälte knacken /

Wenn die Ernte gut soll sacken. —

Wie der Januar /
So der Juli. —

Ist der Januar nicht naß /
füllt sich des Winzers Faß;
Ist er aber naß und feucht /
Bleiben Faß und Scheuer leicht.

Immer deutlicher wird uns die Tatsache, welche bewundernswert reicher Erfahrungsschatz auch in der einfachsten Regel enthalten ist.

All diese hier betrachteten, den Nachwinter angehenden Fragen greifen nun schon in den zweiten Jahresmond, in den Hornung, hinüber. Das ist jene Zeit, in der unser heimisches Edelwild das Gehörn abwirft, eine Erscheinung, die wiederum den Grundton für ein ganzes Bündel in unserer Zeit unbeachtet gebliebener, teils sogar ganz vergessener, zumindest aber belächelter Vorgänge, für die zweite Sinfonie des Frühlings abgibt.

Das Abwerfen des Gehörns ist ein Zeichen dafür, daß das Alte abstirbt, um dem Jungen Platz zu machen. Und das geschieht zu einer Zeit, in der das Frühlingsdrängen überall schon vernehmbar wurde, doch jetzt eine zweite Welle aufrauschen läßt, die in vielem nur dem vertraut ist, der, wie jeder Bauer oder jeder Förster, innig mit der Natur verwoben lebt.

Es ist ein sehr geheimes Werden, das wir hier entdecken, das aber erst im dritten Monat entscheidend wird und darum auch erst dort behandelt werden soll; denn erst im Lenzmond, im März wird das Leben auf den besonderen Ton des Jahres „abgestimmt“.

Im Hornung dagegen findet eine gewisse natürliche Auslese statt. Hier steht nämlich einer jener strengen Winter, dem, um das hier zu wiederholen, ein Jahr mit reicher Ernte vorauszugehen pflegt, hat es also allenthalben im Januar geheimt, so vernichtet der nun einfallende Nachwinter alles das, was nicht widerstandsfähig ist. Nur das Starke bleibt am Leben. Das Schwache stirbt. Das ist gerechte und wohltätige, das ist natürliche Auslese. Früher hat sie auch der Mensch in seinem Lebenskreise geübt.

Wie man sich sonst zu verhalten habe, vermag bereits der zweite Hornung, der Lichtmeßtag^{*)}, zu verraten:

Wenn es Lichtmeß stüemt und schneit /
Ist der Frühling nicht mehr weit.
Ist es aber klar und hell /
Kommt der Lenz wohl nicht so schnell. — Ferner heißt es:

^{*)} Es muß hier davon abgesehen werden, die von Albert Bestgen inzwischen entdeckten Beziehungen vieler wichtiger Brauchstage in ihrer Jahreslage zur kosmischen Harmonie zu betrachten. In seinem umwälzenden Werke wird auf Grund kosmischer Zahlen dieser wichtige Nachweis geführt und von ganz neuer Seite die Lebensbedeutung der Brauchstage aufgezeigt werden.

Lichtmeß hell und klar /
Gibt ein gutes Kornjahr.

So erwünscht also dem Bauern ein heller zweiter Hornung ist, so wenig liebt ihn der Landmann dann, wenn er den Ertrag seiner Schafherde in Rechnung stellt:

Besser ein Wolf als Sonnenlicht /
Zu Lichtmeß in den Schafstall bricht.

Dieser Wunsch ist verständlich, wenn wir uns nach der obigen Regel daran erinnern, daß helles und klares Wetter einen für das Gedeihen der Halmfrüchte vorteilhaften längeren Nachwinter im Gefolge hat, während der Schäfer deswegen ein zeitiges, grasreiches Frühjahr herbeiföhnt, weil bereits im Lenz, im dritten Jahresmond, die jungen Lämmer zur Welt kommen, denen Schnee und Frost sehr schädlich sind.

Für den Bienenwirt hat Lichtmeß ebenfalls besondere Bedeutung.

Scheint an Lichtmeß die Sonne /
Geraten die Bienen gut.

Aus diesem Grunde mag der Imker also von dunklem Wetter am 2. Februar nichts wissen. Dagegen wünscht er sich solches für den 3. Hornung, da dann seine Bienen versprechen, „fett“ zu werden. Ein weiteres Mittel, um die Güte des Honigjahres vorauszuschauen, wird besonders in Norddeutschland in der Birke gesehen. Wenn an ihr am Tage nach Lichtmeß Tropfen hängen, so ist auf eine gute Honigaussbeute zu rechnen.

Wenden wir unsern Blick nun wieder zum Kosmos. Unsere Erde hat jetzt einen Bezirk erreicht, der in normalen Jahren sich dort befindet, wo die Vorderwand des Eisdieleer-Gegentrichters vorhanden ist (Abb. 6). Hier wird unser Stern neuerlich den Einwirkungen besonders reichen Grob- und Feineiszuflusses ausgesetzt.

Wir würden also zu fordern haben, daß sich um diese Spanne nicht nur in ihrer Art betonte Wettererscheinungen beobachten lassen müßten, sondern auch Erregungszustände des Lebens.

Da ich die letzte Seite der kosmischen Einflüsse in meinem „Vermächtnis“ ausführlich behandelte, soll hier nur kurz auf die Tatsache hingewiesen werden, daß der Höhepunkt des Nachwinters auch ein Höhepunkt in der Jahresanzahl der Vergehen gegen die Reichsgesetze, mithin eine Folge mangelnder Selbstbeherrschung zeigt (Abb. 10).

Jetzt treten auch jene Erscheinungen deutlich auf, die zu mildern oder gar zu beseitigen, Mistel und Unruhen in den Zimmern aufgehängt wurden: Die Macht der rutenbewegenden Kräfte steigt jetzt zu einem besonderen Höhepunkt an. Wir wundern uns darüber nicht, da ja die Sonneneinwirkungen durch die Feineis-Bestreuerung als selbstverständliche Folge eine Verstärkung der Erdstrahlen mit sich bringen muß.

Es scheint nun, daß diese Strahlenwirkungen unterschiedliche Folgen haben, die der Landmann sehr genau beobachtete. Einmal behauptet er vom 14. Hornung:

Sankt Wallentins Eier
Sind umsonst zu teuer.

Er will damit sagen, daß die um Mitte des zweiten Jahresmonats gelegten Eier keine Brut ergeben. Darum wird er um Mitte Februar niemals eine Henne sehen. Würde er es tun, so bliebe sie nicht auf dem Nest. Die Ursachen dieser Erscheinung kennen wir; denn es handelt sich auch in diesem Falle um die kosmisch bedingte Ruhelosigkeit. Sollte aber eine Henne dennoch sitzen bleiben, so mißrät die Brut trotzdem fast immer. Die Küken scheinen oft blind zu bleiben oder Lähmungen aufzuweisen. Und das ist bemerkenswert, da auch dem Arzt bekannt ist, daß um diese Zeit die Zahl der Eckkrankungen bedeutsam anzusteigen pflegt.

Wenn nun der echte Bauer nach wie vor das Brüten um die Mitte des Hornung vermeidet, so hat er doch Mittel gefunden, den schädigenden, kosmischen und rutenbewegenden Kräften zu begegnen.

Die näheren Untersuchungen haben gezeigt, daß sich in normalen Jahren diese Einflüsse bis über die Mitte des März, des Lenzing, hinziehen. Um diese Zeit aber ist die Brut vor allem der Hühner und der Gänse in vollem Gange. Sie zu gutem Ende zu führen, verwendeten die Aghen nun einige Pflanzen, die sie dem Neststroh beifügten: Die Brennessel für Gänse und Quendel (Tafel IX) oder auch Sundermann für Hühner.

Das sieht zunächst wieder nach jenem fassam bekannten Aberglauben aus, für den das letzte Jahrhundert nur ein Lächeln übrig hatte. Wenden wir uns trotzdem einmal dem merkwürdigen Brauch zu, Nesseln ins Stroh zu geben.

In mühseliger Kleinarbeit ist im Laufe der letzten Jahrzehnte von der Volkskunde all das zusammengetragen worden, was uns hier angeht. Bei flüchtiger Betrachtung wird da ein scheinbar krauser und bunter Glaube sichtbar; eine Seelenhaltung, die an Einfältigkeit kaum noch überboten werden kann. Es genügt hier an dem Beispiel der Nessel jene witz anmutenden Vorstellungen kennenzulernen, die, nahezu hemmungslos, einem derart unscheinbaren Gewächse die unglaublichsten Dinge und Fähigkeiten andichten. Hören wir darum einen hervorragenden Kenner dieser Fragen, Dr. Heinrich Marzell. Er schreibt von der überall gemeinen Nessel: „Sie zeigt dem primitiven Menschen ein doppeltes Gesicht: Als Freundin des Menschen erscheint sie, wenn sie ihm im Frühjahr das erste frische Grün als Kost bietet, die er in der langen Winterszeit so schmerzlich entbehrt hat, als unheimliches Kraut und als Sitz eines bösen Dämons, weil sie brennt, ohne daß er, wie bei der Distel, die Ursache der Schmerzempfindung gleich feststellen kann... Gleich den Dornsträuchern hat auch die Nessel

die Kraft, Hexen und überhaupt bösen Zauber fernzuhalten, ein Beweis, wie körperlich man sich diese unheimlichen Wesen vorstellt.... In der sympathischen Medizin dient die Brennessel vor allem dazu, um das Fieber, besonders das sogenannte „kalte“ Fieber (= Wechselfieber mit Schüttelfrost) zu bannen, eine Krankheitsercheinung, die man sich veruracht dachte durch einen Dämon, der den Menschen hin- und herschüttelt. Auf der

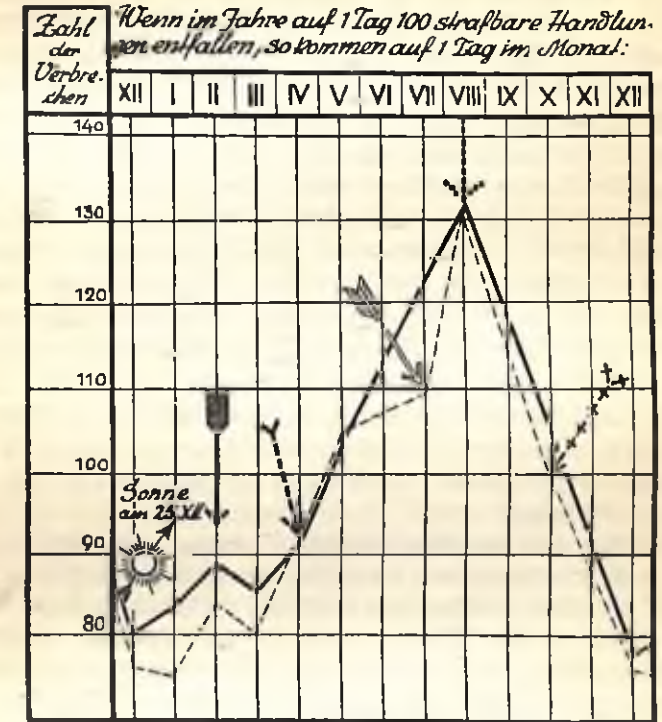


Abb. 10.

Sahresturoo der Vergehen gegen die Wesen. Es treten nicht nur die beiden wichtigen kosmisch bedingten Höhepunkte um Mitte Februar und Mitte August deutlich hervor, sondern es sind auch überall da, wo die hohen Festtage der Aghen lagen, besonders ausgeprägte und durch Pfeile sichtbar gemachte kosmische Anwirkungssteigerungen vorhanden.

Insel Wollin (Pommern) ging der Kranke noch vor einigen Jahrzehnten vor Aufgang oder nach Untergang der Sonne drei Tage hintereinander zu einer Brennessel und redete sie folgendermaßen an:

„Gun Awend, du Ull (= Alte), Ich bring di det Fiete (= heiße) und det Kull (= kalte Fieber) / Mi fall dat vergan / Un du fast = (sollst) dat bekam.“

Wenn hier die Brennessel als „Du Alte“ angesprochen wird, so beweist das am besten, daß man in ihr die Verkörperung beziehungsweise den Sitz des dämonischen Wesens sah. Die aargauische Redensart: Er ist i d'Nessele cho,“ das heißt, er ist gestorben, scheint auch darauf hinzuweisen, daß man die Nesselbüsche für den Aufenthaltsort der Totenseelen hielt. Damit wäre der Glaube der siebenbürgischen Zeltzigeuner zu vergleichen, die behaupten, daß die Brennessel an Orten wachse, wo ein versteckter Eingang zu den Wohnungen der Pcuous-Leute (= unterirdische Geister) sei. Daß es bei den Brennesseln nicht ganz geheuer ist, geht ferner aus einer schwäbischen Sage hervor. Auf dem Hirsberg bei Balingen, da wo früher das alte Schloß stand, wächst an einer bestimmten Stelle ein „Brennesselmann“ mit ausgestreckten Armen und Beinen; man hat hier die Brennessel schon mehrmals ausgerottet, allein es wachsen dann jedesmal neue und bilden immer dieselben Figuren. Was an jener Stelle geschehen sein mag, weiß niemand mehr anzugeben. In Mecklenburg heißt die Nessel auch „Dunnernettel“ (= Donnernessel). Ein alter Aberglaube besagt, daß das Bier beim Herannahen eines Gewitters „leicht umschlage“ (= sauer werde); um dies zu verhüten, legt man Nesselstengel neben den Bierbehälter. Der Grund für diese Ideenverbindung dürfte wohl das „Brennen“ der Pflanze sein.“

Bleibt uns nach allen diesen mehr als seltsamen Behauptungen etwas anderes übrig, als lächelnd auf die Einfalt jener zu schauen, die solche Vorstellungen ernst nahmen und sie durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart bewahrten?

Indeß, hier muß es wiederum gesagt werden: wir befinden uns in einem Irrtum. Nicht jene, die derartige Behauptungen aufstellten, waren „primitiv“ Menschen, sondern wir selbst sind es, die blind durch die Natur gehen; wir, die wir die Sprache unserer Heimat nicht mehr verstehen, die stumme Zwiesprache zwischen Mensch und grüner Welt, die uns Geheimnisse offenbart, fesselnder als die Einbildungskraft sie je zu gestalten vermöchte.

Wenn der eben erwähnte Gelehrte bereits in seiner Schreibweise geradezu um Verzeihung bittet, dem gebildeten Leser ein derartiges Kunterbunt mystischen Aberglaubens vorsetzen zu müssen, so liegt das nur an der grundlegend falschen Auffassung, es handele sich bei den alten Angaben um exakte Bezeichnung von Tatsachen.

Wenn der Alchemist unter dem Zeichen des Sternes Merkur das Quecksilber, der heutige Physiker unter dem Namen Elektrizität eine ihm ganz unbekanntes Kraft, der Chemiker unter O_2 das ihm dem Wesen nach durchaus unvertraute Sauerstoffmolekül versteht, so sind das, nicht wie wir geneigt sind anzunehmen, exakte Bezeichnungen, sondern es sind Sinnbilder für Rätsel. Nur sind wir uns dieser Tatsache gar nicht mehr bewußt. Der frühe Vorvater indeß war sich sehr klar darüber, daß er nur durch Symbole der Wahrheit näher kommen konnte und verstand unter Dämonen und

Geistern etwas gänzlich anderes, als unsere nur das Gegenständliche erfassende Zeit. Die Sprache könnte uns hier belehren; denn noch verwenden wir im Worte „Weingeist“ ein solches Sinnbild, das wie im „Brunnengeist“ oder „Dämon“ zumindest nichts anderes sagen will, als daß hier etwas Unbekanntes, dem Menschen freundliches oder feindliches wirksam sei. Trotzdem mag dahingestellt bleiben, ob der Ausdruck Dämon nicht erst kirchlicher Herkunft und der Ersatz für eine inzwischen vergessene Bezeichnung ist.

Wenn also die Nessel im Verdachte stand, die Kraft zu haben, Hexen und bösen Zauber fernzuhalten, so ist damit nicht, wie die Volkskunde zu glauben scheint, ein offenkundiger Beweis dafür gegeben, wie körperlich unsere Ahnen sich Hexen und böse Wesen vorstellten, sondern hier sind Eigenschaften der Brennessel gemeint, die vielleicht nicht mehr bekannt sind, die in Vergessenheit gerieten und nach denen wir zu suchen haben.

Auch hier aber gibt es nur einen einzigen Weg, der uns zur Lösung führt, nämlich den biologischen Versuch, den wir in einfachster Weise durch Zuhilfenahme unserer Wünschelrute ausführen.

Jeder Kutner von hinreichender Erfahrung wird nun bestätigen, daß die Brennessel ausschließlich an Orten gedeiht, wo das magische Reis ausschlägt, wo also, um in der heutigen Ausdrucksweise zu reden, erhöhte Strahlung, mithin gesteigerte Leitfähigkeit herrscht. Was diese Strahlung an sich ist, können wir nur vermuten. Es zeigt sich nämlich die merkwürdige Tatsache, daß hier ein Bündel verschiedener Kräfte am Werke ist, von denen der eine Teil mit Hilfe physikalischer Geräte nachgewiesen, der andere aber ausschließlich nur durch den biologischen Versuch feststellbar ist; beide sind aber in der Natur derart vereint, daß es sehr wohl gelingt, mit Hilfe der Meßgeräte die Richtigkeit des Kutenauschlages nachzuprüfen, daß das Gerät aber dort versagt, wo es sich um den Einfluß auf das Leben handelt. Es braucht uns das nicht weiter zu beunruhigen, da uns das Leben selbst unmißverständliche Antworten auf die Einwirkung der Erdstrahlen gibt. Da nun alle Lebensträger keine groben physikalischen Geräte, sondern die feinsten und empfindsamsten Anordnungen für das Vorhandensein zartester Wechselkräfte sind, so ist für uns, die wir die Äußerungen der Natur unmittelbar zu lesen verstehen, das Verhalten lebendiger Wesen den dunklen Kräften gegenüber eindeutiger als irgend ein Ausschlag, der durch ein künstliches Gerät sichtbar gemacht wird.

Untersuchen wir also üppig wuchernde Nesselgebüsch, so entdecken wir, daß diese „brennende“ Pflanze sogar Orte bewohnt, an denen sich zwei oder mehrere Strahlungslinien schneiden, wo also ganz besonders starke Kraftwirkungen aus dem Untergrunde wirksam werden. Und das sind wieder jene Stellen, die oft als Blühfangpunkte zu gelten haben, als enge begrenzte Gebiete mithin, die der Blüh bei seinem Einschlag in der ungestörten Natur erfahrungsgemäß bevorzugt. Aus diesem und keinem andern Grunde

— wie sich vielfältig aus dem Volkswissen erkennen läßt — nannten die Alten die Brennessel auch Donnernessel.

Darum war die Nessel dem Donar heilig. Auch diese Angabe wird aber mißverstanden, weil wir fälschlich in Donar einen Gott sehen und die Bezeichnung „heilig“ in ihrem Ursinn nicht mehr begreifen. Zumindest in der Zeit ihrer Hochkultur haben unsere Vorfäter in den vermeintlichen Göttern nichts anderes erblickt, als im wesentlichen unsichtbare und doch deutlich spürbare Kräfte, die sie mit sinnbildlichen Namen bezeichneten. Die Verfallszeit und die Spanne der Bekehrung haben dann Götter aus Donar und Frija und Ostara, und wie sie alle heißen mögen, gemacht. Dies konnte umso leichter geschehen, als mit diesen Begriffen in der Tat insofern etwas Göttliches verbunden war, als die Ahnen in den fraglichen Kräfteäußerungen immer eine Offenbarung der hinter der Welt wessenden göttlichen Macht erblickten.

Donar war ihnen also die göttliche Gewitterkraft und war darum eine weit tiefere Bezeichnung als jene, die wir heute verwenden, wenn wir von Elektrizität, wörtlich also von der Bernsteinkraft reden, denn elektron heißt nichts anderes als Bernstein.

Wenn darum gesagt wird, die Nessel sei den Donarkräften geheiligt, so ist darunter nicht etwa ein kultischer Begriff zu verstehen, sondern „geheiligt“ heißt hier immer wie in ähnlichen Fällen „heil bringend“. Damit ist übrigens unser Weg erleichtert, zumindest ist er gewiesen; denn es ist nun unsere Aufgabe, in Erfahrung zu bringen, inwiefern die Nessel in Bezug auf die Donarkräfte dem Menschen Heil zu bringen vermag.

Halten wir darum zunächst fest, daß die Nessel zu ihrem Gedeihen erhöhter Strahlung bedarf. Fügen wir nun hinzu, daß gesteigerte Leitfähigkeit nicht nur über unterirdisch fließenden Wasserinnensalen auftritt, sondern auch dort, wo sich Hohlräume, Erdspalten und sonstige Klüfte befinden, so haben wir zunächst ganz mühelos die vermeintliche Sage vom rätselhaften Brennesselmann gelöst. Auf dem Firsichberg dürfte sich nämlich gar nichts anderes finden, als die Ausstrahlungen unterirdischer Felspalten, möglicherweise sogar nur inzwischen unzugänglich gewordener ehemaliger Kellerräume, deren wahrscheinlich angereicherte Radioaktivität ihre Strahlungen in einer Form aus der Erde entsendet, die mit der Gestalt eines Mannes Ähnlichkeit hat, der Arme und Beine ausstreckt.

Dort kann die Nessel dann ruhig immer wieder völlig entfernt werden; denn von neuem wird Same an diesen Ort gelangen und in kurzer Zeit den Brennesselmann auferstehen lassen. Diese Tatsache kennt jeder Gartenbesitzer, der genau weiß, daß es Stellen gibt, an denen die Brennessel unaussrottbar ist. Wir führten früher schon die Tatsache an, daß gewisse Fingerhutgewächse nur an Orten aus Samen zu ziehen sind, die erhöhte Leitfähigkeit besitzen. Ähnliches ist bei der Brennessel der Fall; auch sie erscheint immer wieder dort, wo die Strahlungen entsprechend gesteigert

Brennessel oder Nessel

sind. Darum ist es in diesem Zusammenhange wichtig, auf die Zuverlässigkeit der Volksüberlieferung hinzuweisen, die den Berichtstatter zu der Bemerkung zwingt, niemand vermöge mehr anzugeben, was an jener geheimnisvollen Stelle die noch heute den Brennesselmann aufweist, ehemals Seltsames geschehen sei. In Wahrheit ist natürlich nichts geschehen. Nur die Leitfähigkeit ist vorhanden. Auf sie allein bezieht sich die Angabe der Zigeuner, wenn diese von „unterirdischen Geistern“ reden; denn diese „Dämonen“ sind, wie wir wissen, für das Gedeihen der Nessel ebenso wichtig wie für die meisten anderen Gift- und Heilpflanzen, für Ameisen, Bienen, Giftschlangen, für Läuse, Wanzen und Flöhe, während sie für andere Lebewesen, so auch für den Menschen und die Haustiere sowie zahlreiche Kulturgewächse auf die Dauer schädlich wirken können.

Aus diesem Grunde sind jene meist strahlenförmig auftretenden Linien, über denen die Rute ausschlägt mit vollem Recht als Reizstreifen benannt worden. Irntümlich dagegen ist es, diese Reizstreifen schlechthin als „pathogene“ Reizstreifen, also als krankmachende Reizstreifen zu bezeichnen. Sie können nämlich selbst für jene Wesen wie den Menschen, den sie üblicherweise schädigen, unter Umständen sehr günstige Wirkungen ausüben; denn die Tatsache ist nicht zu bestreiten und dürfte in Zukunft in der Heilkunde wieder eine Rolle spielen, daß die Reizstreifen bei gewissen Erkrankungen sehr günstig also heilsam wirken. Wir gehen also wohl nicht fehl, wenn wir vermuten, daß an Wechselfieber Leidende dann gebessert oder gar geheilt werden, wenn sie sich zu bestimmten Zeiten an bestrahlte Plätze begeben.

Später werden wir die verblüffende Tatsache erarbeiten, daß es sich bei derartigen Maßnahmen, deren eine uns der Nesselglaube vor Augen führt, um Erscheinungen handelt, die zum Tanz als solchem und auch zum kultischen Tanz führten. Ursprünglich war der Tanz, und er ist es unerkannt noch heute, in seinen reineren Formen eine Gesundheitsmaßnahme.

Empfohlen die Alten also dem an Wechselfieber Leidenden den Besuch stark bestrahlter Orte, so war die Nessel nur ein Wegweiser; denn üppig gedeiht sie ja nur an derartigen Plätzen. Selbst das Sprüchlein ist nicht ohne Wert. Es würde aber zu weit führen, die hier in Laut und Atmung liegenden Möglichkeiten hinsichtlich ihrer Heilwirkung zu erörtern; wir müssen uns daran genügen lassen, auf den stärkenden und helfenden Glauben an die Heilwirkung hinzuweisen, an jenen Glauben, ohne den auch heute selbst der beste Heilkünstler nicht auszukommen vermag. Damit aber nicht genug! Die Dorschrift fordert nämlich ferner, der Besuch habe vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang zu geschehen. So mystisch diese letzte Bedingung klingen mag, auch sie besteht zu Recht; denn gerade und nur um diese Zeiten steigt die elektrische Leitfähigkeit der Luft besonders hoch an, wie jedem Arzt aus der Fieberkurve geläufig. Durchschaubar sind die Verhältnisse aber erst durch Hanns Hörbiger geworden, dessen entsprechendes Kurvenbild wir hier wiedergeben (Abb. 11). Diese Steigerung

der Leitfähigkeit ist kosmisch bedingt dadurch, daß naturnotwendig tagtäglich die höheren Luftgaschichten, unter welchen sich die Erde vor Sonnenauf- und nach Sonnenuntergang befindet, mit positiv geladenem Feineis besonders angereichert sein müssen^{*)}. Aus dieser Tatsache folgt notwendig auch ein Ansteigen der Reizstreifenkräfte. Dabei aber, um das gleich hier anzumerken, entsteht für bestrahlte wachsende Pflanzen die Notwendigkeit, wollen sie den krankmachenden Strahlen ungeschädigt widerstehen, auch ihre Abwehrkräfte besonders zu steigern. Mit anderen Worten: Die Schutzstoffe, als welche wir die Pflanzengifte, die Heilstoffe und auch das Brennesselgift zu betrachten haben, werden besonders in jenen Stunden wirksam sein, die gemeinhin vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang liegen, eine Tatsache, die deswegen für uns bedeutsam ist, weil die Rhnen gerade um diese Zeiten das Einsammeln entsprechender Heilpflanzen vornehmen.

Es ist darum ohne weiteres ersichtlich, daß während der angegebenen Stunden die „Dämonen“ und „Geister“ auf den zur Brennessel kommenden Kranken besonders stark wirken müssen.

Bei alledem ist also nichts von Aberglauben; nichts von primitiver Auffassungsgabe zu spüren; sondern hier ist tiefe, erstaunlich reiche Naturkenntnis am Werke, die uns zur Achtung vor dem umfassenden Erfahrungswissen unserer Vorfahren zwingt.

Überschauen wir all diese Einzelheiten, so ist uns auch das geflügelte Wort „Er ist in die Nesseln gegangen“ sofort verständlich; denn es will nichts anderes besagen als, der Betreffende sei jenen Kräften erlegen, jenen bösen Geistern, die dort wirksam sind, wo Nesseln gedeihen. Dertlauter als die eben genannte Redensart ist uns das Wort „Er ist in die Binsen gegangen“. Auch dieser Ausspruch besagt, wie wir bei Behandlung der Martinigans erfahren werden, genau das gleiche.

Bleibe noch übrig, die merkwürdige Vorschrift zu deuten, warum Nesselstängel neben Bierbehälter gelegt, das Sauerwerden des Gebräues bei heranziehendem Gewitter verhindern sollen. Das ist eine sehr weise Vorschrift, wenn wir berücksichtigen, daß genau so wie vor Sonnenauf- und nach Sonnenuntergang so auch, und ganz besonders heftig, bei anziehendem Gewitter die Erdstrahlen ansteigen. Erinnern wir uns nun daran, daß ja die Brennessel einen Schutzstoff gegen die schädigenden Kräfte der gesteigerten Leitfähigkeit besitzt, so müßten wir vermuten, ihre Anwesenheit dürfte ausreichen, um die Leitfähigkeitschädigungen auch innerhalb von Wohn- und Wirtschaftsräumen zu beseitigen. Das ist nun in der Tat der Fall. Die Nessel ist eines jener uralten Mittel, die den Voroätern dazu dienten, jene Maßnahmen zu ergreifen, die wir heute landläufig als Entstrahlung oder Abschirmung bezeichnen.

^{*)} Näheres: Hanns Gijßer „Der Weg ins Unbefrorene“; Verlag Dr. Hermann Eichenhagen, Breslau.

Ärztlicherseits ist diese Fähigkeit der Nesseltengel in neuerer Zeit industriell ausgenützt worden, um Matten herzustellen, die abschirmend wirken sollen.

Mit dieser Eigenart der Nesseln ist aber noch lange nicht die Behinderung des Sauerwerdens erklärt. Nun haben aber entsprechende Versuche gelehrt, daß die Vermehrung und die Tätigkeit bestimmter Spaltpilze unter der Einwirkung gesteigerter Leitfähigkeit besonders erhöht werden. Da uns die Erfahrung zeigt, daß leicht säuernde Stoffe bei anziehendem Gewitter überraschend schnell umschlagen, so dürfen wir auch hier die plötzlich vermehrte Tätigkeit der betreffenden Kleinlebewesen verantwortlich

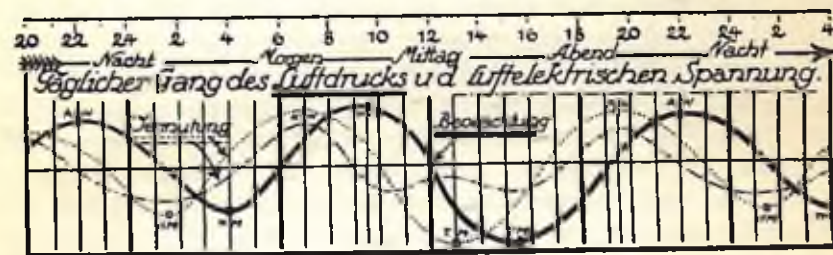


Abb. 11.

Die Kurve zeigt die Verspätung, welche die Luftdruckwelle unter dem Morgen- und Abendwall bis zu ihrem Wirksamwerden auf dem Erdboden erleidet. Die hier noch als „Vermutung“ bezeichneten Kurven dürfen heute als vorhanden angesehen werden.

machen. Diese muß aber unterbunden werden, sofern die entstrahlende Nessel die Leitfähigkeit auf einen biologisch entsprechend geringen Wert herabsetzt. Auch hier also zeigt sich, daß die Donnernesseln in der Tat die Fähigkeit haben, „hexen und bösen Zauber“ fernzuhalten.

Und damit ist unsere Frage weitgehend beantwortet, inwiefern unsere brennende Pflanze Heil bringt gegen die schädigenden oder gefährlichen Donnerkräfte.

Gleichzeitig haben wir aber auch ein weiteres Rätsel gelöst, die Ursachen nämlich für den Brauch, Nesseln dem Neststroh, besonders der Gänse, beizugeben; denn wenn dieses Gewächs die Fähigkeit besitzt, die erhöhte und darum Unruhe und Gesundheitschädigungen mit sich bringende Leitfähigkeit entsprechend abzubauen, dann tut der Bauer sehr recht daran, es dem Neste hinzuzufügen. Das brütende Tier wird nun Ruhe haben und sein Geschäft zur Zufriedenheit des Menschen erledigen. Die Brennesseln haben also einen hohen Wert für den Geflügelzüchter und es hängt gewiß auch mit der Strahlenempfindlichkeit der jungen Gänse zusammen, daß ihnen zarte Brennesseln als Futter gereicht werden.

Nicht übersehen darf auch der Wert dieser Nestbeigaben wegen seiner Wirkung auf das Ungeziefer werden. Wie uns später klar werden dürfte,

vertreiben Nesseln und ähnlich wirkende Pflanzen die „angehexten“ Flühe und Läufe.

Mit diesen Betrachtungen ist übrigens ein sehr wichtiges Gebiet, nämlich das des vermeintlichen Aberglaubens in der Volksheilkunde besprochen. Wenn nämlich die Erfahrung richtig ist, daß bei entsprechender körperlicher Eignung als eine der ersten Folgen längerer Aufenthaltes über Reizstreifen Rheuma auftritt, dann ist leicht zu begreifen, daß die Alten sehr weise taten, die erkrankte Stelle mit frischen Nesselstengeln zu peitschen. Auf diese Weise wurde der Strahlenschutzstoff der Nesseln in den Körper gebracht. Erst infolge dieser Überlegung werden erstaunliche und immer bezweifelte Berichte über indische Heilerfolge durchaus begreifbar. In Ostindien gibt es nämlich Nesseln, deren Gift derart stark ist, daß es lebensgefährlich wirken kann. Trotzdem verwenden die dortigen Heilkünstler diese Pflanze und erzielen Heilerfolge, die dem europäischen Arzt geradezu wunderbar erscheinen.

Nun steht die Nessel in ihrer Heilwirkung keineswegs vereinzelt da; denn seit Urzeiten hat der Mensch sich zur Linderung des Rheumas und verwandter Erkrankungen des Ameisen- und des Bienengiftes bedient. Das aber sind zwei Tierarten, von denen wir bereits wissen, daß auch sie im Bereiche der Reizstreifen auch dann gedeihen, wenn sich etwa zwischen Nessel und Biene insofern ein Unterschied findet, als die Immen über Strahlungskreuzungen, also sehr scharfen Erdstrahlen, beeinträchtigt werden. Grundsätzlich aber sind sie bis zu einem gewissen Grade Strahlenfreunde. Darum wurden auch der Bienenstich ebenso wie die Ameisensäure, das Ameisengift, bereits seit ältesten Zeiten gegen rheumatische Beschwerden angewendet und werden es noch heute; denn beide Stoffe sind wieder Schutzmittel gegen die schädigenden Wirkungen der Reizstreifen. Es ist darum begreiflich, daß die Gänse, und vor allem die jungen Gänse, die Nesseln als „Lebenselixier“ begierig annehmen, um sich entsprechend ebenfalls zu schützen. Hier mag aber gleich ein allgemein verbreiteter Irrtum berichtigt werden, die Ansicht nämlich, Nesselgift sei der Ameisensäure ähnlich. Das ist nicht richtig. Das Nesselgift ist eine Eiweißverbindung, die enge Verwandtschaft mit dem Schlangengift hat.

Es ist also ein Überreichtum von Neueinsichten, den uns die heute mißachtete Nessel vermittelt. Nicht zuviel ist darum gesagt worden, wenn wir mehrfach behaupteten, der technische Mensch der Gegenwart kenne die heimatische Natur nicht mehr.

Genau so wenig wie er vom eigentlichen Wesen der Nessel ahnt, weiß er auch nichts mehr um die Kräfte des Quendels, der feldthymian oder auch Hühnerbolle heißt. In diesem Namen schon verrät sich ein Teil des Volksglaubens; denn das Wort „Bolle“ ist aus dem lateinischen „pulex“ entstanden, das flöh bedeutet (Tafel IX).

Mit der Betrachtung des Quendels greifen wir schon tiefer in die Darstellungswelt der Volksheilkunde, die in grundsätzlicher Hinsicht neben

den wesentlichsten Vertretern des Urweistums im vorliegenden Werke erstmalig ihre Aufhellung erfährt; denn bisher blieb das alles Aberglaube oder wie Eduard Stemplinger es ausdrückt: „Dem primitiven Denken gilt jede Krankheit, deren Ursprung man sich nicht durch äußere Einwirkungen erklären kann, als Ausfluß einer dämonischen Kraft. Diese Einwirkung ist entweder Schandzauber, der von einem feindlichen Wesen ausgeht, oder wird als Strafe einer beleidigten Gottheit aufgefaßt.“

Wir erkennen schon hier, daß die Worte Stemplingers in einem ganz anderen Sinne den Tatsachen entsprechen als er selbst ahnt; denn sie sind in tieferer Bedeutung die Umschreibung einer Wahrheit, nicht aber eines Irrglaubens.

Wir sahen bereits inzwischen, was unter dämonischen Kräften verstanden werden muß und lernten auch die Berechtigung der alten Behauptung begreifen, Krankheiten seien zum Teil von feindlichen Mächten bedingt oder als Strafen einer beleidigten vermeintlichen Gottheit aufzufassen. Wir müssen nur den Sinn richtig fassen und die inzwischen umgebogenen Begriffe wieder in ihre alte Geradheit zurückbringen, dann wird aus alledem etwas völlig Natürliches. Das gesamte Brauchtum hat ja gar keinen anderen als einen gesundheitlichen Zweck, dessen edelste Folge allerdings, wie ich im „Herrgottswinkel“ zu zeigen versuchte, in einer Religiosität mündet, die mit Kirche und Bekenntnis nichts zu tun hat.

An dieser Einsicht lag es, daß die Daseinsform unserer Ahnen im natürlichsten Sinne als Teil der göttlichen Schöpfung auch „Gott wohlgefällig“ verlief. Die natürlichen Mittel wurden ge-„braucht“, um auftretende oder nur mögliche Spannungen, zu denen auch die Krankheiten bei Mensch, Tier und Pflanze gehören, nicht nur zu heilen, sondern vielmehr zu vermeiden.

Hier hat uns nun der Quendel gar manches zu sagen.

Dan ihm behaupten die Alten zunächst, er sei ein treffliches Mittel gegen epileptische Anfälle. Ohne hier auf die Verschiedenartigkeiten dieser Erkrankung einzugehen — denn das sind Fragen, die allein der Heilkünstler von Beruf zu prüfen und zu entscheiden hat — darf doch grundsätzlich folgendes gesagt werden: Soweit wir heute wissen, häufen sich solche Anfälle nicht nur in den Zeiten kosmischer Anwirkungen, wie wir sie um Mitte Februar und im August besonders beobachten, sondern auch dann, wenn Sonnenflecke die Erde stark beeinflussen; ferner auch um die Zeiten der Mondwechsel. In allen diesen Fällen ist aber eine gesteigerte Erdstrahlung zu beobachten, mithin eine Ursache, die zu besonders starker Nervenregung führt. Aus diesem Grunde schon wird der Arzt von morgen auch der Frage Aufmerksamkeit zuwenden, ob sich der Kranke im Bereiche von Reizstreifen befindet. Ist das der Fall, dann besteht die Möglichkeit, von der eine alte, im „Herrgottswinkel“ näher behandelte Erzählung berichtet, wenn sie sagt: „Solche Übel können mit keiner gewöhnlichen Arznei

gewendet werden, und ist dies gerade ein Merkzeichen, daß die Krankheit dem Menschen durch böse feindliche Gewalten angetan sei."

Heben wir aber mit Hilfe des Quendels die dämonischen Einwirkungen auf, dann dürfen wir im Bereiche unserer unnatürlichen Lebensformen immerhin wenigstens eine Besserung erwarten. Heute wirken ja, außer den Reizstoffursachen, unsere entwurzelte Ernährungsweise, die Aufnahme von Rausch- und Genußmitteln ebenfalls schädigend ein und müssen berücksichtigt werden.

Daß darum heute, und auf dieses „heute“ ist die entscheidende Betonung zu legen, die alten Mittel hier und da versagen können, dort wo sie einst gewirkt haben, liegt an der ungeheuren Beeinflussung des Lebens durch die Technik. Nicht nur, daß der Lebensraum unaufhörlich von drahtlosen Wellen durchflutet wird, die keineswegs eine immer förderliche Wirkung auf das Leben ausüben, es im Gegenteil erheblich zu schädigen scheinen, dürfte auch die überreiche Verwendung von Metall, begonnen beim Kochtopf und fortgeführt bis hin zu den Eisengerippen der Wohnhäuser und zum Eisenbeton, dürften Kanalisation, Wasserleitungen, Zentralheizungen, Gas, vor allem aber die elektrischen Kabel in jeder Form, sowie die elektrischen Maschinen bedenkliche Einflüsse auf das Leben haben.

Diese Dinge können hier nur angedeutet werden, da in jeder der einzelnen technischen Errungenschaften eine solche Fülle merkwürdiger Tatsachen enthalten ist, daß sie Sonderbehandlungen vorbehalten bleiben müssen. Allein das Wasser als solches zu Trink- und Kochzwecken, in Fernleitungen und in Brunnen gibt Stoff zu einem umfangreichen Buch. Wir müssen uns darum hier allein auf die Feststellung beschränken, daß die wunderbaren Strahlungsformen dieser technischen Maßnahmen große Bedeutung für die Volksgesundheit haben. Gewiß brauchen wir nicht überängstlich zu sein; denn wer naturgemäß lebt, beugt in jedem Falle den hier angeführten Schädigungen vor. Diese Tatsache muß mit allem Nachdruck betont werden. Es ist nämlich ein beliebter Schachzug, jenen, die, wie es hier geschieht, auf drohende, heute übersehene Gefahren hinweisen, die Absicht zu unterschreiben, Beuntuhigung ins Volk zu tragen. Die gleichen Beurteiler stehen aber nicht an, eine geradezu dämonisch wirkende Bazillenangst zu nähren, die in ihrer Übersteigertheit in allen einsichtigen Kreisen ihrem Werte gemäß durchaus gewürdigt wird. Zudem ist das, was hier vorgetragen wird, nicht die eigenbrötlerische Erfindung eines tüftelnden und grübelnden Hirns, sondern es ist die Wiederentdeckung von Erfahrungstatsachen, deren Richtigkeit Jahrtausende erwiesen haben. Dabei handelt es sich hier nicht um Dinge, die nur Einzelnen Vorteile bringen, sondern es handelt sich um grundsätzliche Gemeingültigkeiten, die für das Wohl unseres Volkes von einer Bedeutung sind, die abzusehen gegenwärtig niemand fähig sein dürfte.

Ihre Berücksichtigung kann aber schon deswegen nicht ausbleiben, weil die Rückkehr des deutschen Volkes zum Urbauertum auf dem Marsche ist. Und das besagt mehr, als der eingefleischte Städter ahnt; denn Bauertum ist, wie R. Walter Darré, der Reichsbauernführer, mit bewundernswerter Klarheit erkannte, nicht die Bezeichnung für einen Beruf, nicht das Kennzeichen des Nährstandes als solchen, sondern es ist eine Seelenhaltung. Diese aber ankert mit ihren tiefsten Wurzeln in der heimatlichen Natur, zu der den Geeigneten hinzuführen tiefster Sinn des Erbhofgesetzes ist; denn im Erbhof erblüht von neuem die Kraft eines Bauernvolkes, wird von neuem das erblühen, was unter Kultur verstanden werden muß, nämlich das harmonische Einschwingen der deutschen Lebensform in den Ablauf der Schöpfung. Alles was hierzu hilft, ist von tiefster Lebensbedeutung für unser Volk. Und da das Urweistum des Volkes niemals etwas anderes gewesen ist als ein Mittler auf dem Wege zur Harmonie, wird und muß einmal der Tag kommen, an dem es von neuem in einer unserer Zeit gemäßen Form bäuerliches Gemeingut werden wird.

Das ist eine Aufgabe, die anderen überlassen werden darf. Wir haben nur die Pflicht, in den vorliegenden Blättern den Weg zu dieser Unausbleiblichkeit zu ebnen. Es ist darum hier nur ein Anfang gemacht, ein Wiederanfang, behaftet mit allen jenen Mängeln, die solchem Beginnen eignen.

Der deutsche Bauer aber ist auf dem Weg und damit Männer, die kraft ihrer Seelenhaltung und gefördert durch ihre ländlichen Erfahrungen das aufgreifen und verwirklichen werden, wozu in diesem Buche nur ein bescheidener Versuch vorliegt.

Diese aus ländlicher, heimatgebundener Erfahrung sich ergebenden Einsichten führen zunächst zu der Überzeugung von der hohen und unerreichbaren Empfindlichkeit alles Lebendigen. Nicht umsonst wurde darum auf die Verwendung der Metalle und der technischen Errungenschaften hingewiesen. Sie mögen ihr Gutes haben, aber sie müssen ebenso auch schädigend wirken. Diese Erscheinung kann durch die ganze Natur verfolgt werden.

Diese Tatsachen müssen wir wieder beachten lernen, besonders wenn wir zu einer Nachprüfung der alten Weistümer schreiten; denn infolge der gesteigerten Strahlungen unserer technischen Einrichtungen, infolge der Anreicherung des Blutes mit an sich zwar ungeheuer winzigen, aber im Lebensablauf dennoch hochwichtigen Metallmengen, sind ganz neue Dinge zur Wirklichkeit gekommen, Dinge, die die Alten nicht konnten. Vielleicht aber haben sie deren Verwendung aus ungehörtem und nicht getübtem Naturgefühl abgelehnt.

Wenn also gegenwärtig die alten Heilpflanzen, die oft zudem noch künstlich angebaut, also unter ihnen fremden und ihren Gehalt an wirk-

samen Stoffen beeinträchtigenden Verhältnissen gezogen, anstatt als Wildpflanzen zur richtigen Zeit gesammelt zu werden, wenn sie also heute da und dort versagen, so ist das nicht ihre Schuld.

Im Grunde haben sie von ihrer Bedeutung als Bestandteil bäuerlicher Heilkunde im Bereiche eines naturnahen Lebens nichts eingebüßt. Auch der Quendel nicht. Großer Beliebtheit erfreute er sich bei der Behandlung gar mancher Frauenkrankheiten. Er gab auch einen geschätzten Tee, der bei der Niederkunft gereicht wurde. Dem Vieh wurde gepulverter Quendel vor und nach dem Gebären eingegeben.

Erinnern wir uns zudem seiner Verwendung als Nestbeigabe für Gänse und Hühner, welche der Bauer damit begründet, daß er sagt, es würden auf diese Weise kräftigere, also lebensfähigere Junge ausgebrütet, so wird unerwartet verständlich, warum der Feldthymian auch als „Unser Frauen Bettstroh“ bezeichnet und verwendet wurde.

Es gibt zahlreiche Gewächse, die diesen Namen tragen, wie etwa den Waldmeister und das Labkraut, weil sie in gleicher Form benützt werden, nämlich als Beigabe zum Strohsack, dieser gesündesten und herrlichsten aller Unterlagen. Alle diese Pflanzen wurden auch Marienbettstroh genannt, nachdem im Konzil zu Leptinae im Fennegau im Jahre 734 der Brauch verboten wurde, diese Pflanzen dem Bettstroh schwangerer Frauen beizumischen. Das Verbot setzte sich aber nicht durch. Der Brauch erhielt sich; deswegen griff die Kirche wie immer dort, wo sie zunächst machtlos blieb, zu einer Maßnahme, die wir noch heute beobachten: Die Geistlichen ließen es sich angelegen sein, der Jugend zu erzählen, der heiligen Mutter habe einst Stroh von derartigen Gewächsen als Lager gedient. Das geschah zu jener Zeit, in der das Weistum der Ahnen schon in Vergessenheit zu geraten begann. Zumindest glaubten die römischen Sendlinge in den germanischen „Göttern“ Wesen sehen zu dürfen, die mit ihren eigenen Gottbegriffen große Ähnlichkeit hatten. Hier mußte aufgeräumt werden. Darum setzten die Priester alles daran, das germanische Brauchtum zu beseitigen. Aus den göttlichen Kräften wurden darum Hexen, Alben, Truten, Teufel, Dämonen und böser Zauber.

Wo eine derartige Herabsetzung nicht gelang, ward also wie beim Quendel eine fromme Legende erfunden, die um so leichter und geschickter anzubringen war, als diese Pflanze der vermeintlichen Göttin Frigg als geheiligt galt. Nun aber wissen wir, daß Frigg und die heilige Maria im urtümlichen Sinne dasselbe sind; daß Frigg die Liebe weckt und mit Venus, Istar, Astarte und Ostara gleichgesetzt werden darf. Diese scheinbare Merkwürdigkeit geht auf die schlichte Beobachtung zurück, daß zur Zeit, ehe unser heutiger Mond Begleiter der Erde war, der Liebeschrythmus im Wesentlichen durch den Stand des Venusgestirns bestimmt wurde. Aus diesem Grunde erst erhielt dieser Stern den Namen der Liebesgöttin, den er unter verschiedenen Namen im alten Amerika, in Neuseeland, China, Indien,

Babylonien, bei den Frühperuanern, in Ägypten und bei den Germanen führte. Der im Stern der Liebesgöttin versinnbildlichten Mutter der Mütter war also der Quendel geheiligt. Auch hier also müssen wir erwarten, daß dieses Gewächs im Bereiche der Nachkommenchaft irgendwie zum menschlichen Heile dient. Es liegt nahe, seine Bedeutung für Liebe und Fruchtbarkeit zu überprüfen. Dazu waren die römischen Sendlinge in ihrer Natur-entfremdung und auf Grund ihrer rassistischen Andersart gewiß nicht fähig. Sie sahen im Quendel nichts anderes als einen heidnischen Kultbrauch und dürften kaum geahnt haben, daß es sich hier um einen wichtigen Bestandteil der Volksheilkunde handelte. Es blieb ihnen verschlossen, daß Feldthymian und die anderen Frauenkräuter als Bettstroh keine andere Aufgabe haben als sie ihnen im Miststroh des Geflügels obliegt: Sie sollen die schädigenden Erdstrahlen beseitigen und auf diese Weise die Geburten erleichtern. Und das tun sie; denn die Wirkung der rutenbewegenden Kräfte auf die Gebärende äußert sich, um dies ganz volkstümlich auszudrücken, in einer Art Muskelstarre, die den Erfolg der Wehen behindert, die Geburt verzögert und schmerzhaft macht.

Obwohl die Bedeutung der Frauenkräuter, die im „Herrgottswinkel“ näher ausgeführt, mit diesen kurzen Hinweisen keineswegs erschöpft wurde, begreifen wir doch un schwer, warum der Quendel der Fria geheiligt war. All das aber besagt nicht, wie dieses Gewächs zu einem Namen kam, der mit der lateinischen Bezeichnung für Floh zusammenzuhängen scheint.

Im Aberglauben wird dieses und anderes Ungeziefer immer als angehezt bezeichnet. Eine solche Angabe deutet mit aller nur wünschenswerten Klarheit darauf hin, daß diese Tiere erhöhte Leitfähigkeit lieben, Mensch und Tier also vor allem dort befallen, wo sie sich im Bereiche von Reizstreifen aufhalten. Wenn also gewisse Pflanzen wie der Quendel zur Vertreibung dieser lästigen Störenfriede seit alters Verwendung finden, so dürfte es also kaum der Duft dieser Gewächse sein, der dem „Schwarzwild“ peinlich ist. Vielmehr müssen wir in der entstrahlenden Wirkung, etwa des Quendels, die eigentliche Ursache der Wirkung gegen das Ungeziefer sehen. Quendel ist also ein Flohkraut und wurde auch zu diesem Zwecke und auch zur Vertreibung anderen Ungeziefers mit Erfolg im Hühnerstall verwendet und trug deswegen den Namen Hühnerbolle.

Das alles ist klar und sinnvoll und niemand mehr wird der frommen Sage Gehör schenken, unser Quendel habe die Fähigkeit, den Teufel zu vertreiben; denn dieser Teufel ist uns zu einem sehr eindeutigen Begriff geworden; er verschleiert die rutenbewegenden Kräfte. Ebenso wird uns der Sinn einer Volksüberlieferung ohne weiteres verständlich, die da berichtet, eine Wöchnerin sei dadurch den Nachstellungen des Teufels entgangen, daß sie zwischen Quendelkraut floh. Natürlich handelt es sich auch in diesem Falle um eine Umdichtung, die gewiß einem braven Vater zuzuschreiben ist. Wie die Dinge hier dargestellt werden, sind sie unsinnig. Und

derartiger Unsinn ist seit länger als einem Jahrtausend unserm Volke eingeredet worden. Es wird darum auch lange dauern, ihm dertartigen Aberglauben wieder auszureden.

Unser Weg, der uns von der schlichten Sitte, Nesseln oder Feldthymian in die Nester des Federviehs zu legen, über einen weiteren Abschnitt des vermeintlichen Pflanzenaberglaubens führte, erschloß uns ein neues Reich, das uns noch gar manche weiteren Einsichten vermitteln wird.

Hierher gehört auch die Hasel, die im Hornung blüht. Da sie ebenfalls zu den Zauberpflanzen zu rechnen ist, zudem uns aber Neues zu zeigen hat, mag sie schon hier betrachtet werden.

Wer aufmerksam besonders die süddeutschen Berggebiete durchwandert hat, dem ist gewiß eine höchst merkwürdige Erscheinung meist in abgelegenen Höfen aufgefallen. Hier und da finden sich nämlich Betten, durch deren Kopfwand drei daumenstarke Haselsteden derart geschoben sind, daß die dünneren Enden alle nach der einen Seite zeigen (Tafel VII).

Diese Maßnahme wird dann ergriffen, wenn sich herausgestellt hat, daß der Schläfer an jenem Platze vom Alldruck gepeinigt wird und auch sonst nicht erquickend schläft.

Prüfen wir solche Schlafstätten nach, so erhalten wir ohne das Vorhandensein der Haseläste Ausschläge der Rute. Werden dann die Haselsteden angebracht, so bewegt sich das magische Reis nicht mehr. So verblüffend ein derartig hergerichteter Bett auch auf den Ahnungslosen wirkt, so erkennen wir in diesem Brauch doch nur eine weitere Maßnahme, die sich allein in der Form von der Anwendung des Quendels und der Nessel unterscheidet. Wie bei Nessel und Quendel sehen wir nun weiter auch eine innere Verwendung der Hasel; denn die Röhren werden vor Sonnenaufgang gepflückt und im frischen Zustand „behextem“ Vieh, noch ehe das Taggestirn sichtbar ist, als „zauberabwehrendes“ Mittel eingegeben. Wir beobachten also auch hier, daß die Zeit, in der unser Haselstrauch seine stärksten Abwehrkräfte entwickelt, in zweckmäßiger Weise genützt wird.

Noch in anderer Richtung ist die Hasel wichtig. Sie bietet während eines Gewitters den Feldarbeitern den verlässlichsten Schutz gegen Blitzgefahr, eine Tatsache, die uns leicht begreiflich ist, da jene Kräfte, die die Rute zum Ausschlag bringen, unter gewissen Voraussetzungen die leitende Bahn für den Blitzstrahl zur und von der Erde bilden. Die Hasel vernichtet diese Möglichkeiten und gilt so mit Recht als Blitzschutz. Das wußten unsere Ahnen jahrtausendlang, ehe der Jenenser Pflanzenforscher Ernst Stahl durch seine ausgedehnten Forschungen über die Blitzgefährdung verschiedener Baumarten zu der Feststellung kam, auch nicht einen einzigen Fall von Blitzschädigung des Haselstrauches kennengelernt zu haben.

Es ist natürlich selbstverständlich, daß die Schutzsuchenden Feldarbeiter ihre eisernen Geräte nicht bei sich behalten. Ebenso wichtig aber dürfte es sein, vorwiegend solche Haseln aufzusuchen, die wild wachsen, zumindest

aus gefäeten Nüssen an Ort und Stelle heimten. Nur sie haben die höchsten natürlichen Kräfte, wie sich überhaupt alle Angaben der Alten innerhalb des Pflanzengebietes auf Wildgewächse beziehen.

Daß auch die Hasel dem Donar geheiligt ist, verwundert uns nicht mehr, zumindest, sofern wir in ihm nur ein Sinnbild der Gewitterkräfte erblicken. Nun gilt aber Donar auch als „Gott“ der Fruchtbarkeit.

Niemand hat bisher sagen können, welche Zusammenhänge zwischen Gewitter und Fruchtbarkeit bestehen und warum unsere Ahnen beide sichtbare Äußerungen auf eine unbekannt, unerforschliche und darum „göttliche“ Kraft zurückführten.

Es ist ja gerade das Seltsame an den vermeintlichen germanischen Göttern, daß ihre Fähigkeiten sich immer wieder mit denen anderer überschneiden, so daß nirgends heute ein klares Grundbild dieser Götterwelt

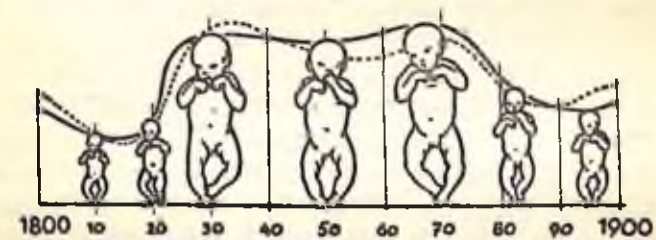


Abb. 12.

Geburtenzahl (—) in Europa von 1800—1900 und die gleichsinnig verlaufende Sonnenanwirkung (---). Die Übereinstimmung zwischen Geburtenzahl und den Venus-Orbita-Kräften ist offensichtlich.

gewonnen werden konnte. Trotzdem liegen die Dinge überaus einfach, sobald wir daran gehen, mit offenen Augen die Regungen unserer heimatischen Natur zu beobachten.

Um hier volle Klarheit zu schaffen, wollen wir uns noch einmal vor die Erinnerung rufen, daß die Sonnenflecke elektrische Kräfte zu uns senden, die eine Erregung des Lebens auslösen, die sich aber nicht nur in der vielgestaltigen Wettervorfühlbarkeit äußert, sondern auch die Liebessehnsucht steigert, sie vielleicht sogar erst weckt, sofern wir den natürlich lebenden Menschen betrachten. Demgemäß hat man einwandfrei ein Ansteigen der Geburtenzahl mit einer Zunahme der Sonnenflecken und ein Abnehmen der Geburten mit Verringerung der Fleckenzahl beobachtet (Abb. 12).

Dazu kommt nun etwas für uns sehr Wichtiges: Auf die Erde wirkende Sonnenflecke sind immer mittelbar oder unmittelbar Veranlasser von Gewittern. Auch hier tritt, wie wir bereits bei der Verwendung der Nessel hörten, eine besonders gesteigerte elektrische Anwirkung auf, die sich im entsprechend starken Ansteigen der Leitfähigkeit bemerkbar macht.

Diese Tatsache ist es nun, die jenseits aller erregenden Zustände, die wir bisher aus Mond- und Sonnenstellungen etwa bei Betrachtung der Pflanzensammelzeiten kennenlernten, auch als Erreger der Liebessehnsucht zu gelten hat. In diesen Donarkräften waren also nicht nur die Gewittererscheinungen eingeschlossen, sondern auch der Fruchtbarkeitsgedanke. Hier haben wir also eine Offenbarung jener geheimen göttlichen Mächte vor uns, die der Ahne als unerforschlich stumm verehrte. Wenn wir sie als Elektrizität bezeichnen und dabei glauben, einen Schritt weiter gekommen zu sein als unsere Vorfäter, so irren wir uns. Es scheint vielmehr, als hätten die Alten sich der Wirklichkeit jener Dinge mehr genahet als wir, denen das Lebenswesentlichste dieser Erscheinungen trotz aller Physik so gut wie unbekannt blieb.

Mit vollem Recht war darum die Hasel sowohl dem Donar als Gewitterkraft als auch als Fruchtbarkeitsauslöser geweiht. Kein Wunder, wenn wir den Haselstrauch auch im Brauchtum der Geschlechter wiederfinden.

Da heißt es: „Viel Haselnüsse, viel uneheliche Kinder“.

Was ist nicht alles versucht worden, diesen vermeintlichen Fruchtbarkeitszauber zu deuten! Und doch liegen die Dinge so einfach; denn die Fruchtbarkeit der Haseln entspringt der nämlichen kosmischen Ursache wie die menschliche Liebessehnsucht. Wenn früher ein Bursch sein Mädchel einlud, mit ihm „in die Haselnüsse zu gehen“, so hatte er ganz gewiß nicht, wie die Erklärer freundlich meinen, die vordringliche Sehnsucht, in Gemeinschaft mit der Liebsten sich an den Haselnüssen gütlich zu tun.

Die wissenschaftliche Deutung, die liebevolle Aufforderung sei darauf zurückzuführen, daß es beim Haselnußpflücken im dichten Walde nicht immer ganz ehrbar zugeht, übersieht den eigentlichen Sinn, wenn auch das Ergebnis das gleiche bleibt.

Wir werden den Haselnüssen als Kündern der Winterstrenge später nochmals begegnen, wollen aber hier einen weiteren „Aberglauben“ berühren, der da behauptet, unser Strauch sei ein Schlangeneind. Auch aus dieser Angabe folgert für den Landmenschen, wie aus allem Weistum, etwas Praktisches; denn ohne Gefahr vor Schlangenbissen konnte sich der Vorfahre in den damaligen wilden Wäldern unter eine Hasel setzen, sofern diese Behauptung den Tatsachen entspräche. Und das tut sie; denn die Giftschlangen suchen, um ihre Opfertiere wittern zu können, einen Ort auf, an dem die Rute schlägt. Dort wo wir eine geringelt liegende Schlange beobachten, handelt es sich um derartige Stellen. Es liegt also in der Natur dieser Tiere, Orten aus dem Wege zu gehen, an denen sie sinnenblind sind. Dies deswegen, weil die Schlangen in geringeltem Zustande unter dem Einfluß der Erdstrahlen sich derart aufladen, daß sie eine lebende Antenne bilden, mit deren Hilfe sie die von ihren Beutetieren ausgesendeten Wellen — alles strahlt — zu empfangen vermögen.

Darum erweist sich der vermeintliche Aberglaube auch hier als lebenswichtiges Naturwissen. Diese Einsicht in die Zusammenhänge zwischen Kosmos und Leben, als zwischen der gesamten Umwelt und dem Menschen, kommt auch in jenen uralten Festen zum Ausdruck, die, wie die Faschingszeit, nicht auf den Wunsch zurückgehen, laute Lustbarkeiten um des Trubels willen zu feiern, sondern um in dieser Februarzeit allgemeiner kosmischer Erregung zu einem Ausgleich mit dem Gang der Welt zu gelangen (Abb. 10).

Daß es sich beim Fasching ursprünglich um eine Maßnahme handelte, die vorwiegend der Harmonisierung des Daseins dienen sollte, geht schon aus der bezeichnenden Tatsache hervor, die sich uns durch die eigentliche Verbreitung dieser Feierwochen in Deutschland vorwiegend im Bereiche jener Volksschichten offenbart, die noch engste Verbindung zur bäuerlichen Seelenhaltung besitzen, wohingegen andere Volksteile, die vom magischen mehr zum technischen Menschen übergingen, es nur zu einer weit bleicheren, blutärmeren und nur auf äußerliche Lautheit gestellten Bockbier-Feststimmung brachten.

Solche Dinge dürfen nicht übersehen werden, weil sie noch heute das Wesen des deutschen magischen kulturtragenden und des technischen, die Zivilisation erzeugenden Volksbestandteiles beleuchten; denn je nach der Wesensart werden auch Sitte und Brauchtum einer unterschiedlichen Beurteilung und Behandlung unterworfen. Es kommt eben auf die Seelenhaltung an. Sie ist da und wir können sie auf Tritt und Schritt beobachten, haben also mit ihr zu rechnen. Darum darf von vornherein erwartet werden, daß die Urform des Faschings bei jenem deutschen Teil besonders ausgeprägt angetroffen wird, der sich durch Einschmiegen den natürlichen Bedingungen unterwarf, weniger indessen dort, wo das Streben herrschte, die Natur zu unterwerfen. Naturnotwendig ergeben sich hier gewisse Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland, die wir nicht übersehen dürfen, wenn wir zu einer Wertung des Lebenszieles gelangen wollen. Das kann allerdings erst später geschehen; aber wir müssen schrittweise die Einsichten erarbeiten, welche zu einer Lösung dieser Aufgabe führen.

kehren wir hier aber zunächst zu den natürlichen Vorbedingungen der Faschingszeit zurück.

Wenn wir uns in Erinnerung rufen, daß die empfindlichste Erregung der ersten Jahreshälfte in den Februar fällt, daß zudem hier die Liebessehnsucht als „gottgewollte“ natürliche Erscheinung ein gesteigertes Maß ihrer Kraft aufweist, daß also trotz des harten Nachwinters selbst unter Eis und Schnee frühlings Erwachen vor sich geht, dann wird aus dem Faschingstreiben nicht nur ein freudiges, vom weißen Winter umrahmtes Frühlingstreiben, sondern der naturverbundene Vorfahre suchte und verstand die erwachenden Sehnsüchte zu stillen. Die Gleichzeitigkeit der kosmisch be-

dingten Erregungszeiten mit der ausgedehnten Spanne des Faschings redet eine unmißverständliche Sprache, selbst dann, wenn wir nicht weitere Beweise für die Bedeutung dieses Festes in der angedeuteten Richtung besäßen. Hinderlich bleibt nur der Schimmer des Urreinen, den ein wurzelloses Bekenntnis über dieses heiligste Lebensmysterium warf und etwas für sündig erklärte, das für den Fortbestand der Sippen, der Völker und Nationen erste Voraussetzung ist. Aus dem gleichen Grunde hätten die Blumen als unsittliche Erscheinungen verdächtigt werden müssen; denn sie sind doch nichts anderes als reinsten Ausdruck der „sinnlichen“ Liebe.

Unsere Ahnen dachten und fühlten sauberer, dachten und fühlten so, wie heute noch der echte Bauer empfindet. Sie verstanden es, in tief sinnbildlicher Form das Wesen des Faschings zum Ausdruck zu bringen, wie uns die noch heute gebräuchlichen Faschingsmasken beweisen.

Einmal waren sie reine Tanzmasken, weisen aber noch heute in ihren urtümlichen Formen ganz bestimmte Kennzeichen auf. Alle zeigen nämlich als Kopfzier Hörner, Federn oder sogar emporgehobene Arme, verwirklichen im Ganzen also ein Sinnbild, das der Rune des aufsteigenden Lichtes, der nach der Winter Sonnenwende wieder emporsteigenden Sonne, der Man-Rune Υ , der Mensch-Rune, entspricht. Dieses alte Zeichen symbolisiert nun nicht nur den mit emporgehobenen Armen die kosmischen Kräfte des jetzt wieder aufsteigenden Lichtes auf sich wirken lassenden Menschen, sondern auch die Wiedergeburt; es ist also auch ein Sinnbild der fleischgewordenen Minne, die durch jede Zeugung zu einer Verbindung des Fleisches mit dem Göttlichen strebt, dabei gleichzeitig im früher angedeuteten Sinne Nießdieses zu einer Höherzüchtung. Dies um so mehr, als in der voll drängender Kräfte strahlenden Frühlingszeit dem Kinde selbst starke Kräfte mit auf den Weg gegeben wurden. Und das alles verraten uns die Faschingsmasken.

Wenn hier betont wurde, es handele sich um Tanzmasken, so kommt diesem Hinweis eine bisher kaum geahnte Bedeutung zu; denn der Tanz ist keineswegs nur eine Lustbarkeit, als welche er vom technischen Menschen der Gegenwart fast ausnahmslos empfunden wird, sondern der Tanz ist, wie wir bereits hörten, aber erst sehr viel später eingehender werden behandeln können, eine Gesundheitsmaßnahme, die immer dann ergriffen wird, wenn der Mensch durch kosmische Einflüsse der Gefahr zu erkranken ausgesetzt ist.

Solche Tage lernten wir bereits in den Mondwechseln kennen, als wir den Sinn des freitags-Aberglaubens behandelten und dabei erkannten, daß Neumond- und Vollmondtage im Ablauf eines natürlichen Monats die beiden selbstverständlichen Festtage sind. Dort haben wir allerdings nicht die Frage geklärt, worin zutiefst diese Sitte wurzelt. Wenn wir uns aber vergegenwärtigen, daß gerade während der Mondwechselfeste, also bei besonders starker kosmischer Anwirkung, die menschlichen Fähigkeiten weit-

gehend herabgesetzt sind, und wenn wir hörten, daß die Alten in jenen Spannen weder Reisen unternahmen noch wichtige Beschlüsse faßten, noch etwas Neues begannen, dann liegt in diesem Verhalten das, was im Wortsinne des „Feierns“ beschlossen ist, in Feierabend ebenso wie in Feiertag, nämlich eine entsprechende Tätigkeits- oder Arbeitsruhe. Feiertag ist also eine Zeit, an der gefeiert, nicht gearbeitet wird. Die Begriffsverknüpfung mit Lustbarkeit ist erst später hinzugekommen.

Auf Grund dieser Einsichten müssen wir also sagen, daß als Feiertage zunächst jene Spannen zu gelten hatten, an denen auf Grund kosmischer Vorbedingungen und durchaus zweckmäßig die eigentliche, alle Kräfte des Menschen in Anspruch nehmende Arbeit ruhte. Darüber hinaus aber verstanden unsere Ahnen ihr Leben dem kosmischen Gange einzuordnen, indem sie auch erkannten, daß solche Spannen der Gesundheit unzutraglich sein können. Sie ergriffen also Maßnahmen, der Krankheitsgefahr zu begegnen.

Wäre diese Voraussetzung in der Tat im Lebensbereich der Frühen erfüllt gewesen, so dürften wir Feiertage, also Ur-feiertage, nicht nur um die Mondwechselzeiten erwarten, sondern immer dann, wenn der Gang des Kosmos Krisen aufweist, die sich als irdische Erregungszeiten des Lebens offenbaren.

Da solche Erregungszeiten noch heute unschwer kenntlich sind und da sie sich in leichter Erregbarkeit, in verminderter Selbstbeherrschung und damit in einem sichtbarwerden gesteigerten Trieblebens zu erkennen geben, müssen sie sich vorwiegend auch in der Zahl der Verstöße gegen die Gesetze bemerkbar machen. In Abbildung 10 ist nun das Ergebnis jahrzehntelanger krimineller Beobachtungen wiedergegeben. Je höher die Kurve ansteigt, um so größer ist die Zahl der Verbrechen. Erst am Schluß unserer Betrachtungen werden wir in der Lage sein, die ganze Bedeutung dieser schlichten Linien zu überschauen. Bereits aber hier werden uns zwei Höhepunkte sichtbar, die wir kennen, nämlich die Erregungszeiten um Mitte Februar, von denen wir eben handeln, und die um Mitte August, die schon mehrfach erwähnt wurden. Überdies aber treten uns noch weitere Unregelmäßigkeiten, also untergeordnetere Steigerungen der Kurve entgegen und wir sehen mit einiger Verblüffung, daß diese Vermehrung der Verbrechen auffallend mit heute noch üblichen Festzeiten zusammenfällt. Diese Tatsache könnte nun an sich derart gedeutet werden, daß eben die Festzeiten Ursache der Vergehen sind. Es mag hier gewiß ein Einfluß vorhanden sein; er ist aber, wie viele andere Beobachtungen lehren, nicht der entscheidende Grund. Dieser liegt vielmehr in den um jene Spannen gesteigerten kosmischen Anwirkungen, von denen im einzelnen noch zu reden sein wird.

Hieraus ergibt sich nun die Einsicht, daß die alten Ahnenfeste, die Ur-feste, einschließlich der Ur-Sonntage aufs engste mit dem Gang des Kos-

mos und mit dessen merkbarsten Einwirkungen auf das Leben zusammenfallen. Da diese Einwirkungen, wie wir wissen, für die Gesundheit abträglich waren, muß schon die Lage der Festzeiten (schlechthin als eine Gesundheitsmaßnahme angesprochen werden. Bei der ganzen Eigenart ertümlischer Lebenshaltung dürfen wir darüber hinaus aber auch das Vorhandensein weiterer Einzelheiten erwarten, die dazu dienen, auftretende Disharmonien zu beseitigen, die Gesundheit zu erhalten und somit eine Harmonisierung mit dem Weltganzen herbeizuführen. Daraufhin müssen wir uns also auch den Fasching ansehen.

Er fällt in eine Zeit, vor der und während der unser Ahne genötigt war, sich vorwiegend innerhalb des Hauses aufzuhalten. In zahlreichen Fällen dürften nun die Wohnstätten durch Reizstreifen beeinflusst worden sein. Infolge der innerhalb ihres Bereiches herrschenden erhöhten Leitfähigkeit konnte es nicht ausbleiben, daß der Inwohner und sein Körperhaushalt von diesen Einwirkungen in unnatürlicher, darum unzuträglicher Richtung beeinflusst wurde. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß der gesamte Lebensbetrieb der Organismen vorwiegend elektrochemischer Natur ist. Befindet sich darum der Mensch im Bereiche gesteigerter elektrischer Kräfte, so müssen die Vorgänge in seinem Körper nicht mehr in der gesunden, weil ihm natürlichen, sondern in irgendwie veränderter und meist gesteigerter Form vor sich gehen. Der Betrieb ist also als gestört zu betrachten.

Dazu kam, daß der häusliche Aufenthalt und die damit verbundene herabgesetzte körperliche Ausarbeitung eine Anreicherung von Nahrungsschlacken bedingen mußte, die um so gefährlicher war, als bei der nun einsetzenden, im Februar beginnenden stark vermehrten kosmischen Einwirkung krankheitsauslösend wirken mußte; denn Krankheit ist ja nichts anderes als der Versuch des Körpers, störende Stoffe aus dem Körper zu entfernen und die harmonische Arbeit der einzelnen Organe wieder herbeizuführen. Um diese Aufgabe zu lösen, verwendete unser Vorfahr, außer vielen anderen Mitteln, vor den Festen eine bestimmte Diät, die heute, wie wir noch sehen werden, ertümlischerweise unter dem Begriff der Kultspeise betrachtet wird; er fastete zudem, unternahm also eine natürliche Reinigungskur des Körpers, und er tat etwas, dessen Sinn uns heute, wie schon angedeutet, nicht mehr geläufig ist: Er tanzte. Welche Möglichkeiten und Folgen im Tanz schlummern, soll uns erst später beschäftigen; denn hier muß es genügen, zu zeigen, daß der Fasching und seine erhebliche Ausdehnung, im Grunde genommen, nicht ein oberflächliches Frühlingsfest darstellt, sondern, daß alle um diese Zeit üblichen Bräuche erstaunlich tief greifende Maßnahmen zur Erhaltung der Gesundheit sind.

Darüber hinaus aber erkennen wir, daß alle wie immer gearteten Ur-Feste aus der gleichen Absicht entstanden, nämlich auftretenden Gesundheitsgefahren zu begegnen.

Auch hier also tritt eine Seelenhaltung vor uns hin, die inner und immer wieder darauf achtet, den Gleichklang mit der gesamten Umwelt zu erhalten und alle störenden Hindernisse rechtzeitig aus dem Wege zu räumen. Das aber ist eben der Sinn allen Brauchtums, aller Sprichworte aus alter Zeit und aller Bauernregeln: Sie wollen, sei es durch unmittelbares Einschwingen in die das Leben beeinflussenden Vorgänge, sei es durch Nützung der Vorzeichen mit Hilfe der Naturprophetie, ein harmonisches Verhältnis zwischen Leben und Welt und durch diesen Ausgleich ein Dasein erreichen, das frei von unnötigen Widerständen und damit frei von vermeidbaren Sorgen und ausschaltbarer Not ist. Jede der uns noch begegnenden Bauernregeln ist ein Beweis für diese hochsittliche Einstellung der Ahnen. Bisher haben wir diese wichtigste Seite des Bauernwissens ganz übersehen, wohl auch, weil die Regeln in ihrem Werte nicht erkannt wurden. Sie machen es auch dem Prüfenden nicht immer leicht, ihre Behauptungen als verlässlich zu erkennen. Das zeigen uns deutlich die auf den 22. und 24. Hornung gemünzten Reime. So heißt es für den 22.:

Hat Petri Stuhlfeier Eis und Ost /
Schickt der Winter noch harten Frost. — Oder:

Petri Stuhlfeier kalt /
Wird vierzig Tage alt.

Wer hier aber nachprüft, findet diese Regel wenig zutreffend. Dies deswegen, weil er einen Nachsatz außer acht läßt, auf den der Bauer entscheidenden Wert legt, wenn er sagt: „Wenn Mattheis (24. 2.) seine Zustimmung gibt.“ — Darum heißt es richtig:

Was Mattheis und Sankt Peter macht /
So bleibt es noch durch vierzig Nacht.

Gerade derartige Regeln sind Veranlassung gewesen, das Bauernwissen in Vausch und Bogen abzulehnen. Es ist also nötig, neben dem 22., vor allem den 24. zu beobachten. Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß wir während des sibirischen Winters 1928/1929 am 22. sehr harten Frost hatten, während am 23. die Sonne derart warm schien, daß eine fast sommerliche Temperatur herrschte und der hohe Schnee zu Strömen schmolz. Die Oberschlauen lächelten damals ob der aus dem Bauernwissen gewonnenen Voraussage, daß der Winter noch weit in den März hineindauern würde, mußten sich aber bereits am 24. davon überzeugen, daß auf einen überaus milden und geradezu warmen Tag ein Temperatursturz bis zu weit unter —20 Grad möglich war. Das Bauernwissen behielt auch damals völlig Recht, wenn auch die 40 Tage des Volksmundes nicht genau aufzufassen sind, obwohl Nachtfroste noch bis

in den April hinein auftraten. Immerhin froh es also in der Tat während rund vierzig Tagen zumindest in den Nächten.

Noch auf eine Sitte soll hingewiesen werden, über deren Berechtigung ich aber aus eigener Anschauung kein zureichendes Urteil habe. Noch bis vor dreißig Jahren wurde in manchen schlesischen Weingegenden ein Brauch beobachtet, der da forderte, die Reben im Hornung bei abnehmendem Monde zu schneiden, weil dann die Beeren nur einen bis zwei Kerne enthalten sollen und die Weinausbeute entsprechend größer wird. Dieser Schnitt wurde trotz Schnee aber bei sonst mildem Hornungswetter vorgenommen.

Meist pflegt der in gewöhnlichen Jahren mit seiner stärksten Kälte zwischen 10. und 14. Hornung aufwartende Nachwinter mit Beginn des alten Lenzing, also um den 20. bis 25., wärmerem Wetter zu weichen. Darum heißt es auch:

Wenn an Fastnacht die Sonne scheint /
Solls Korn gut geraten. — Oder:

Wie das Wetter am Aschermittwoch ist /
So solls das ganze Jahr sein.

Dieses Wort behauptet nicht, es werde nun immer sonnig bleiben, wenn um diese Zeit die Sonne scheint, sondern das Wetter werde im Sinne des Landmannes gut, mithin einen förderlichen Wechsel von Regen und Sonnenschein bringen. Zunächst soll dann der Lenzing nicht naß sein. So sagt die Bauernregel:

Märzenstaub ist Goldes wert.

Trockenen März und nassen April
Der Bauer und der Gärtner will.

Aber dem Märzenschnee ist der Landmann abhold:
Märzenschnee
Tut Frucht und Weinstock weh. — Und

Märzenschnee frißt /
Aprilschnee düngt.

Die Hausfrau dagegen sieht den Märzenschnee nicht gar ungern; denn die Erfahrung hat sie gelehrt:

Mit Märzenschnee die Wäsche bleichen /
Macht alle Flecken weichen.

Dabei hat er aber noch eine weitere „wichtige“ Eigenschaft. Die jungen Schönen behaupten nämlich, Märzenschnee gäbe, geschmolzen und in Flaschen aufbewahrt, einen reinen Teint.

Nach der eigentlichen Schneeschmelze soll also trockenes Wetter herrschen:

Trockene Fasten /
Gutes Jahr.

Mit dieser Regel wird aber unsere Aufmerksamkeit wieder von den Wetterdingen abgelenkt und richtet sich auf einen Brauch, der leider heute fast nur noch durch den Kult aufrechterhalten wird, ehedem aber allgemeine und im Lebenssinne überaus wichtige Sitte war, das schon kurz erwähnte Fasten.

Wir würden einem folgenschweren Irrtum verfallen, wollten wir uns der Meinung hingeben, es handele sich beim kirchlichen Fasten um eine dem Ernst bekenntnismäßiger Auffassung Rechnung tragende Einrichtung, hier in Verbindung mit der Passion.

Lange, ehe das Christentum entstand, damals und noch heute bei allen natürlich lebenden Völkern eine Selbstverständlichkeit, ist das Fasten, worauf wir bereits hingewiesen, als wichtiger Reinigungsprozess zu betrachten, als eine Operation ohne Messer.

Es liegt in der Natur des Menschen, mehr zu essen als unbedingt nötig und Speisen zu sich zu nehmen, die auf die Dauer, besonders unter Berücksichtigung der unnatürlichen winterlichen Lebensweise und der zivilisatorischen uns bereits bekannten Einflüsse schädigend wirken. Sie beschweren das Blut mit krankmachenden Schlacken, die sich, um nur ein Beispiel zu nennen, als Harnsäure bei der Gicht, besonders in den Gelenken abzulagern pflegen.

Daß erst in derart verschmutzten Körpern die Bakterien zu erhöhter Vermehrung und zu gefährlichsten Feinden des Lebens werden, dem reinen Blut aber und den ungehemmt arbeitenden Organen nichts anhaben können, darf wohl als selbstverständlich gelten.

Hut nun also der Mensch, gefördert durch die Ruhe spendende Spanne, mithin durch eine Ausschaltung der gesunden Körperarbeit in frischer Luft während der Winterszeit, bei guter, das ist im Lebenssinne schädlicher Kost sein Blut mit Schlacken angereichert und tritt dann im Frühjahr infolge der rasch zunehmenden Sonnenanwirkung die uns bekannte Gefahrzeit auf, dann werden auch die rutenbewegenden Gewalten erhöht und dadurch die feinsten Blutgefäße verengt. Wir sprechen auch hier nur ganz allgemein, um verstanden zu werden und langatmige Abhandlungen zu vermeiden, und weisen deswegen darauf hin, daß infolge dieser Verengungen der Haargefäße da und dort Störungen eintreten können, die sofort für die verschiedenen Bakterien, also für die vermeintlichen Krankheitserreger entsprechend günstige Nährböden abgeben. Ihre Vermehrung bedingt dann das Krankheitsbild. Demgemäß ist also Krankheit nicht Folge der Anwesenheit von Bakterien, sondern diese auch sonst vorhandenen

Kleinlebewesen pflegen erst in einem belasteten und kosmisch beeinflussten Blut in schädigendem Übermaß zu gedeihen.

Gewiß wehrt sich auch ein solcher Körper solange er kann, und pflegt dies meist, von der Winter Sonnenwende an gerechnet, im Laufe des Frühjahrs erfolgreich fertigzubringen. In vielen Fällen aber gewinnen Ende Februar die kosmischen Anwirkungen die Oberhand und reinigen den Körper zwangsweise. Der Mensch erkrankt und die Natur entscheidet, ob er noch lebensfähig bleibt, oder aber durch eigene Schuld derart geschwächt ist, daß er, im Gang der Welt nur noch ein Stein des Anstoßes, zu verschwinden, also zu sterben hat. Deutlich wird hier erkennbar, daß die Genußsucht ein Verschulden gegen die göttliche Natur ist, mithin eine Sünde, die gesühnt werden muß; denn das ist das Gewaltige an dem Urwissen des Volkes, daß es sich bewußt blieb, in jeder gegen die Natur begangenen Verfehlung nicht nur eine Eigenschädigung zu erblicken, sondern eine das Ganze, die Gemeinschaft treffende Sünde zu begehen, die mit eherner Gewißheit Sühne heischt.

Diese Sühne kann nun in Krankheit, kann in Tod bestehen, sofern der Mensch nicht selbst abhilft, dadurch daß er sich der Operation ohne Messer unterzieht und in der Spanne, die dem Heer der Frühlingserkrankungen vorausgeht, seinen Körper durch inneren Abbau der Schlacken reinigt, eben durch Fasten.

Sachgemäßes, vom geborenen Heilkünstler geleitetes Fasten sollte zur allgemeinen Pflicht gemacht werden; denn es würde nicht nur die deutsche Volkskraft in unerwartetem Maße stärken, die Zeitkrankheit der Nervosität erheblich mildern, sondern das Reichsäckel erstaunlich entlasten. Unsere Krankenhäuser, deren Vorhandensein und Benutzung im Lebenssinne weitgehend als eine Zeitschande zu gelten haben, dürften merkbare Entlastung verspüren. Vielleicht würde damit auch erreicht, daß der Arzt wieder zum Hausarzt wird, daß so das gesamte Volk den Beistand des geborenen Heilers genießt. Dadurch würde eine Auslese erfolgen, die nicht nur den einzelnen Volksgenossen betrifft und ihm dient, sondern auch den heute jenseits der Kritik stehenden Arzt und seine Leistung einbezieht.

Gewiß dürfen wir dem heutigen Mediziner keinen Vorwurf daraus machen, wenn er derartigen Gedankengängen etwas fernsteht; denn die meisten Ärzte sind gelernte Ärzte, die ein großes und umfassendes Wissen, aber eben nur ein erlerntes Wissen besitzen. Es ist darum allzu natürlich, daß noch heute in den amtlichen Lehrbüchern und den ärztlichen wissenschaftlichen Abhandlungen fast nur Höhnisches über die Volksheilkunde zu lesen steht.

Mit unverkennbarer Geringschätzung wird da des „Aberglaubens“ der Alten gedacht und als Beweis für die kindhafte Auffassung der Ähnen die alte Überzeugung angeführt: „Unsere Körper sind voll von

Dämonen, und sie freuen sich am meisten an gewissen Nahrungsmitteln. Wenn wir nämlich essen, nähern sie sich unserm Leibe, und deswegen sind die Kasteiungen, damit sich die Dämonen fernhalten.“

Ebenso lächerlich scheint auch der Satz, man solle fasten, weil der Mensch durch Unmäßigkeit den Dämonen Eintritt in den Leib verschaffe. Über solche Äußerungen der Dorfahnen lesen wir dann heute das Urteil: „So erklärt es sich auch, daß bei Zauberkuren das Fasten verordnet wird, um eben dem Krankheitsdämon jede weitere Gelegenheit zu nehmen.“

Wir aber sind hier soweit, diese wortwörtlich genommene Äußerung der früher führenden geistigen Schicht als ein Fehlurteil zu erkennen und die hier wiedergegebenen alten Weistümer sinngemäß in unsere heutige Sprache zu übersetzen. Tun wir das, so erkennen wir unschwer, daß es sich hier um wichtigste, weil nützlichste Einsichten handelt. Hier ist keine Mystik am Werke, sondern nüchterne Berücksichtigung der wirklichen Verknüpfungen. Die Fastenzeit ist also eine natürliche Folge der winterlichen „Sünden“, ist eine Folge, die sich aus dem Beginn des Frühlings herleitet, ist ein Mittel, das Lebensgleichgewicht aufrecht zu erhalten, genau so, wie die verschiedenen Frühlingskuren und der eigenartige Brauch, die ersten Frühlingsblumen als Heilmittel zu verzehren.

Ehe wir diese Maßnahmen betrachten, wollen wir noch eine Bestätigung für die Richtigkeit unserer, das Fasten angehenden Darlegungen ableiten. Würden wir im Fasten ein ertümlisches Mittel vor uns haben, den Körper zu reinigen und ihn vor Schädigungen zu bewahren, die auch immer dann bevorstehen, wenn die Mondwechsel, also die Ur-Sonntage eintreten, so müßte das im Urbrauchtum zum Ausdruck kommen. Wir hatten bereits eingehende Kenntnisse über die Gefährlichkeit des Ur-Freitags erarbeitet und hatten gefunden, daß die einst lebenswichtigen Urfreitagsbräuche in sinnloser Weise auf unsere gegenwärtigen Freitage übergegangen sind. Kehren wir nun aber zu den Ur-Freitagen zurück, also zu jenen Tagen, an denen sich das Wetter zu wenden pflegte, an denen also Krankheitsgefahr bestand, dann begreifen wir, daß unsere Ähnen sehr richtig daran taten, am Urfreitag zu fasten. Sie nahmen damit den jetzt einsetzenden kosmischen Wirkungen in wesentlichem Maße deren Gefährlichkeit. Sie taten aber noch mehr. Schon am Ur-Donnerstage richteten sie ihre Nahrung nach den bevorstehenden Ereignissen ein. Sie wählten leichte Speisen und vor allem Grünsuppen oder sonstige Nahrungsmittel, für die sie Pflanzen verwendeten, die wie Nessel und ähnliche, die Fähigkeit besaßen, die gesteigerte Leitfähigkeit herabzusetzen. Bei diesen Maßnahmen handelt es sich also um Vorbeugemittel und durchaus nicht um Kultspeisen, als welche unsere Forschung sie bisher betrachtete.

Inzwischen ist das Ur-Freitags-Fasten zum sehr viel weniger wichtigen Freitags-Fasten geworden und die Donnerstagsmahlzeiten haben sich nur

im Sündenbros Wein auf
unsere gegenwärtige Freitage
übergegangen sind

der
Q-Sünde

134

11
1933

Ur-
Sonntage

1369

Vorläufer
genau

Festen

noch für den Gründonnerstag erhalten. Aber auch dieser Gründonnerstag ist in seinem eigentlichen Wesen sinnlos geworden, zusammen mit seinem Namen; denn Donnerstag ist Donars-Tag und hat nur einen Sinn als Vorläufer des Ur-Freitags, des Fria-Tags. Wenn nämlich, wie wir hörten, der Umschwung des Wetters sich um die Mittagszeit des Ur-Freitages zu vollziehen pflegt, dann mußten sich schon am Tage vorher die ersten Regungen der Wettervorfühligkeit einstellen. Es mußte also auch ein Anwachsen der Liebessehnsucht zu beobachten sein. Hier kamen bereits die Donarwirkungen zum Ausdruck. Ihr regelmäßiges Erscheinen im Ringe des mondgebundenen Ur-Monats führte also zu einer sinngemäßen Benennung des Donnerstags und zu leichten Speisen, die zudem Schutz gegen die kosmischen Auswirkungen boten. —

Alle diese Einzelheiten sind ein klarer Beweis für die Richtigkeit unserer Ansichten von der natürlichen Bedingtheit des Fastens im Rahmen eines naturgebundenen, also richtigen Lebens.

Hierher gehören aber auch jene Bräuche, welche darin bestanden, die ersten Frühlingsblumen zu verzehren. Da diese bei besonders starker kosmischer Anwirkung wuchsen, mußten sie Stoffe enthalten, welche als Mittel gegen die schädigenden Strahlen wirksam waren. Diese machte sich der Mensch zunutze, genau so, wie er sich auch sonst der betreffenden Pflanzen bediente (Tafeln IX und X).

Über den Erfolg dieser blumigen Frühlingskuren liegen uns zwar keine Beobachtungen vor; indessen scheint selbst die Sitte gar nicht abwegig, Haselkätzchen, die vor Sonnenaufgang gesammelt sind, an Haustiere zu verfüttern, sofern wir uns daran erinnern, daß einst weder die Umwelt des Milchviehes in einer Weise wie heute gestört war, ferner daß keine künstliche Fütterung mit landschaftsfremden Stoffen oder Industrieabfällen stattfand. Der Erfolg einer solchen Tierbehandlung kann also durchaus befriedigend sein. Wenn der Mensch nun die ersten drei Weiden gegen Krankheit, und wenn er sogar ein oder zwei Blüten des giftigen Seidelbastes als Schutz vor Sodbrennen verzehrte, so kann auch hier durchaus Brauchbares vorliegen. Wir wissen nämlich heute, daß oft erstaunlich geringfügige Mengen eines bestimmten Stoffes überraschende Heil- und Schutzwirkungen hervorzurufen vermögen, Mengen, die geradezu unvorstellbar klein sind wie J. Schulte nachwies.

So hat der Dorfbräute auch noch ehe die ersten Weiden zu blühen begannen, deren Wurzel gegraben, sie von den Blättern befreit, an schattiger, luftiger Stelle getrocknet, um sie später in Form einer Abkochung gegen Hautausschläge zu verwenden. Und so geht es fort im Jahre. Überall wird des Herrgotts natürliche Apotheke ausgebeutet. Die Spenden der Natur werden eingeheimst und es werden nicht nur in heilkundlicher, sondern gewissermaßen auch in technischer Hinsicht Erfolge erzielt, die,

Korn Dämon

so scheint es, in vielem unsere technisch-wissenschaftlichen Errungenschaften an Wert durchaus nicht unterbieten.

Da blüht jetzt die Weide an feuchten Orten und streckt ihre silbernen Kätzchen ins junge Licht. Auch von diesen Kätzchen werden drei als Vorbeugemittel gegen Halsweh verschluckt. Dazu aber findet in den katholischen Gegenden noch heute am Palmsonntag die Palmweihe statt.

Hier zeigt sich nun sogleich, wie es die katholische, im Gegensatz zur protestantischen Kirche verstanden hat, uraltes Brauchtum in den Kult aufzunehmen und so, wenn auch in unverständlicher Form, wenigstens zu erhalten. Demgegenüber hatte schon Luther das Gefühl für die Bedeutung derartiger Bräuche völlig verloren. Er selbst unterließ hier leider das, was er sonst zu tun empfahl, nämlich dem „gemeinen Mann aufs Maul zu sehen“, dem schlichten bäuerlichen Menschen, dem die Palmkätzchen weit mehr als nur einen Gegenstand der Weihe bedeuteten.

Zudem muß hier daran erinnert werden, daß diese Weihe in ihrer urtümlichen Form, wie sie heute noch vorkommt, sich sehr wahrscheinlich keineswegs darauf beschränkte, einige zarte und biegsame mit Kätzchen versehene Ruten in die Kirche gebracht zu sehen, sondern daß die Jugend sich sehr ansehnlicher meterhoher Weidenäste bediente.

Derartige „Palmkätzchen“ sind es nun, die der Bauer nach der Weihe um seine Felder steckte, um Felder allerdings, die ehemals nicht jene Riesenausmaße hatten, wie die heutigen mit Motoren bearbeiteten. Sie waren klein genug, um von wenigen an den Ecken oder Seiten angebrachten „Palmen“, wie der Bauer meinte, gegen den Bilwis, den Korn-dämon geschützt zu sein.

Dieser geheimnisvolle Gefelle brachte es nämlich fertig, nächstens in die Ährenfelder schmale Gänge zu schneiden und so den Ernteertrag erheblich zu beeinträchtigen.

Jedes Landkind kennt diese rätselhaften schmalen Pfade, kennt sie mindestens dort, wo die Elektrifizierung noch kein enges Netz über das Land spannt, kennt diese merkwürdigen Gänge, wo die Halme kurz über dem Boden von der Pflanze getrennt und die Schnittflächen schwarz gefärbt sind. Um dieses Rätsel hat man sich von Seiten der Forschung kaum gekümmert. Erst vor wenigen Jahren regte der Münchener Oberstudienrat Dr. J. Scheidel den Rutengänger Nikolaus Hüter an, derartige Bilwis-Pfade mit der Rute zu untersuchen. Dabei stellte sich heraus, daß sich auf den betreffenden Feldern Kreuzungspunkte von Reizstreifen fanden, die geeignet waren, als Blühsangstellen zu dienen. Von hier aus fährt der himmlische Strahl nur wenige Meter über die breitere zweier solcher Linien, dagegen weit fort über der schmalen. In beiden Fällen senkt er hierbei die Halme ab.

Auch dieser „Dämon“ hat sich also wieder als eine sehr natürliche Erscheinung offenbart. In gleich schlichter Weise ist nun auch die Ursache

1868

Sage

des Palmens der Felder zu durchschauen. Die Weide hat nämlich in der vom Bauern geübten Weise die gleichen Eigenschaften wie die Hasel, wie Quendel und Nessel; sie hebt die rutenbewegenden Kräfte auf, nimmt also dem Blick die Möglichkeit, in die an sich vorhandenen Fangpunkte einzuschlagen; der Palm hat die Leitfähigkeit behoben.

Das ist der wahre und eigentliche Sinn des Palmens und hat infolge der begreiflichen Anhänglichkeit des Volkes an diesen Brauch die katholische Kirche genötigt, die Palmkätzchen einer Weihe zu unterziehen und so der unausstößbaren, von den Priestern fälschlich mit Abgötterei in Verbindung gebrachten Sitte wenigstens einen kultischen Hintergrund zu geben.

Gleich hier aber sei betont, daß alle bisher erwähnten Gewächse, zwar grundsätzlich die rutenbewegenden Kräfte mildern oder aufheben, dennoch aber nicht in genau der gleichen Weise zu wirken scheinen. Es ergeben sich für den empfindsamen Ruten Unterschiede, die aber ihrem Wesen nach noch nicht voll erfaßt werden konnten. Wir vermögen in diesem Buche nur ganz allgemein zu sprechen, können aber schon heute auf Grund der Arbeiten von J. Schulte sagen, daß uns hier noch große Überraschungen bevorstehen. Schon heute sind auf diesem Gebiete Tatsachen sichtbar, von denen unsere Physiker noch nichts ahnen. Ehe diese Dinge aber nicht von neuem voll erarbeitet sind, werden wir gut tun, die einzelnen „abergläubischen“ Mittel nur zu jenen Zwecken zu verwenden, zu denen sie einst gebraucht wurden; denn — und das muß wiederholt werden — Entstrahlung ist nicht Entstrahlung im Sinne einer allgemeinen und gleichmäßigen Anwendbarkeit. Es herrschen da bisher ganz unbeachtet gebliebene Verschiedenheiten. Die Alten jedoch müssen diese Einzelheiten sehr genau gekannt haben, da verschiedene der von ihnen verwendeten Schuhstoffe mehr auf die kosmischen, andere wieder mehr auf die von der Erde ausgehenden Kräfte besänftigend wirken, wobei wir gänzlich von den verschiedenartigsten Anwendungsmöglichkeiten absehen, die darauf hindeuten, daß bei für uns heutige gleicher Wirkungsweise dennoch unterschiedliche heilsame Einflüsse auf die einzelnen Körperorgane ausgeübt werden.

Wir sind noch nicht wieder soweit, wie es unsere Ahnen waren. Für unsere erste Überschau, um die allein es in diesem Buche geht, genügen wohl die allgemeinen Einsichten, um mit den Tatsachen im großen und ganzen vertraut zu machen. Eingehendere Sonderprüfungen, die sich in großer Zahl aufdrängen, müssen der Zukunft überlassen werden. —

Kehren wir zur Weide zurück. Mit der Schilderung des Palmens ist die blitzabwehrende Fähigkeit der Weide noch nicht erschöpft; denn es werden mit Hilfe der Kätzchen bei anziehendem Gewitter Räucherungen vorgenommen, derart, daß die Kätzchen in das offene, aber nur glimmende Herdfeuer geworfen werden. Der so entstehende Rauch, der eine Maßnahme darstellt, wie wir sie schon während den Rauhnächte kennen-

lernten, vernichtet die Leitfähigkeit und ist darum zumindest innerhalb der Räume eines alten Bauernhauses ein nicht zu unterschätzender Blitzschutz.

Scheinbar seltsam ist nun die weitere Behauptung des Urweistums, die Weide habe die Fähigkeit, gewisse Krankheiten an sich zu ziehen. Wieder spielen die Zeiten vor Sonnenauf- und nach Sonnenuntergang eine entscheidende Rolle; denn um diese Stunden muß sich der Kranke zur Weide begeben.

Nun wächst aber die Weide, ebenso wie die Nessel in wilder Form besonders an Stellen, an denen die Rute ausschlägt. Genau so nun, wie der Nesselplatz bei bestimmten Krankheiten einen heilsamen Einfluß ausübt, ebenso verhält es sich bei den von Weiden bevorzugten Gebieten.

Nur eine weitere Ansicht scheint gänzlich phantastisch. Vielfach gilt die Weide nämlich als der Baum der Selbstmörder und das Volk meint, sie übe eine besondere Anziehungskraft auf die Lebensmüden aus.

Da es einigermaßen schwierig ist, von Selbstmördern Auskünfte zu erhalten, insonders von jenen bäuerlichen, die eine Weide zu ihrem eigenen Galgen gemacht haben, sind wir darauf angewiesen, nach Vergleichsercheinungen zu suchen. Wir müssen uns ferner fragen, ob etwa Orte, an denen die Rute ausschlägt, auf den Menschen überhaupt wirken, ohne daß er sich über den Grund seines eigenen Verhaltens und damit seiner Wahl klar wird.

Durch eine recht merkwürdige Verknüpfung verschiedener Dinge hoffe ich in der Lage zu sein, ein wenig Licht in diese Erscheinungen bringen zu können. Gelegentlich einer Reihe von Prüfungen, die der Rutenläufer Dietrich Ebel auf meine Bitte ausführte, untersuchte er auch eine ganze Reihe der in den letzten Jahren in der Lüneburger Heide aufgestellten Orts- und Kilometertafeln und fand, daß die Ortstafeln, deren Aufstellungspunkt den betreffenden Straßenarbeitern in gewissen Grenzen freigestellt ist, ausnahmslos auf Linien standen, über denen Rutenausschlag erfolgte. Dieser Befund machte uns stuhig und wir prüften deswegen in dieser Richtung weiter. Das Ergebnis war eindeutig: Immer wird der Mensch, sofern er freie Wahl hat, durch die Wirkung ihm garnicht bewußt werdender Reizstreifen gebannt. Das zeigt sich auch beim Hausbau. Soll auf einem Grundstück eine Wohnstätte errichtet werden und läßt die Wahl des Platzes verschiedene Lösungen zu, so pflegt der Erbauer — derartige wirksame Linien vorausgesetzt — diese als Hausgrenzen zu verwenden. Auch hier also wird unbewußt ein Einfluß auf den Menschen ausgeübt*).

Sucht mithin der Lebensmüde einen einsamen Platz, so wird er dort, wo die Weide reichlich und wild vorkommt, sie, abgesehen von ihrer Eigenschaft tiefästig zu sein, deswegen wählen, weil einmal die Weide an

*) Näheres siehe Hanns Gildner „Der Herrgottswinkel“; Verlag Dr. Hermann Eschenhagen, Breslau.

feuchteren und daher unbewohnten Orten wächst, zum anderen aber weil das Vorhandensein der Reizstreifen ihn veranlaßt, dort zu verharren.

Möglicherweise spielen hier noch andere Dinge hinein, indes schien es nötig, diese Beobachtungen zu erwähnen, weil sie gleichzeitig eine uns bei den Heilpflanzen noch beschäftigende Frage zu klären gestatten.

Ganz allgemein können wir zunächst sagen, daß zu jenen Stätten, an denen der vermeintliche Brauch-Zauber besonders wirksam ist, der Altar, der Kreuzweg und auch der Feldrain gehören.

Da ich über die eigenartigen Voraussetzungen der Weihestätten, die den Altar einschließen oder zu ihm führten, in meinem „Vermächtnis“ eingehend gehandelt habe, diese Fragen zudem mit dem Volkswissen, wie wir es hier betrachten, nur wenig zu tun haben, wollen wir, da die anderen Dinge uns noch beschäftigen werden, nur und in allgemeiner Form des Feldrains gedenken.

Erinnern wir uns, daß früher der Boden Volkseigentum war, daß also jeder soviel bestellte, als er für nötig hielt, somit auch seine Felder nach eigenem Gutdünken absteckte, dann werden wir begreifen, daß er seine Grenzen sehr oft an oder über derartigen Reizstreifen gezogen haben dürfte. Auch er ist hier unbewußt durch die rutenbewegenden Kräfte gebannt worden, sofern er nicht noch fähig gewesen ist, die Reizstreifen auch ohne Rute zu spüren. Das können noch heute viele, sobald sie auf diese Möglichkeiten vom Kenner hingewiesen werden*).

Vielleicht aber liegen die Dinge noch anders. Ehedem, als unser Ahne den Urwald rodete und ihn zu Wiese, Weide und Feld umgestaltete, hatten sich dort, wo der Baumbestand lichter war und auch das Unterholz nur schütter wuchs, Wildwechsel befunden, auf denen der Dorfahre in die grüne Wildnis eindrang. Sie waren seine natürlichen Pfade und dadurch entstanden, daß sie über Reizstreifen lagen, die die Bestockung beeinträchtigten; denn auch Wildbäume und Sträucher werden von den Erdstrahlen geschädigt. Aus den ehemaligen Wildwechseln wurden also Wege oder es blieben schmale Pfade, die ihre verminderte Fruchtbarkeit offenkundig erwiesen hatten und aus diesem Grunde bewußt zu Feldrainen gemacht wurden.

In vielen Fällen dürften also Feldrain und Reizstreifen gleichbedeutend gewesen sein, eine Tatsache, die dann ohne weiteres erklären würde, warum der Rain im Volksglauben eine Rolle spielt.

So vermag uns selbst dieser Grenzstreifen zwischen den Feldern eine neue Farbe in das Bild der Gesinnung unserer Ahnen zu bringen; denn diese Gesinnung war edel und in allem, auch dem Unscheinbarsten darauf bedacht, einen Gleichklang des Lebens zu erzielen, mithin sich der göttlichen Weltordnung anzupassen, in unserer Sprache ausgedrückt, die Gebote Gottes zu halten. Unentwegt blieb also bei den Frühen die Rück-

* Siehe Hanns Gijher „Die Wünschelrute“; E. Hubers Verlag, Dießen vor München.

verbindung zum Welthintergrunde bestehen, zur göttlichen Weltseele; eine reine, keusche, schauende Rückverbindung, die mit dem Fremdwort „religio“ heißt, Religion also, als eine Lebenshaltung, die den Menschen als eingesenkt betrachtet in den lebendigen, den besetzten Rhythmus und Ring kosmischen Geschehens.

Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis echten Bauerntums, edlen Menschentums, reinsten Natur-Religion und zeigt uns alle Weistümer als Mittel zu einem religiösen, das heißt, natürlichen Leben. Auch die Bauernregeln gehören hierher, die nicht allein deswegen völkerlang überliefert wurden, um im Voraus ersehen zu lassen, ob wir einen Erholungsausflug machen können oder nicht, sondern die, wo immer wir sie betrachten, die Aufgabe haben, durch Erkennen der Zukunft die Handlungsweise des Menschen so einzustellen, daß sein Tun harmonisch mit dem zu Erwartenden übereinstimmt. Das erst ist sittliches Leben; denn alles Disharmonische ist unsittlich.

Aus diesem Grunde überschaut der Ahne auch immer das ganze Sonnenjahr, oft sogar noch mehr und beobachtet bereits im Winter mit besonderer Aufmerksamkeit die seltenen Gewittererscheinungen:

Donner im Winterquartal
Bringt Eiszapfen ohne Zahl.

Bei Donner im Winter
Ist viel Kälte dahinter.

früher Donner — Später Hunger.

Wo im Frühjahr der erste Donner herkommt /
Von dort kommen den Sommer hindurch die gefährlichsten Wetter.

Ungeteilte Freude aber erwecken auf dem Lande die Märzgewitter:
Wenn es im Lenzing donnert oft /
Wird auf ein gutes Jahr gehofft. — Aber

Wenns donnert um Kunigund (3. 3.) und Cyprion (8. 3.) /
Muß oft die Handschuh noch ziehen an.

Es scheint also angebracht, schon hier das zu betrachten, was der Bauer über das Gewitter zu sagen hat. Jeder Landmann weiß, wie richtig die hier erwähnten Gewitterregeln sind. Auch das Wort: Wenn es in die Pflaumenblüte blüht, gibt es keine Pflaumen, bewahrheitet sich.

Der Landbewohner wird ferner die Richtigkeit der Überzeugung bestätigen: Wenns über dem trockenen Boden donnert, gibts ein gefährliches Wetter. Zutreffend darf auch noch eine andere Regel genannt werden:

Dampft das Strohdach nach Gewitterregen /
kehrt Gewitter wieder auf andern Wegen.

Das sind die wichtigsten Bauernregeln, die sich unmittelbar mit dem Gewitter befassen. Keineswegs ist damit aber der Schatz der Volksweis-tümer erschöpft, der, wie wir sehen werden, noch gar Vieles und Wesent-liches um Donner und Blitz hütet.

Da gibt es ein sehr hübsches Vorzeichen, das meist Gewittersturm im Gefolge hat: Beginnen nämlich die sonst so straffen und von Kraft strotzenden Blätter der Kunkelrübe oder auch der Steckrübe meist um die Mittagszeit schlaff auf den Boden zu sinken, so steht ein Gewitter in Aussicht. Auch die Beobachtung der Ameisen kann in prophetischem Sinne verwendet werden: Beginnen sie in auffallendem Maße auszu-schwärmen, dann ist ein Wetter in der Luft.

Bezeichnend ist auch das Verhalten der Schafe, die schon lange, ehe ein Gewitter heranzieht, sich zusammendrängen pflegen und nicht vor-wärts zu bringen sind. Unverkennbar zeigen auch die auf der Weide grasenden Kühe und Ochsen ein bevorstehendes Gewitter an: Sie schnup-pern gegen den Wind, beginnen wild umherzulaufen und heben dabei den Schwanz senkrecht empor. Deswegen lautet die entsprechende Bauern-regel:

Merkt, daß heranzieh' Gewitter zieh' /
Schnappt auf der Weid' nach Luft das Vieh;
Auch wenns die Nasen aufwärts streckt
Und in die Höh' die Schwänze reckt.

Überhaupt weist die gesamte Natur Zeichen der Erregung und des Beunruhigtseins auf. Wir kennen die Ursachen dieser Erscheinung und wundern uns darum nicht, daß selbst die Stubenfliege keine Ausnahme macht, da sie auffallend unruhig an der Fenster-scheibe auf und ab läuft.

Sehr verlässlich ist auch die Bekassine, die dem Donar geheiligte Himmelsziege, die ihren Namen von dem seltsamen Meckern hat, daß sie beim Sturzflug durch ihre Schwanzfedern hervorbringt. Hört man diesen Ton, so darf man auf bevorstehendes Gewitter schließen.

Die nähere Betrachtung dieses Vogels und seiner aus den Über-lieferungen erkennbare Verbindung zu Donar, läßt eine merkwürdige Vermutung zu, die der Nachprüfung wert erscheint.

Donar, der Feuerbärtige, jagt nach der Überlieferung im Gewitter mit seinem Bocksgeßpann über den Himmel.

Fragen wir uns nun, woher diese Vorstellung stammt, so dürfte vielleicht das Meckern der Himmelsziege Aufschluß geben. Die uralteste Beobachtung mag den erwähnten Zusammenhang zwischen dem Meckern der Bekassine und dem Gewitter gelehrt haben. Da nun vor Beginn des Wetters die ebenfalls kosmisch erregte Himmelsziege sich hören ließ, so war sie gewissermaßen Donars dunklem Wolkenwagen vorgespannt. Aus der Ziege ist wahrscheinlich dann, als die eigentlichen Zusammen-hänge, oder besser deren Sinnbilder in Vergessenheit gerieten, der Bock

geworden; oder aber es handelt sich in dem Ausdruck „Böcke“ um ein uns heutigen nicht mehr gegenwärtiges Symbol des Donar-Vogels. Wen es erstaunen sollte, daß der Bock in Bocksgeßpann sich nicht nur in sehr alten Zeiten, sondern auch in Nordafrika bis nach Indien hin noch heute als dem Donnergott zugehörig findet, der vergißt, daß es zwischen den Überlieferungen der Arier und sehr vieler alter Völker zahllose Überein-stimmungen gibt, die auf eine frühgeschichtliche Beeinflussung durch die nordisch-atlantische Kultur hindeuten^{*)}.

Hier müssen wir uns dabei bescheiden, auch in der Bekassine ein verlässliches Gewittervorzeichen kennengelernt zu haben.

Was mithin der Bauer seit grauen Vortagen in der Lage, aus dem Verhalten der Natur, bevorstehende Gewitter vorauszusagen, so lag es für ihn nahe, auch zu versuchen, sich vor allem gegen Blitzgefahr zu schützen. Es konnte ihm nicht entgehen, daß der himmlische Strahl vor-wiegend in Eichen schlug. Aus Erfahrung prägten unsere Vorfahren dann die bekannte Bauernregel:

Don den Eichen mußt du weiden;
Doch die Buchen darfst du suchen.

Wir verstehen darum auch, warum noch heute im altgermanischen Niedersachsen künstlich angelegte Eichenhaine jedes Gehöft umhegen und behüten. Sie sind natürliche Blitzableiter.

Es gibt aber nun auch viele Pflanzen, die, wie wir bereits wissen, als Blitzschutz dienen können. Hierher gehört auch das Hauslaub, der Donarbart, der dann, wenn er auf den Stroh- oder Schilfdächern der Ähnen wuchs, in der Tat einen gewissen Schutz ausübte. Scheinbar in gleicher Reihe mit dem Hauslaub wird der Storch genannt, von dem es heißt, er schütze das Haus vor Blitzgefahr. Hier aber finden wir grund-sätzlich Unterschiede. Während der Donarbart in sich selbst Stoffe besitzt, welche die Fähigkeit haben, die rutenbewegenden Kräfte abzudrosseln, findet sich beim Storch nichts Ähnliches. Er wird im Bereiche der Reiz-streifen und ganz besonders durch die Blitzfangpunkte, geschädigt. Des-wegen ist er überaus empfindlich gegen Erdstrahlen und vermeidet es, sein Nest dort anzulegen, wo die Rute ausschlägt. Immer baut er an unbestrahlten Stellen. Wir müssen also sagen: Nicht weil der Storch auf einem Hause nistet, wird der Blitzschlag ferngehalten, sondern weil die Voraussetzungen zur Blitzgefahr fehlen, nistet der Storch auf dem be-treffenden Dach.

Freund Aðebar ist also nur ein äußeres Zeichen dafür, daß das betreffende Gebäude an sich nicht durch den himmlischen Strahl gefährdet wird.

^{*)} Ausführlich behandelt in Hanns Fischer, „An mondlofer Zeit“; Jungborn-Verlag, Bad Salzberg.

Im Gegensatz zum Storch steht die Krähe, von der schon uralte Bauernweisheit behauptet, sie zöge den Blitz an. Aber auch dieses Wort hat übertragenen Sinn; denn unsere Krähe liebt gerade jene Punkte, an denen der Storch nicht zu gedeihen vermöchte, nämlich die Kreuzungsstellen sich schneidender Reizstreifen, Orte also, an denen immer Blitzgefahr besteht. Sah der Urbauer also gewisse Plätze von den Krähen bevorzugt werden, so wußte er, daß er hier eine Stelle vor sich hatte, in die der himmlische Strahl fahren würde; darum behauptete er, die Krähe ziehe den Blitz an. Eine derartige Feststellung war an sich lebenswichtig; denn nie würde der Landmann an solchen Stellen Häuser gebaut haben. Darin liegt ebenfalls eine gewisse Form von Blitzschutz. Nicht weniger wichtig ist auch das während eines Gewitters gültige Wort:

Den Schläfer laß schlafen /
Den Esser schlag tot.

In unserer ohnungslosen Zeit wird diese Regel im Sinne moralisierender Gedankengänge verstanden. Aber, daß zwischen Schläfer und Esser ein entscheidender Unterschied besteht — wer hätte wohl auf solche Dinge geachtet? Der Esser hat eine den Schläfer gewaltig überragende Strahlungsstärke und gleicht gewissermaßen dem Eichbaum; der Schlummernde aber der Buche. Aus den letzten Jahren ist folgende Bestätigung dieser Bauernregel bekannt geworden. Um den familientisch saßen der Hofbesitzer, seine Frau, seine Kinder und das Gefinde. Das Abendbrot war beendet, als das bereits längst erwartete Gewitter losbrach. Da trat ein pflichtgetreuer Knecht in die Türe. Mit Mühe hatte er einen vollbeladenen Wagen noch in eine Feldscheuer gebracht. Jetzt verlangte er zu essen. Mit einem Holzlöffel nahm er die Fleischsuppe zu sich. Ein greller Blitz, ein scharfer Knall, der Esser sank inmitten der Runde als einziges Opfer zu Boden.

Daß also im allgemeinen auf dem Land während eines schweren Wetters nicht gegessen wird, ist kein Zug ethischen Feingefühls, sondern die schlichte Folge uralter Erfahrung.

Man hütet sich auch, Zugluft herrschen zu lassen. Fest werden Haustüren und Fenster verschlossen, hingegen die Türen der einzelnen Zimmer geöffnet bleiben. Wohlweislich entfernt man sich vom Kamin; macht auch das Vieh von den Ketten los; alles Maßregeln, die auf Grund der Erfahrung und aus Vorsicht vor drohender Gefahr ergriffen werden.

Diese Gefahr rechtzeitig zu erkennen, gibt es noch verschiedene Vorzeichen:

Springende Fische
Bringen Gewitterfische.

Steigt der Schlammbeißer vom Grunde auf an die Wasseroberfläche / so folgt nach vierundzwanzig Stunden Gewitter oder Regen.

Wollen die Immen frühmorgens nicht auf die Flucht /
Sicht sicher schwer' Wetter in der Luft.

Gewittersturm steht bevor / wenn die Bienen dicht wie ein Frühjahrshagel von der Weide heimkehren / ebenso / wenn die Gänse schreiend hin und her fliegen.

Wenn der Esel beim Austreiben aus dem Stalle die Nase in die Höhe streckt / und tüchtig die Ohren schüttelt / so sind Regen oder Gewitter zu erwarten.

Flattert die Drossel un sinnen angstlich herüm in di Twiegen /
So is dit 'n Teeken / dat wie in 't kört Störm of Gewitter kriegen.

Unter den Pflanzen sind alle Lupinenarten, die Jochblatt-Arnica und die Weißliche Akazie als Unwetterkündler zu nennen, da sie rechtzeitig ihre Blüten schließen.

Gewiß ist es im Lenzing eine zwar wichtige, aber nicht allein entscheidende Frage, die Gewitterlage des Jahres zu erkennen; denn,

Donnerst im März /
Schneits im Mai,

sondern vordringlich wird nun zunächst einmal, da die Feldarbeiten beginnen, die Prüfung, wie sich das Wetter in allernächster Zeit gestalten wird. Es können noch böse Kälterücksfälle kommen.

Schlägt im Märzengrün der Fink /
Ist es ein gefährlich' Ding. —

Tauts im März nach Sommerart /
Kriegt der März einen weißen Bart.

Den baldigen Frühling künden an:

Hafen / die springen / Lerchen / die singen /
Werden sicher den Frühling bringen.

Wenn im März die Kraniche ziehen /
Werden bald die Bäume blühen.

Nun aber kommt es nicht mehr, wie im Winter, darauf an, nur die Großwetterlage erkennen zu können, sondern jetzt ist es nötig, zu erfahren, ob Regen oder Sonnenschein bevorstehen. Da wir die Gewittervorzeichen bereits behandelten, wird es nun unsere Aufgabe sein, eine Übersicht aller jener für die Naturprophetie geeigneter Vorzeichen zu geben, deren Richtigkeit überall leicht nachprüfbar ist.

Neben Tieren und Pflanzen liefern Wolken und Winde, Steine und Sterne gar manche Möglichkeiten. Hier aber muß wiederholt werden, was früher bereits angedeutet wurde: Es genügt nicht, eines oder das

andere der Vorzeichen zu beobachten, wenn schon etwa die Spinnen allein geradezu erstaunliche Naturprophetien gestatten.

Immer kommt es trotzdem darauf an, das ganze Antlitz der Natur zu betrachten, um aus seinem Mienenpiel die Stimmung herauszulesen. Doch auch dann enthebt eine noch so klare Übereinstimmung nicht von weiterer Beobachtung. Liegen etwa heute alle Anzeichen für einen morgigen Regen vor, so können Vorgänge in der Luft eintreten, die mit einer Bewölkung und mit Wind ihren Abschluß finden. Deswegen müssen wir in solchen Fällen zu den heutigen Beobachtungsergebnissen die Anzeichen des kommenden Morgens fügen und auch weiterhin beobachten, wollen wir zu jener Sicherheit der Voraussage gelangen, wie wir sie noch heute bei den einsamen Schäfern der weiten Lüneburger Heide finden, die mit verblüffender Verlässlichkeit die Wetterlage bis in Einzelheiten vorherzusagen vermögen. Allen hierher gehörenden Vorzeichen sollen nun die Spinnen vorangestellt werden. Seit alters sind sie geschätzt; heute werden sie leider sehr zu unrecht meist rücksichtslos bekämpft. Bedauerlicherweise scheint viel von dem vergessen, was einst über diese Tiere und ihr Verhalten bekannt war; denn selbst die Wetterlage des kommenden Winters, besonders das Eintreten großer Kälte lassen die Spinnen ohne weiteres erkennen, soweit uns die Überlieferungen zeigen. Näheres ließ sich aber hier nicht mehr in Erfahrung bringen.

Trotzdem bleibt uns aber noch genug, um diese Tiere als überrtreffliche Wetterkundler zu bewundern und, ganz abgesehen von ihrer sonstigen Nützlichkeit, aus diesem Grunde zu schonen. Von den Regeln seien hier genannt:

Wenn große Spinnen herumkriechen /
Kommt binnen drei Tagen Regen.

Wenn die Spinnen fleißig weben und im freien / namentlich die
Kreuzspinne / bei Sonnenuntergang mitten im Netz sitzen / wird schön
Wetter sein.

Weben die Spinnen nicht / wirds Wetter sich wenden.
Geschichts bei Regen / wird bald er enden.

Reißt die Spinne ihr Netz entzwei /
Kommt der Regen bald herbei.

Fertigt die Spinne nur kleine Gewebe, so bleibt die gute Witterung
nur von kurzer Dauer.

Fangen die Spinnen an / ihr Netz größtenteils zu vernichten /
An langen Fäden in ihre Schlupfwinkel zu flüchten /
So weiß man / im Sommer / ganz gewiß / daß auf Sturm in Kürze
zu rechnen ist.

Polster
200

Spinn
b. K. a. S.

Bei der Beobachtung dieser ausgezeichneten Wetterpropheten mache man es sich zur Regel, an Orten, etwa an Dachfenstern zu beobachten, an denen wenig Insekten und vor allem fliegen vorhanden sind. Die hungrige Spinne ist verlässlicher als die Satte. Die beste Beobachtungszeit ist um 10 Uhr vormittags. Vor allem muß festgestellt werden, ob die Spinne ihr Netz erweitert. Das ist ein gutes Zeichen. Entscheidend ist überhaupt, welche Neigung diese Tiere zum Spinnen haben. Je eifriger sie an der Arbeit sind und je emsiger sie weben, je länger zudem ihre Fäden ausfallen, desto sicherer kann man auf gutes Wetter und auf seine Dauer schließen. Bei kurzen Fäden und kleinem Gewebe wird die gute Witterung nur kurze Zeit anhalten.

Sehen wir die Spinnen sich häuten, so bleibt Schönwetter; denn bei schlechtem Wetter würde das schutzlose Insekt dem Untergange geweiht sein.

Auch am Netz selbst läßt sich erkennen, wie die Witterung ausfallen wird. Ist es engmaschig und nach Süden offen, so ist das ein Vorbote guten, ist es nach Norden offen, ein Vorzeichen regnerischen Wetters.

Kommen im Herbst auffällig viele Spinnen in die Häuser, so steht ein harter Winter bevor. —

Ehe wir uns nun weiteren Regeln zuwenden, wollen wir eine Erscheinung streifen, die wieder zeigt, wie innig das menschliche Leben an den Gang der Natur gekettet ist.

Es treten uns da zwei geflügelte Worte entgegen, von dem das erste lautet:

Verstüttetes Salz bringt Streit.

Das ist wahr, aber nur dann, wenn wir das Salz aus dem kleinen Löffel verstreuen; denn infolge der uns vertrauten elektrischen Vorgänge im irdischen Luftmeer sind die Nerven in Spannung geraten, sind reizbar. Als erste Vorzeichen treten unbewußte Muskelzuckungen, tritt Ungeschicklichkeit ein. Nicht nur wird Salz verstüttet und an solchen Tagen Geschirr zertrümmert, sondern es stellen sich natürliche und allgemeine Erregungszustände ein. Dann „kommt ein Unglück selten allein“ und wir durchleben Stunden, an denen „uns die Fliege an der Wand zu ärgern vermag“. Es braucht nicht betont zu werden, daß wir hier ein weiteres Schlechtwetterzeichen vor uns haben, dazu aber wieder einen Beweis für die edle Gesinnung der Ahnen; denn die Beobachtung war eine Warnung, gegeben, um die Anzeichen verminderter Selbstbeherrschung zu achten und durch Zucht zu bändigen. Das Ergebnis war ein friedliches, weil beherrschtes Leben.

Von nicht geringerem Wert ist die andere Behauptung:

Abgeessene Teller bringen gutes Wetter.

Wenn ein mehrtägiger Landregen niedergeht, so ist der Appetit aus natürlichen Gründen verringert*). Keine Sorge darum, wenn auch die

*) Näheres: Hanna Sijster „Das Vermächtnis“; Haus Hoßly-Verlag, München.

131
Kinder nicht die gewohnte Eßlust zeigen. Ein auf sie ausgeübter Zwang, mehr zu verzehren, wäre ein Verstoß gegen die Natur, mithin schädlich. Tritt dann eines Tages — es mag noch in Strömen regnen — der übliche Appetit wieder ein, werden alle Teller zur Freude der Hausfrau leer gegessen, dann steht schönes Wetter bevor. Setzt die Eßlust aber bei Schönwetter plötzlich aus, so ist mit Landregen zu rechnen. Diese Anzeichen sind bei gesunden Menschen zuverlässiger als das beste Barometer.

Hieraus ergibt sich überdies eine sehr wichtige Folgerung: Die naturnahe Hausfrau wird während feuchter Sommerszeit besonders leichte Kost verabfolgen. Das Wohlbefinden wird dadurch gesteigert und gleichzeitig die Harmonie mit der Umwelt.

132
Der verminderte Appetit vor und während schlechter Witterung ist wohl auf eine uralte Einrichtung der gütigen Mutter Natur zurückzuführen, die ihren Kindern in den Zeiten natürlicher Nahrungsknappheit, also während der Regenzeiten, als Mittel zur Selbsterhaltung eine geringere Eßlust mit auf den Weg gab; dies auch deswegen, weil die feuchten Spannen eben Zeiten erhöhter kosmischer Anwirkung und um so gefährlicher sind, je schwerer die Ernährung gewählt wird.

Hier wird also wieder einmal deutlich, wie weise der Mensch handelt, wenn er den Winken der Natur folgt.

Wenden wir uns nun zu den wichtigsten weiteren Regenvorzeichen und betrachten wir zunächst die Tiere.

Wenn die Kühe in die Luft schnüffeln, an der Erde lecken oder die Schnauze aufstützen, so gibt es Regen.

Das Weidenvieh zeigt Niederschläge meist bereits dadurch an, daß es am Abend vor einem Regentage stärker als sonst frisst. Sehr deutlich ist diese Tatsache bei den Schafen ausgeprägt. Sie wollen nicht nach Hause und sind schwer in den Stall zu bringen. Das ist übrigens eine jener zahlreichen Tatsachen, die uns zeigen, wie naturwidrig im Bereiche des Bauern der für die entnatürlichte Natur, die Zivilisation, für den Bereich der Stadtmenschen angemessene Achtstundentag ist. Die Arbeitszeit des natürlich lebenden Menschen wird von der Natur vorgeschrieben und nicht durch Klügeleien festgelegt. Ein Schäfer kann also nicht mit der Uhr in der Hand seinen „Dienst“ bemessen, sondern hier entscheidet etwas Höheres, die Pflicht. Er wird darum alltäglich warten müssen, bis seine Herde aus eigenem Antrieb dem Stalle zustrebt und auch dann noch Geduld haben müssen; denn unterwegs werden die Schafe vor Regentagen auch noch an den Heckenpflanzungen öfen und manchen Aufenthalt machen. Gleichzeitig wird auch bei diesen Tieren die eben in der ganzen Natur vor Wetterumschlägen einsetzende Erregung bemerkbar, jene Erregung, die uns gar manche weitere tierische Regenvorzeichen liefert. So pflegen auch die Schafe vor Eintritt nasser Witterung mit allen vier Läufen gleichzeitig in die Luft zu springen und einander mit den Köpfen zu stoßen. Feuchte

Witterung steht auch bevor, wenn Schweine gern Strohhalme in Maule tragen; sie sind unruhig und wühlen besonders auffällig in der Erde. Enten und Gänse baden fleißig im Wasser oder im Sand und beweisen ihre Erregung durch andauerndes Geschnatter. Auch das Sandbaden ist auf eine Erregung zurückzuführen, nicht aber der Enten und Gänse selbst, sondern ihres Ungeziefers, von dem das Federvieh vor Wetterumschlägen besonders gepeinigt wird.

Wenn die Ameisen sich verkriechen /
Werden wir bald Regen kriegen.

Wenn der Laubfrosch ruft / ist gern Regen.

Diese von uns bereits ausführlich behandelte Regel, die dahin zu erweitern ist, daß Schlechtwetter bevorsteht, wenn der Laubfrosch seinen lustigen Bauinsitz verläßt, und unter lautem Gequacke in seinen Tümpel zurückkehrt, bedarf insofern einer Einschränkung, als lautes Rufen im Frühjahr seinen Liebesgesang ausmacht. Das Gequacke ist mithin erst nach Ablauf dieser Zeit zuverlässig. Aber auch hier kann uns nur die genaue allseitige Beobachtung helfen; denn wir wissen, daß die Liebessehnsucht durch Wetterstürze besonders erregt wird.

Sehr wichtig sind die nächsten Schnecken:

Beladen die Schnecken sich mit Grund /
Tun sie starken Regen kund.

Erdklumpen an ihren Schwänzen sind also Regenkündler.

Wenn oft die Esel schreien /
Gibts schlechtes Wetter.

Wenn die Wachteln fleißig schlagen /
Wird bald Regen niederräuschen.

Wenn die Kröten fleißig laufen /
Wollen sie bald Regen saufen.

1) Auch das Rufen der Kröten gilt als Regenvorzeichen.

Siehst du den Storch viel waten /
Kannst du auf Regen raten.

Im nämlichen Sinne heißt es darum auch: Sieht der Storch schmutzig aus, so wird naß Wetter kommen.

Merck dir dies Zeichen noch:
Die Mäuse ziehen zu Loh.

Singen die Finken und Buchfinken früh vor Sonnenaufgang / so verkünden sie Regen.

Lassen die Frösche sich hören mit Knarren /
Wirst du nicht lange auf Regen harren.

Wohlgemerkt, es handelt sich hier um das Knarren. Abendliches Gequacke gilt aber allgemein dann als Gutwettervorzeichen, wenn nicht auch die sonstigen Regenkünder beobachtet werden. Bei diesem nächtlichen Froschkonzert spielt dann das Knarren eine untergeordnete Rolle.

Wenn der Kuckuck zu den Häusern fliegt / wenn die Rotschwänzchen herumfliegen und die Spinnen niedrig sitzen / wird schlechtes Wetter.

Eine Elster allein ist schlechten Wetters Zeichen /
Doch fliegt das Elsternpaar / wird schlechtes Wetter weichen.

Auch dieses Wort klingt wieder reichlich seltsam. Aber die Lösung der rätselhaften Behauptung ist gar nicht schwer, sofern wir dieses Elsternvorzeichen auf die Brutzeit beziehen. Bei schlechtem Wetter müssen die Eier immer bedeckt bleiben, und wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, wird, nach dem, was über die Abhängigkeit des Appetites vom Wetter gesagt wurde, auch die Freßlust der Jungen geringer und von einer Elster zu befriedigen sein.

Jeder, der die Fütterung beobachtet, wird nicht nur im Falle der Elster zu diesem Ergebnis kommen. Ob hier aber die einzige Ursache der Bauernregel verborgen liegt, muß weitere Nachprüfung zeigen.

Wenn der Fischreiherr das Wasser aufpflügt / holt er Wasser.

Wenn Gänse oder Hühner gern auf einem Bein stehen / gibts Regen.

Wenn die Hennen Gras fressen / kommt Regen.

Wenn ein Huhn wie ein Hahn kräht / gibts anderes Wetter; im Sommer Regen oder Nebel / im Winter Schnee.

Wenn die Hennen weit vom Stalle sich entfernen / naht schlechtes Wetter / wenn die Hühner schauern / hört der Regen bald auf. Bleiben sie aber im Regen / so hält die Nässe mindestens den ganzen Tag an.

Kräht der Hahn abends oder nachts / so gibt es anderes Wetter.

Wenn der Hahn kräht /
Wenn der Wind sich dreht /
Man lange nach trockenem Wetter späht.

Wenn die Hühner sich das Ungeziefer absuchen / wenn sie laut gackern und abends lange draußen bleiben / gibt es Regen.

Das alles ist uns bereits so selbstverständlich, daß die einzelnen Regeln keiner Sondererklärung mehr bedürfen.

Kräht der Hahn frühmorgens auf dem Mist /
Das Wetter im Wechsel ist.

Wenn die Hunde Gras fressen oder Gras speien, gibt es Regen.

Auch verkünden sie feuchtes Wetter, wenn sie einen unangenehmen Geruch haben.

Alles ist eben vor dem Wetterumschlage zum Schlechten in Erregung: Bremsen, Mücken, Fliegen, Bienen und Flöhe stechen besonders gierig. Auch wenn die Flöhe laufen, gibt es darum nasse Zeiten.

Wenn die Regenwürmer, denn das sind regenkündende Würmer, sich durch Aufwerfen der Erde bemerkbar machen oder gar auf der Erdoberfläche zu sehen sind; wenn der Maulwurf die Erde besonders reichlich aufwirft, die Tauben in einer Reihe auf dem Dache sitzen, kommt Regenwetter.

Begeben sich die braunen Grasfrösche an Land, so deutet das auf Regen. Das ist auch der Fall, wenn die Katzen Gras fressen; wenn sie öfters niesen; wenn sie an Bäumen, Jaunpfählen oder Säcken auffällig krachen; wenn die Schwalben tief fliegen und hurtig hin und her schießen; wenn die Sperlinge sich im Staube baden; wenn die Stare sich zusammerrotten, sich „koppeln“ und beträchtlich zwitschern; wenn die Krähen sich zu Scharen vereinigen und heiser schreien; wenn der Specht lacht (knarrt er dagegen, so gibt es gutes Wetter); wenn der Regenpfeifer sich hören läßt, die Schnepfen schnell streichen, die Pfuhlschnepfe blarrt und der stolze Pfau seinen überlauten Regenruf ertönen läßt.

Trefflich helfen uns auch die Bienen in die Zukunft schauen. Bei drohendem schlechtem Wetter sitzen sie reihenweise vor dem Flugloch, den Kopf nach unten, die Flügel in schwirrender Bewegung und dabei mit dem Hinterleibe zuckende Bewegungen ausführend; sie hobeln, wie man in der Lüneburger Haide sagt.

Fliegen sie besonders früh aus oder kommen sie auffallend früh zurück; fliegen sie noch spät abends aus, so sind das alles Regenvorzeichen. Meist geschieht solcher Abendausflug zur Zeit der Lindenblüte, deren Duft besonders wahrnehmbar wird, wenn Regenwetter bevorsteht.

Als letzter Schlechtwetterkünder aus dem Tierreich sei der uns bereits bekannte Roß- oder Mistkäfer genannt:

Fliegt der Mistkäfer am frühen Morgen, so ist mit großer Sicherheit Regen zu erwarten.

Auch das Reich der vermeintlich unbelebten Natur liefert viele bezeichnende Vorzeichen, von denen hier nur die wichtigsten erwähnt werden können:

Der Nebel / wenn er steigend sich erhält /
Bringt Regen / doch klar Wetter / wenn er fällt.

Dicke Abendnebel hegen
Öfters für die Nacht den Regen.

Des Stinknebels Gewalt
Machts Wetter rauh und kalt.

Wenn die Nebel den Berg raufziehen /
Kommt er in drei Tagen als Regen nieder.

Sind morgens Himmelschäfflein /
Wirde nachmittags hageln oder schneien.

Wind vom Niedergang (Westen)
Ist Regens Aufgang;
Wind vom Aufgang (Osten) —
Schönen Wetters Anfang.

Abend geel —
Morgen scheel.

Morgenrot bringt Wind und Kot.

Zeigt sich ein Regenbogen / wirds für den Augenblick schön Wetter;
bald regnets aber nach Ungnaden.

Mag der Rauch nicht aus dem Schornstein wallen /
Dann wird der Regen aus den Wolken fallen.

Gibt Ring oder Hof sich Sonn' oder Mond /
Bald Regen und Wind uns nicht verschont.

Neumond mit Wind /
Ist zu Regen und Schnee gesinnt.

Blasser Mond bringt Regen; roter Wind /
Und weißer helles, klares Wetter.

Viele Sternschnuppen / viel Regen und Unwetter.

Zeigen die Flursteine dunkle Flecken / so kommt Regen.

Verhältnismäßig gering ist die Zahl der regenkündenden Pflanzen. Vor allem ist da der Klee, der die Blütenköpfe vor Regen hängen läßt. Der Echte Sauerklee faltet seine Blätter zusammen und stellt die Blattstiele aufrecht, wenn Regen bevorsteht. Feuchtes Wetter ist zu erwarten, wenn die Linden, wie wir hörten, besonders stark duften; wenn die Zitterpappel sich dauernd bewegt; wenn plötzlich viele Giftpilze erscheinen oder auf alter Lohje zahlreiche gelbe Pilze sichtbar werden; wenn die Birken besonders würzigen Rauch ausströmen; wenn beim Hungerblümchen die Blätter herabhängen; wenn sich die Ringelblume erst nach sieben Uhr morgens erschließt; wenn die Nachtsiolen stärker duften; wenn die Blüten des Rainkohls sich nachts nicht schließen; wenn sich das Echte Labkraut

aufbläht und stark duftet; wenn die Gezeichnete Wetterdistel ihre Kelche schließt; wenn die Sumpfdotterblume ihre Blätter zusammensieht; wenn der Vielblättrige Hahnenfuß seine Blätter herabneigt; wenn die in der Dürre gekrümmten Stengel des Feuchtigkeitsmessenden Erdrauchs sich strecken.

Auch Fuchssien, Erdbeeren, Kapuzinerkresse und Frauenmantel künden Regen, wenn sie an ihren Randzähnen und Blattspitzen Wassertropfen hängen haben.

Wenden wir uns nun den Tieren als kurzfristigen Verkündern schönen Wetters zu. Auch hier wollen wir nun gleich mit den Spinnen beginnen.

Wenn die Spinnen fleißig im freien weben und namentlich die Kreuzspinne bei Sonnenuntergang mitten im Netz sitzt, wird schön Wetter. Je emsiger die Spinnen bei ihrer Arbeit sind und je länger die von ihnen gesponnenen Fäden ausfallen, um so sicherer kann man auf gutes Wetter hoffen, das längere Zeit anhalten wird. Je weiter sie von ihrem Netze entfernt sitzt, und je weiter sie ihre Vorderbeine herausstreckt, desto länger wird das gute Wetter anhalten.

Ebenfalls recht verlässlich sind auch hier wieder die Nachtschnecken:

Wenn die Schwarze Wegschnecke an ihrem Schwanz Gras- oder Strohhalme trägt, so gibt es Schönwetter.

Ferner zeigen uns gutes Wetter an Dohlen und Frösche, die bereits erwähnt wurden. Bringen die Ameisen ihre Eier (Puppen) an die Luft, so kommt oder bleibt sonniges Wetter.

Wenn Johanniswürmchen schön leuchten und glänzen /
Kommt Wetter zur Lust und im freien zu Tänzlen.

Wenn die Mücken tanzen, gibts Schönwetter.

Steigt die Lerche hoch / singt lange hoch oben /
Habt ihr bald das lieblichste Wetter zu loben.

Wenn die Hühner schauern (in ihren Stall gehen, oder sonst Unterschlupf bei Regen suchen) / wird der Regen bald aufhören.

Wenn die Schwalben hochfliegen / wird sich das Wetter halten.

Diese Regel bezieht sich aber nicht auf Platzregen oder Gewitter. Oft donnert und blüht es bereits beträchtlich, wenn die Schwalben noch hoch oben in der Luft sind. Tief fliegt die Schwalbe nur vor Landregen und zieht sich vor Stürmen rechtzeitig zurück.

Die übliche wissenschaftliche Erklärung, die da behauptet, die Schwalben fliegen vor beginnendem Regen deswegen niedrig, weil infolge der Abkühlung in den oberen Schichten die dort sonst vorhandenen Insekten zu Boden niedergedrückt würden, dürfte zumindest teilweise irrtümlich sein.

Der eigentliche Grund scheint in der luftelektrischen Spannung zu liegen. Es ist nämlich sehr wahrscheinlich, daß die Vögel jeweils jene

Höhen auffuchen, die ihnen die gerade nötige elektrische Aufladung ihres Körpers vermitteln. Und diese ist entscheidend; denn durch die entsprechende Eigenladung dürften sie erst fähig werden, ihre Beutetiere zu spüren.

Das mögen uns die Brieftauben zeigen. Oft werden diese mehr als tausend Kilometer fern von ihrem Heimatort in Gegenden aufgelassen, in denen die Vögel völlig fremd sind. Dennoch erreichen sie ihr Ziel, das noch dazu oft inmitten großer Städte liegt.

Schon der Flug an sich ist ganz gewiß eine Leistung, ein Wunder aber die Innehaltung des Kurses und das Auffinden gerade jenes Daches, das unter dem Häusermeer ihre Heimat birgt.

Erstaunlich bleibt diese Fähigkeit der Brieftauben, über weite Strecken hin ihr Ziel zu finden. Tiefes Geheimnis umhüllte dieses seltsame Vermögen. Erst vor einiger Zeit scheint die Lösung dieses Rätsels gelungen.

Wer einen Brieftauben-Ausflug beobachtete, der weiß, daß die Vögel zunächst eine gewisse Anzahl von Kreisen ziehen, um dann auch in ihnen völlig fremden Gegenden unweigerlich den Kurs nach dem Heimatort zu nehmen. Wie wir sehen werden, ist gerade das (scheinbar so nebensächliche) Ziehen der Kreise von entscheidender Bedeutung. Aber das konnte erst erkannt werden, nachdem gewisse Beobachtungen vorlagen, die einen Zusammenhang zwischen Radiowellen und Vogelflug anzudeuten schienen. Entscheidend waren die Versuche, die in der Nähe von Valencia in Spanien am 2. Juli 1924 gemacht wurden. Dort befindet sich eine Radio-Sendestation. In deren Nähe hatte man Brieftauben aufgelassen, und zwar während der Sender arbeitete. Es überraschte zunächst, daß es den Vögeln nicht gelang, die Richtung nach ihren Schlägen zu finden. Sie zogen unentwegt Kreise. Weitere Versuche bewiesen immer von neuem, daß eine tiefe Störung des Orientierungssinnes der Brieftauben durch den Einfluß der elektromagnetischen Wellen eintrat. Die spanischen Militärbehörden nahmen sich dann der Sache an. Zu diesem Zweck war etwa acht Kilometer von Valencia ein Militärtaubenschlag eingerichtet worden. Nun brachte man, während der Sender arbeitete, die Tauben in seine Nähe und ließ sie dort einzeln in Zeitabständen von drei Minuten aufsteigen. Ausnahmslos gingen alle Vögel an, den Raum zu durchsuchen, indem sie zahlreiche Kreise zogen. Immer noch arbeitete der Sender. Aber keiner einzigen Taube gelang es, die bestimmte Richtung zu finden. Vollkommen verwirrt blieben sie alle beim Kreisflug. Wenige Minuten nach Beendigung der Sendung schlugen die Tauben jedoch ohne weiteres Zögern die Richtung nach ihrem Schlag ein.

Im März 1926 wurden ähnliche Versuche in der Nähe von Kreuznach angestellt. Hier waren die Tauben gezwungen, ihren Rückzug über eine arbeitende Sendestation zu nehmen, die genau auf der Luftlinie zwischen Schlag und Auslaß-Ort lag, also auf der Vogelflug-Strecke. Unmittelbar nach den ersten Kreisflügen nahmen die Vögel Richtung auf ihren Heimat-

verloren indessen, sobald sie in die Nähe des arbeitenden Senders ihren Weg, begannen von neuem Kreise zu ziehen und fanden die Richtung nur dann wieder, wenn die Kreisflüge sie zufällig aus dem Bereich des Senders brachten. Auch hier also zeigte sich deutlich der Einfluß auf das Orientierungsvermögen der Tauben.

Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß nicht etwa nur die Taube, sondern auch alle Lebewesen Einrichtungen besitzt, entsprechende Strahlungen (Wellen) zu empfangen, sondern auch zu senden, ja, daß diese Einrichtungen auch den Orten längerer Aufenthaltes in irgend einer Form mitteilen werden, so daß diese, etwa vom Heimatort ausgehend, wahrnehmbar in Verbindung mit der einmaligen örtlichen Strahlung (man denke an die Kreisflüge!) von der entfernt aufgelassenen Taube nach empfangender Eigenladung empfangen und angefliegen werden.

Als Empfangsgerät (scheiden die in allen drei Raumrichtungen gegen halbkreisförmigen Kanäle des Ohres zu dienen. Alle Forderungen, wie man ein brauchbares Aufnahmegerät stellen, finden sich etwa bei der Taube im Ohr. Dieses Tier scheint mithin die Fähigkeit zu besitzen, die Lage eines „strahlenden“ Punktes im Raum zu spüren und diese ihr die richtige Stelle anzusteuern. Anerkennen wir diese Folgerung, dann ist die Störung des Orientierungssinnes durch arbeitende Sender sofort verständlich und ein helles Licht wird dabei auch auf die Ursachen der unentwegt dem Aufstieg folgenden Kreisflüge geworfen. Wie durch entsprechende Versuche festgestellt wurde, findet bei dem Aufstieg in bestimmten Höhen und in dort zunächst angeführten Kreisflügen eine Aufladung des Vogels statt, die bei einer Flughöhe von etwa 500 Metern einen Gesamtbetrag von rund 75 000 Volt ausmacht. Nur auf diese Weise kann jene unentbehrliche Spannung geschaffen, die der Vogel benötigt, um die Hilfe seiner „Radio-Einrichtung“ weit entfernte Orte anzuspüren.

Damit aber ist aus dem Wunder des Brieftaubenfluges, wie überhaupt des Vogelfluges eine zumindest der näheren Untersuchung zugängliche Aufgabe geworden und das Geheimnis an sich erscheint gelüftet.

Nicht unwesentlich dürfte auch hier die Tatsache sein, daß die uralte Kultur die drahtlosen Wellen längst vor dem Menschen in ihren Dienst genommen hat und jene Geräte baute, auf die unsere Zeit so stolz ist und an die sie als einer nie dagewesenen menschlichen Erfindung glaubte. Das war ein Irrtum, auf den jeder Täuferich in aller Bescheidenheit und der schicklichen Ehrfurcht vor dem grübelnden Menschen hinweisen könnte.

Wenn nun diese Überlegungen richtig sind, dann senden auch die Lebewesen Wellen aus. Hier sei nur an die nie bestittene menschliche Dankenübertragung erinnert. Aber auch daran, daß die Fledermäuse & Großstadtlärm und der mit allerhand üblen Dämpfen geschwängerten Luft inmitten der belebtesten Straßen ihre Beute-Insekten zu fangen verfolgen. Da ihr Gesicht anerkanntermaßen derart minderwertig ist, daß

Höhen auffuchen, die ihnen die gerade nötige elektrische Aufladung ihres Körpers vermitteln. Und diese ist entscheidend; denn durch die entsprechende Eigenladung dürften sie erst fähig werden, ihre Beutetiere zu spüren.

Das mögen uns die Brieftauben zeigen. Oft werden diese mehr als tausend Kilometer fern von ihrem Heimatort in Gegenden aufgelassen, in denen die Vögel völlig fremd sind. Dennoch erreichen sie ihr Ziel, das noch dazu oft inmitten großer Städte liegt.

Schon der Flug an sich ist ganz gewiß eine Leistung, ein Wunder aber die Innehaltung des Kurses und das Auffinden gerade jenes Daches, das unter dem Häusermeer ihre Heimat birgt.

Erstaunlich bleibt diese Fähigkeit der Brieftauben, über weite Strecken hin ihr Ziel zu finden. Tiefes Geheimnis umhüllte dieses seltsame Vermögen. Erst vor einiger Zeit scheint die Lösung dieses Rätsels gelungen.

Wer einen Brieftauben-Aufstieg beobachtete, der weiß, daß die Vögel zunächst eine gewisse Anzahl von Kreisen ziehen, um dann auch in ihnen völlig fremden Gegenden unweigerlich den Kurs nach dem Heimatort zu nehmen. Wie wir sehen werden, ist gerade das scheinbar so nebensächliche Ziehen der Kreise von entscheidender Bedeutung. Aber das konnte erst erkannt werden, nachdem gewisse Beobachtungen vorlagen, die einen Zusammenhang zwischen Radiowellen und Vogelflug anzudeuten schienen. Entscheidend waren die Versuche, die in der Nähe von Valencia in Spanien am 2. Juli 1924 gemacht wurden. Dort befindet sich eine Radio-Sendestation. In deren Nähe hatte man Brieftauben aufgelassen, und zwar während der Sender arbeitete. Es überraschte zunächst, daß es den Vögeln nicht gelang, die Richtung nach ihren Schlägen zu finden. Sie zogen unentwegt Kreise. Weitere Versuche bewiesen immer von neuem, daß eine tiefe Störung des Orientierungssinnes der Brieftauben durch den Einfluß der elektromagnetischen Wellen eintrat. Die spanischen Militärbehörden nahmen sich dann der Sache an. Zu diesem Zweck war etwa acht Kilometer von Valencia ein Militärtaubenschlag eingerichtet worden. Nun brachte man, während der Sender arbeitete, die Tauben in seine Nähe und ließ sie dort einzeln in Zeitabständen von drei Minuten aufsteigen. Ausnahmslos fingen alle Vögel an, den Raum zu durchsuchen, indem sie zahlreiche Kreise zogen. Immer noch arbeitete der Sender. Aber keiner einzigen Taube gelang es, die bestimmte Richtung zu finden. Vollkommen verwirrt blieben sie alle beim Kreisflug. Wenige Minuten nach Beendigung der Sendung schlugen die Tauben jedoch ohne weiteres Jögern die Richtung nach ihrem Schlag ein.

Im März 1926 wurden ähnliche Versuche in der Nähe von Kreuznach angestellt. Hier waren die Tauben gezwungen, ihren Rückzug über eine arbeitende Sendestation zu nehmen, die genau auf der Luftlinie zwischen Schlag und Auflaß-Ort lag, also auf der Vogelflug-Strecke. Unmittelbar nach den ersten Kreisflügen nahmen die Vögel Richtung auf ihren Heimat-

schlag, verloren indessen, sobald sie in die Nähe des arbeitenden Senders kamen, ihren Weg, begannen von neuem Kreise zu ziehen und fanden ihre Richtung nur dann wieder, wenn die Kreisflüge sie zufällig aus dem engeren Bereich des Senders brachten. Auch hier also zeigte sich deutlich der Welleneinfluß auf das Orientierungsvermögen der Tauben.

Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß nicht etwa nur die Taube, sondern daß alles Leben Einrichtungen besitzt, entsprechende Strahlungen (Wellen) nicht nur zu empfangen, sondern auch zu senden, ja, daß diese Eigenwellen auch den Orten längeren Aufenthaltes in irgend einer Form mitgeteilt werden, so daß diese, etwa vom Heimatort ausgehend, wahrscheinlich in Verbindung mit der einmaligen örtlichen Strahlung (man denke an die Reizstreifen!) von der entfernt aufgelassenen Taube nach entsprechender Eigenladung empfangen und angefliegen werden.

Als Empfangsgerät scheinen die in allen drei Raumrichtungen gelagerten halbkreisförmigen Kanäle des Ohres zu dienen. Alle Forderungen, die wir an ein brauchbares Aufnahmegerät stellen, finden sich etwa bei der Taube im Ohr. Dieses Tier scheint mithin die Fähigkeit zu besitzen, die Lage eines „strahlenden“ Punktes im Raum zu spüren und diese ihr vertraute Stelle anzusteuern. Anerkennen wir diese Folgerung, dann ist die Störung des Orientierungssinnes durch arbeitende Sender sofort verständlich und ein helles Licht wird dabei auch auf die Ursachen der unmittelbar dem Aufstieg folgenden Kreisflüge geworfen. Wie durch entsprechende Versuche festgestellt wurde, findet bei dem Aufstieg in verschiedenen Höhen und in dort zunächst angeführten Kreisflügen eine Aufladung des Vogels statt, die bei einer Flughöhe von etwa 500 Metern den Gesamtbetrag von rund 75 000 Volt ausmacht. Nur auf diese Weise wird jene unentbehrliche Spannung geschaffen, die der Vogel benötigt, um mit Hilfe seiner „Radio-Einrichtung“ weit entfernte Orte anzupeilen.

Damit aber ist aus dem Wunder des Brieftaubenfluges, wie überhaupt des Vogelfluges eine zumindest der näheren Untersuchung zugängliche Aufgabe geworden und das Geheimnis an sich erscheint gelüftet.

Nicht unwesentlich dürfte auch hier die Tatsache sein, daß die uralte Natur die drahtlosen Wellen längst vor dem Menschen in ihren Dienst stellte und jene Geräte baute, auf die unsere Zeit so stolz ist und an die sie als einer nie dagewesenen menschlichen Erfindung glaubte. Das war ein Irrtum, auf den jeder Täuherich in aller Bescheidenheit und der schicklichen Ehrfurcht vor dem grübelnden Menschen hinweisen könnte.

Wenn nun diese Überlegungen richtig sind, dann senden auch die Lebewesen Wellen aus. Hier sei nur an die nie bestrittene menschliche Gedankenübertragung erinnert. Aber auch daran, daß die Fledermäuse trotz Großstadtlärm und der mit allerhand üblen Düften geschwängerten Luft inmitten der belebtesten Straßen ihre Beute-Insekten zu fangen vermögen. Da ihr Gesicht anerkanntermaßen derart minderwertig ist, daß

das Auge beim Fang ausschaltet, Gehör und Geruch, wie wir sahen, in diesen Fällen keine Rolle spielen können, so muß ein uns bisher unbekannter Sinn die Fledermaus leiten, die übrigens, um hier Mißverständnisse auszusprechen, natürlich nicht zu den Vögeln gehört, sondern zu den Säugetieren.

Immerhin weist ihr Verhalten uns den Weg, die Schwalbe zu verstehen. Auch sie dürfte mit Hilfe jenes unbekanntes Sinnes, den wir als Strahlungssinn bezeichnen wollen, jene Insekten spüren, die ihre Nahrung ausmachen.

Hierzu aber, denn das muß jetzt in Erinnerung gerufen werden, bedarf sie einer entsprechenden Aufladung, der sie je nach der lustelektrischen Spannung in jeweils entsprechenden Höhen erlangt. Bei Schönwetter liegt diese in größeren Höhen, zu denen Insekten wahrscheinlich nur, um sich zu finden, also aus Gründen der Fortpflanzung emporsteigen.

Das schlechte Wetter, also dann, wenn von der Sonne her eine starke elektrische Aufladung der Erde stattfindet, wird bei Insekten und Schwalben die nötige Aufladung bereits unmittelbar über dem Boden erreicht.

Hier dürfte also der eigentliche Grund für das einzu Landregen kündende Tieffliegen der Schwalben zu suchen sein.

Der Einwurf nun, diese Erscheinung müßte auch bei anziehendem Gewitter eintreten, ist nicht richtig; denn das schnell vorüberziehende, recht oft katastrophale Wetter bildet, um das etwas übertrieben auszuweichen, einen gewissermaßen geschlossenen elektrischen Bezirk. Derartige Gewitter haben aber ganz andere Ursachen als die bloßen Wärmegewitter, die sehr wohl Landregen einleiten können, vor denen dann die Schwalben niedrig fliegen; denn hier handelt es sich meist um unmittelbare Folgen der elektrischen und regenbedingenden kosmischen Sonneneinwirkungen. Auf Einzelheiten kann hier nicht näher eingegangen werden, zumal ich sie in meinem Buche „Der Weg ins Unbetretene“ behandelt habe.

Unsere neuen Erkenntnisse aber vermitteln uns jetzt auch ein tieferes Verständnis bereits früher erwähneter Naturtatsachen. Bei Behandlung der Hasel erfuhrten wir davon, daß Giftschlangen unter diesem Strauch nicht zu fürchten sind, da die Hasel die uns vertraute Eigenschaft besitzt, die Reizstreifenwirkungen aufzuheben. Diese aber gerade sind es, die die Schlange benötigt, um sich aufzuladen und die Wellen ihrer Beutetiere empfangen zu können. Zu diesem Zwecke rollt sie sich innerhalb eines Reizstreifens zusammen und bildet hier infolge ihres eigenartigen Körperbaues eine in ihren Windungen gegeneinander isolierte Antenne. Da sie also die für sie lebenswichtigen Vorbedingungen unter einem Haselstrauch nicht findet, meidet sie ihn, so daß das Volkswort richtig ist, wenn es behauptet, der Haselnußstrauch schütze vor Giftschlangengefahr.

Wir wollen uns an diesen Beispielen genügen lassen und auch fürderhin den Hochflug der Schwalben als ein Zeichen grundsätzlichen Anhaltens

von gutem Wetter ansprechen. In gleicher Richtung weist auch der Kopfkäfer:

Fliegen die Mistkäfer am Abend, so steht schönes Wetter bevor.

Einort der Specht, so gibt es trockenes Wetter.

Gehen die Bienen eifrig auf Honig aus und zieht im Frühherbst der Altweibersommer — die Flugfäden einer Spinnenart —, dann ist mit gutem Wetter zu rechnen.

Ist bedeckter Himmel und mit schlecht Wetter bestimmt zu rechnen, fliegen die Bienen aber dennoch aus, so „kann man ruhig noch eine Kuhre Korn hereinholen“.

Das Rotkehlchen zeigt gutes Wetter an, wenn es abends unermüdet vom äußersten Zweig eines Baumes singt.

Ebenso legt die Teichente ihr Nest nur dann ziemlich tief am Wasserspiegel an, wenn mit lang anhaltendem Schönwetter zu rechnen ist.

Wenden wir uns nun den Pflanzen als kurzfristigen Schönwetterkündern zu. Hier sei zunächst wieder die Ringelblume erwähnt, die wir bereits als Regen voraus sagendes Gewächs kennenlernten. Gerade die Pflanzen verführen nun dazu, sie als Wetterpropheten im Blumentopf oder im Hausgarten künstlich zu ziehen. Das mag für die Ringelblume angehen, das mag auch überhaupt für den Städter ein nettes Spielzeug abgeben; der Bauer aber wird eine solche Maßnahme eben nur für Gartenblumen ergreifen, sonst aber ablehnen, weil er weiß, daß alle Lebewesen nur in der ihnen natürlichen Umwelt, mithin als Wildform, zuverlässige Vorzeichen geben. Es sei darum an dieser Stelle ernstlich davor gewarnt, Beobachtungen an Tieren und Pflanzen in der Nähe von Hochspannungsleitungen, Gas- oder Wasserrohren, über Kanalisationen, in der Nachbarschaft von elektrischen Lichtkabeln oder auch nur dort anzustellen, wo künstliche Düngung vorgenommen wurde. Alle diese technischen Errungenschaften stören den natürlichen Ablauf des Lebens und führen zu abweichenden Äußerungen; denn sie alle bringen grundsätzliche Änderungen in der Natur hervor, die nichts mehr mit jener Heimat gemein haben, in der das Weistum des Volkes wurzelt. Es soll damit nicht gesagt sein, daß nun in jedem Falle durch derartige Einflüsse eine Minderung der heutigen Naturäußerungen im Sinne des Pflanzenwissens auftreten muß; die Gefahr aber besteht. Das sollten wir beachten, wenn wir uns vor Enttäuschungen bewahren wollen.

Erschließt die Ringelblume also ihre Blüten zwischen sechs und sieben Uhr morgens, so ist mit gutem Wetter zu rechnen. Ebenso steht ein heiterer Tag in Aussicht, wenn die Gänse distelarten nachts ihre Blüten schließen (wenn nicht, so ist Regen zu erwarten); wenn das Buschwindröschen seine

Blüten aufrecht trägt (nickende künden trübes Wetter an); wenn Vogel-
miere und kleine Bibernelle gegen neun Uhr morgens aufrechte, hoch-
stehende Blüten aufweisen und die Blätter bis Mittags entfaltet bleiben
(hängen Blätter und Blüten, so deutet das auf Regen).

Nun gibt es auch in der unbelebten Natur recht schöne Gutwetter-
künder. Indessen solle zumindest während des Sommers die Regel be-
achtet werden:

Gut Wetter / das kommt über Nacht /
hats im Sommer nie weit gebracht.

Wenden wir uns nun den entsprechenden Einzelheiten zu:

Je schwärzer die Nacht /
Um so angenehmer der Tag.

Wenn kurz vor Vollmond der Sonn' Aufgang neblig war /
Wirds Wetter in den nächsten Tagen warm und klar.

Wenn abends über Wief' und Fluß Nebel zu schwen /
Wird die Luft schön anhaltend Wetter brauen.

Morgens Morgenwind /
Mittags Mittagswind —
Auf Tage schön Wetter wir sicher sind.

Der Wind / der sich mit der Sonne erhebt und legt /
Bringt selten Regen.

Frühregen entweicht /
Ehe die Uhr auf Zwölfe zeigt.

Staubregen wird guter Bote sein /
Schön trocken Wetter tritt dann ein.

Steigt der Rauch aus dem Schornstein kerzengerade empor /
Bleibt gut Wetter.

Morgentau —
Himmel blau.

Der Morgen grau / der Abend rot
Ist ein guter Wetterbot'.

Wenn die Milchstraße gut steht /
Das Wetter gut geht.

Es bliebe uns nun noch übrig, das zusammenzustellen, was wir
über die Frostkünder wissen. Auch hier ist mit wenig Worten alles gesagt.

Frost und Tauwind werden angezeigt durch die Erle oder auch durch
Holzläune. Beide erscheinen heller als gewöhnlich, wenn Frost bevorsteht;
werden aber dunkler, wenn Tauwind naht.

Kommen des Nordens Vögel an /
Zeigt es starke Kälte an.

Wenn es schneit / daß es drecht /
So friert es / daß es bächt.

Hoher Himmel und glühende Sterne bringen Kälte.

Damit ist eine Übersicht aller wichtigen kurzfristigen Wetterregeln
gegeben, vor allem, soweit sie für den Sommer und den Herbst in Frage
kommen. Ihre Anwendung im Rahmen der in diesem Buche aufgestellten
Richtlinien führt zu völlig verlässlichen Ergebnissen. Ihre Bedeutung liegt,
wie wir sahen, auf mehr äußerlichem Gebiete und hat aber immer und
ohne jede Ausnahme die Möglichkeit einer Harmonisierung zur Aufgabe.
Diese ist es auch, die gerade in den Hauptteil des Lenzmonats jene bereits
ausführlicher geschilderte Fastenzeit fallen läßt. Wir hörten, sie sei ein
vortreffliches Mittel, die Gesundheit zu erhalten. Dies aber ist sie noch
in einem höheren Sinne.

Wir wollen uns hier in Erinnerung rufen, daß ein völlig gesunder,
also reiner Körper — eine Erscheinung die zu den allergrößten Selten-
heiten gehört — sich ohne besondere Mühe auf die jeweiligen kosmisch
bedingten Einflüsse einzustellen vermag. Sein Gefühl ist auch klar genug,
um ihn dort zu warnen, wo und wann sie schädigend werden. Diese
Anwirkungen hatten zwar, wie wir erarbeiteten, um Mitte Februar einen
merkbareren und das Leben scharf erfassenden plötzlichen Höhepunkt erreicht,
der dann bis etwa um Mitte März wieder abfällt, um von hier an bis
um Mitte August gewaltig anzusteigen. Auf einzelne Schwankungen
brauchen wir hier nicht näher einzugehen, da es sich für uns nur um
das Grundsätzliche handelt. Diese Tatsachen zeigen uns aber, daß die im
März beginnende Anwirkungssteigerung nur von jenen Lebewesen wird
ohne Schaden ertragen werden können, deren Körper sich entsprechend
anschmiegsam erweist.

Wenn wir eben davon sprachen, das dies erst von etwa Mitte März
ab geschieht, so lag der Grund dieser Angabe in der Tatsache, daß
entsprechende Beobachtungen vorliegen, deren vieljähriger Durchschnitt
diese Zeitspanne besonders erkennen läßt.

Gehen wir aber zur Natur selbst zurück, so verändern sich die Dinge
in einer Richtung, die uns nötigt zu sagen, daß die Hauptgefahrzeit zwischen
dem zwanzigsten Februar und zwanzigsten März, also in den alten Lenz-
monat, mithin in eine Zeit fällt, während der unsere Sonne das Tierkreis-
zeichen der fische durchzieht. Dieses den Beginn des Frühlings ein-

schließende Tierkreiszeichen gab ja einem ganzen Weltzeitalter von fast 2100 Jahren seinen Namen: Das Fischezeitalter. Wir stehen jetzt an der Schwelle eines neuen Weltzeitalters, dem des Wassermann. In Zukunft wird also unsere Sonne während des Lenzmonates nicht mehr das Sternbild der Fische, sondern das des Wassermann durchziehen.

Nun behauptet die arische Ur-Astrologie, gerade das Tierkreisbild in dem jeweils der innerhalb rund 26 000 Jahren alle Tierkreiszeichen durchwandernde Frühlingsspunkt liege, präge nicht nur den einzelnen Jahren, sondern auch jedem dieser Weltzeitalter und somit auch allen während seiner Dauer lebenden Menschen, seinen besonderen Stempel auf. Das hat immer sonderbar geklungen und bisher gab es keine Möglichkeit, diese Dinge zu begreifen.

Uns aber eröffnet sich ein Weg. Jeder Bauer weiß, daß er selbst bei flachester Landschaftsbildung, die Sterne des nächtlichen Himmels nicht herab bis zum Gesichtskreis, also bis zum Horizont sehen kann. Heute macht er sich über derartige Dinge keine Gedanken, sondern beruhigt sich bei der Tatsache, daß es oberhalb des Horizonts einen Ring gibt, der sternlos scheint, obwohl er aus der Schule wissen müßte, daß auch hier sich Gestirne befinden. Wir würden sie ohne weiteres erkennen können, wenn unsere Luft auch in den klarsten Nächten nicht durch Dunst und Staub verunreinigt und getrübt wäre (Tafel VI).

Diese Trübung ist es nun, die bis zu einer Himmelshöhe von 20 oder gar 25 Grad die Sichtbarkeit der hinter ihr befindlichen Sterne abdeckt. Würden wir diese Erscheinung von dem Punkte irgend eines Beschauers aus uns räumlich vorstellen, so müßten wir von einem Dunsteilring reden, der vom Horizont aus ringsum und dauernd dem Beschauer nicht nur in der Nacht, sondern auch am Tage den eigentlichen Weltraum in stärkerem oder geringerem Maße unsichtbar macht. Wir könnten diese Erfahrungstatsache auch etwas anders ausdrücken, indem wir sagen, daß vom Beschauer aus deswegen gerade während der Winterszeit die Sonnenanwirkung abgemildert sein muß, weil sich das Taggestirn nur wenig über jenen Dunsteilring erhebt. In den Wintermonaten werden also gewisse Sonnenwirkungen abgeschwächt. Erst in der Zeit zwischen 20. Februar und 20. März, also im Ur-Lenzing, erreicht die Sonne eine Höhe, die es ihr erlaubt, bereits entscheidend auf das Leben zu wirken und nun jene Auslese vorzunehmen, die dadurch entsteht, daß der eine, der Gesunde, sich mühelos den Verhältnissen anzuschmiegen vermag, der andere durch Erkrankung, also durch Reinigung seines Körpers zwangsweise angeglichen wird, der dritte aber, der ebenfalls erkrankt, der aber nicht mehr fähig ist, den Reinigungsprozess zu überstehen, mit Tod abgeht.

Hier ist also eine Zeit, in der die Böcke von den Schafen geschieden werden; eine Zeit, in der die Menschen durch höhere Gewalt gezwungen

werden, sich den kosmischen Einflüssen anzupassen oder, umgekehrt ausgedrückt, in denen ihnen die kosmischen Kräfte ihren Stempel aufdrücken. Da ein gleiches Verhältnis auch vor der Winter Sonnenwende statthaben muß, nur im umgekehrten Verhältnis — worauf zuerst J. Schulte hinwies —, so wird uns nicht nur die alte Bezeichnung der Zeit vor Weihnachten als die „Stillen Wochen“, sondern auch klar, warum gerade hier der Mensch einer gedämpften Stimmung verfallen muß und alle Liebessehnsucht in der Natur schläft. Den Ahnen dürften diese Dinge also sehr wohl vertraut gewesen sein, sonst wäre die Bezeichnung „Stille Wochen“ nie geprägt worden. —

Zeigen uns nun schon die Erfahrungen des Bauern, die er beim Pflanzen und Säen mit einzelnen Gewächsen zur Zeit der verschiedenen Tierkreiszeichen gesammelt hat, daß der elektrische Erdenhaushalt je nach der Gestirnsstellung ein anderer sein muß, so liegt es offenbar, daß gerade jene Zeit besonders einprägsam auf das Leben sein muß, in der alljährlich das Leben von neuem den kosmischen Regeln zwangsweise eingeordnet wird. Und das geschieht im Urlenz, geschieht in jener Zeit, in der die Sonne durch das Frühlingssternbild zieht, geschieht in jener Zeit, die etwa zwischen 20. Februar und 20. März liegt.

Bei flüchtiger Betrachtung würden wir aus dem Vorstehenden nun die Folgerung ziehen dürfen, daß diese Prägung während eines Weltzeitalters alljährlich sich gleich bleiben müsse, daß also mithin die Neuprägung eigentlich nur entscheidend für Neugeborene sein könnte. Das wäre natürlich ein Jertum; denn es bedarf keiner gesonderten Auseinandersetzung, daß auch die heute längst wissenschaftlich bekannten elektromagnetischen Einflüsse der übrigen Planeten auf die Erde und die dauernd wechselnde Stärke der sonnenflüchtigen Elektrizität alljährlich andere sind und aus den bereits erwähnten Gründen gerade in der Frühlingszeit aufs Unterschiedlichste und Entscheidendste alles Leben beeindrucken müssen. Niemals ist nämlich der Stand der Planeten zur Frühlingszeit genau der gleiche. Bei der ungeheuren Empfindlichkeit dessen, was wir lebendig nennen, können hier schon Unterschiede eine Rolle spielen, von denen sich auch heute unsere Schulweisheit noch nichts träumen läßt. Aber sie sind da und das Leben muß sie berücksichtigen.

Wir gelangen mit diesen Einsichten in ein Gebiet hinein, das zwar einem Goethe noch überaus ernsthaft erschien, über das der Aufklärer aber glaubte spotten zu müssen. Jetzt erst werden wir die Orphischen Urworte Goethes begreifen, die unter dem scheinbar rätselhaften Titel „Dämon“ lauten:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geseh, wonach du angetreten.

So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Das ist keine Mystik, das sind ewige Wahrheiten; es sind Urworte. Genau so, wie der Mensch alljährlich den kosmischen Prägestempel aufgedrückt erhält, genau so muß in dem Augenblick jedes Kind, das den ersten Atemzug tut, sich, will es am Leben bleiben, seiner heimatlichen Umwelt anpassen. Da diese Umwelt aber nicht nur aus Eltern und Geschwistern, aus Haus und Feld, nicht nur aus Boden und Blut, sondern aus den ewigen Räumen und ihren Kräften in Bezug auf den Geburtsort besteht, gibt es nichts, das nicht bei jeder Geburt seine Wirkung auf den jungen Erdenbürger ausübt.

Der Stand der Sonne und die Stellung der Planeten mit ihren elektrischen Kraftfeldern müssen gleicherweise in Rechnung gestellt werden, wie die Hoheitszeichen des Blutes und des Bodens. In dem Augenblick der Geburt wird das betreffende Lebewesen für den Ort der Geburt und seinen immer nur einmaligen Strahlenhaushalt geprägt. Und es lebt als geprägte Form, einmalig als eine Offenbarung der göttlichen Seele, als ein Teil aber und ein an sich unverlierbarer Teil seiner Heimat, an jedem andern Erdpunkte ein Fremdling, als eine geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Hier ankerst das Heiligste des Lebens; hier ankerst die einzig natürliche Seelenhaltung, die heimatbedingte, die Seelenhaltung des Bauern.

Das sind keine Annahmen, das sind Tatsachen, erwiesen durch die tränennasse Geschichte des bunten Maskenzuges, der als Kulturgeschichte vor den Augen jedes Klarsehenden durch die Jahrtausende schreitet.

Weiter aber über diesen Wirrwarr der Entwurzelten blicken von hoher Warte die Urweistümer unserer Ahnen. Sie waren und sind und bleiben nichts anderes, als Wegbereiter menschlicher Erlösung, als Mittel zum Einschwingen in die göttliche Natur, deren heiligsten Flecken Jeder seine Heimat nennt.

Es sind die ewigen Wahrheiten, die uns aus Faschingszauber und Fasten entgegentreten und die wir erst jetzt in ihrem tiefsten Sinn zu begreifen vermögen. Fasching ist der große Kehraus im Abschluß eines Strahlen-Jahres; ist ein der Gesundheit gewähltes fest überschäumender Freude vor den ernstesten Wochen der Neuprägung und damit der bewußten Kasteiung im Fasten, um stark und schmiegsam den Aufgaben der kommenden Monate gewachsen zu sein.

Bei dieser Betrachtung aber stießen wir unvermutet auf die Bedeutung der Heimat, also des Ortes, an den jeder Mensch unlöslich mit den heiligsten Fäden für die Dauer seines Erdenweges gefesselt bleibt. Hier

wo er den ersten Schrei tat, ist sein Erbblut mit der Eigenart der Heimat-erde und nur hier harmonisch verknüpft. So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen...

Blut und Boden beginnen nun eine für uns verständliche Sprache zu reden. Zwar wurde in keiner Zeit von Blut und Boden öfter geschrieben als in der unstrigen. Nie aber wurde dieses urheilige Geheimnis falscher aufgefaßt als in der Gegenwart. Die Gründe sind seltsam. Sie liegen im Wandel, in der Wende der Zeit beschlossen, in jenem Umschwung, der übersatt des materialistischen Oberflächengetaumels, wie das bei derartigen Ereignissen immer der Fall zu sein pflegt, übers Ziel hinauschoß.

In dem Bestreben, statt der Hülle, wie bisher, nun den Kern der Dinge bloßzulegen und seinen Wert zum Maßstab aller Dinge zu machen, verfiel man darauf, statt des roten, lebenswarmen und pulsierenden Blutes und statt der Erde, darin die Pflanze und durch sie der Mensch wurzelt, wurzelt in des Wortes gründlichster Bedeutung, etwas zu sehen, das allein im Reiche der Seele offenbar wurde und als Ausfluß des Tiefsten sich in Wort und Werk offenbarte.

Es scheint vergessen, zumindest von sehr vielen vergessen worden zu sein, daß Blut und Boden wirklich und ganz nüchtern Blut sind und Boden, und daß trotz alledem und obwohl es sich hier um grobstoffliche Erscheinungen handelt, das Geheimnis des Rassenerbtes und der Heimat-erde nicht weniger bedeutungsvoll, nicht weniger rätselhaft und nicht weniger vom Erhabenen umschauert bleibt, wenn wir ohne Pathos aber mit Ernst und Hingabe, mit kindlich unbefangenen Gemüt vor die Dinge hintreten, vor das Land unserer Väter, durch das der Pflug schneidet, und vor das Blut, das in unsern Adern rinnt und nun die Frage aufwerfen: „Was habt ihr beide miteinander zu tun?“

Das ist eine ganz kühle Frage, die eine schmucklose Antwort heischt. Es liegt ja auch so nahe, sofort an die Nahrung zu denken, die uns von der heimatlichen Scholle geliefert wird. Aber schon unser Begehren, etwas zu erfahren über das, was die Pflanzennahrung oder auch die fleischspeisende dem betreffenden Menschen (Schlag Bodeneigentümliches) vermitteln, wird nur zögernd erfüllt werden. Roggen ist doch nun einmal Roggen; Spinat ist und bleibt Spinat und auch aus Erbsen und Kohl kann nichts anderes werden, als eben Erbsen und Kohl. Und doch ist das unrichtig. Wer nämlich mit offenen Augen die deutschen Gauen durchwandert, der findet gar mancherlei, das landschaftsbedingt ist. So fällt ihm etwa auf, daß übermäßig viele der Lüneburger Heide-Bauern schlechte Zähne haben. Sehen wir uns nun den Heideboden an, so erkennen wir, daß es sich um dürrsten, nährstoffärmsten, nahezu kalkfreien Sand handelt, der erst durch Mergelung, also durch künstliche Beigabe von Kalk überhaupt ertragfähig gemacht werden kann. Dieser Kalkmangel zeigt sich also in der Zahnbeschaffenheit der Heide, wobei dahingestellt

60 000 Krebs
Tuberkulose
300 000 Säuglinge

bleiben mag, wieviel davon auf das Konto des weichen Wassers und wieviel auf das der Nahrung gesetzt werden muß. Ganz gewiß bleibt also auch Roggen nicht Roggen, sondern zwischen der Halmfrucht der Haide und jener kalkreicher Landschaften ist ein Unterschied, der sich in der Nährflüssigkeit des Lebens, im menschlichen Blut, offenbart.

An anderer Stelle sehen wir scheinbar ohne Grund die Kindersterblichkeit im Säuglingsalter besonders ausgeprägt. Lange standen die Ärzte vor einem Rätsel, bis man fand, daß in jenen Gebieten die giftige Herbstzeitlose besonders häufig ist, von der Kuh gefressen wird und die Milch vergiftet. So gelangte der schädliche Stoff ins Blut und vermag zartes Leben zu vernichten.

Das aber ist nicht allein entscheidend. Da nämlich die Milch jener Gegenden mehr oder weniger Herbstzeitlosengift enthält, so muß allmählich eine Gewöhnung des Menschen an diesen Stoff in gewissen Grenzen eintreten. Welchen Einfluß diese Widerstandskraft gegen das Gift mit sich bringt, ist bisher nicht untersucht worden. Auf Grund der von mir im „Hergottswinkel“ entwickelten Anschauung über den Sinn der Gifte im Naturganzen dürfte diese scheinbare Schädigung für das widerstandsfähigere Leben von besonderer Bedeutung sein; denn jene Gebiete, in denen die Herbstzeitlose reichlich verbreitet ist, sind gleichzeitig immer Landstriche, wo sich auch starke und zahlreiche Reizstreifen finden. Soweit bisher zu sehen, ist das Gift der Herbstzeitlose ein Strahlenschuttmittel, ähnlich wie das der Brennessel. In den Körper gebracht, muß es also bis zu einem gewissen Grade insofern heilsam wirken, als es seine eigene Schutzfähigkeit dem betreffenden Körper nutzbar macht.

In der Volksheilkunde ist die Herbstzeitlose darum seit frühen Zeiten im Gebrauch und hat wegen ihrer Gefährlichkeit seit der Zeit des Verfalls auch manches Opfer gefordert. Mit Recht aber blieb das Volk bei der Behauptung, die Herbstzeitlose sei bei Wassersucht, Gicht, Rheuma und Blasenleiden brauchbar. Diese Anschauung bestätigt also vollauf unsere Vermutung, bestätigt die notwendigen Folgerungen, die sich zwangsläufig aus unserer neuen Anschauung über den Sinn der Gifte ergeben. Es müßte darum eine reizvolle Aufgabe sein, einmal zu untersuchen, ob jene, an dieser Pflanze reichen Landschaften eine bäuerliche Bevölkerung aufweisen, die von den erwähnten Leiden wenig geplagt wird.

Diese Zusammenhänge eröffnen nun sofort weite Ausblicke, wenn wir berücksichtigen, daß neben dem Kalk- und sonstigen Mineralgehalt des Bodens von Landschaft zu Landschaft auch sehr unterschiedliche pflanzliche Gewürze Verwendung finden.

Leider sind wir heute derart entnatürlicht, daß die Küchenkräuter, von denen noch unsere Großeltern mindestens ein Dutzend verschiedener Arten anbauten und täglich viele verwendeten, selbst auf dem Lande ganz nebensächlich behandelt werden. Wir haben vergessen, daß diese

Kräuter nicht nur höchst wohlschmeckend, sondern, daß sie treffliche Heil- und Vorbeugepflanzen sind.

Es kann ja nicht unsere Aufgabe sein, die Küchenkräuter im einzelnen und in ihrer wahren Bedeutung abzuhandeln, sondern wenige Beispiele müssen genügen, das zu zeigen, auf was es uns hier ankommt. Da sei zunächst der Dill genannt, ohne den der Ruf der Sauren Gurken (Salzgurken) vom Spreewald bis nach Breslau niemals der sein könnte, der er ist. Der würzige Dill wird in Norddeutschland, vor allem in Schlesiens in keinem Garten vergeblich gesucht werden, hingegen er in Süddeutschland weitest unbekannt blieb.

Rufen wir uns nun die Überzeugungen des Urweistums in Erinnerung und übersetzen wir seine alte Ausdrucksweise in die Sprache der Gegenwart, so muß uns der Dill als ein Mittel gegen die schädigenden Wirkungen der Reizstreifen gelten. Fraglos gibt auch er Stoffe an das Blut ab. Jeder feinfühlige wird darum die Behauptung keineswegs übertrieben finden, schlesisches Blut unterscheidet sich unter den abwaltenden Umständen von bestimmten süddeutschen schon in dieser Hinsicht.

Auch der Kümmel soll nach dem Urwissen des Volkes ähnliche Eigenschaften wie der Dill haben. Er besitzt sie in der Tat, und fast alle Gewürzkräuter teilen mit den genannten beiden ihre Fähigkeit, vorteilhaft auf die Milz zu wirken.

Ganz gewiß kann es also keinem Zweifel unterliegen, daß der landschaftsweise unterschiedliche Genuß bestimmter Kräuter sich in irgend einer Form auswirken muß. Von allergrößter Bedeutung aber, und heute in seinem Wesen und Wert durchaus übersehen, ist das Wasser, das zudem selbst von den unlöslichsten Stoffen des Untergrundes entsprechende Mengen löst und so in den Körper bringt.

Die Folgerungen, welche sich aus dieser vermutlich ganz nebensächlichen, weil wegen ihrer scheinbaren Geringsfügigkeit als belanglos übersehenen Tatsache ergeben, sind, wie die Untersuchungen von J. Schulte zeigen, von einer Bedeutung, deren Wert geradezu ungeheuerlich anmutet.

Wer da also glauben wollte, winzigste Mengen seien als Spuren oder Verunreinigungen zu vernachlässigen, der beweist nur sein grobstoffliches Denken. Er befindet sich in jenem heute verzeihlichen Irrtum, daß nur Wägbares und Meßbares berücksichtigt zu werden braucht. Er denkt also und fühlt gewissermaßen nur mit Hilfe unserer physikalischen Geräte aber nicht mehr lebensgemäß; denn so sicher wägbare und meßbare Stoffe nicht außer Betracht gelassen werden können, so sind doch im Lebenshaushalt gerade die unwägbaren und unmeßbaren Kräfte und Stoffmengen das Entscheidende.

o!
Verantwort

Dessen müssen wir wieder eingedenk werden. Es ist darum nötig, sich, wenn wir den Boden betrachten, immer gegenwärtig zu halten, daß der Boden an sich gleicher landwirtschaftlicher Güte noch lange nicht die gleiche chemische Zusammensetzung zu haben braucht. Was ist da nicht alles möglich. Hier wird in feinsten Verteilung Eisen, dort Mangan, da ein anderer Grundstoff, wieder in einer andern Gegend Blei gefunden. Und diese Stoffe werden zumindest mit dem Trinkwasser in den Körper aufgenommen, um dann ihre unausschaltbaren Wirkungen auszuüben. Gleich hier aber muß mit Nachdruck betont werden, daß diese Wirkungen in hohem Grade auch dann vorhanden sind, wenn sie gegenwärtig vom Chemiker durch Auffinden ihres Ursprungstoffes bei der üblichen Untersuchungsweise nicht nachgewiesen werden können. Auf diese Feinheiten können wir hier nicht näher eingehen, sondern wollen uns einmal einem Gebiete zuwenden, dessen Wasser im heutigen chemischen Sinne geringe Mengen Bleisalze enthält.

Da nun die Kühner als besonders empfindlich gegen Blei gelten, so finden wir in der Tat in jener Gegend Bauernhöfe, auf denen kein Federvieh gehalten werden kann. Der Mensch aber, seit endlosen Geschlechtern dort beheimatet, hat sich angepaßt und bleibt, solange er natürlich lebt oder von Einwirkungen bestimmter technischer Maßnahmen unberührt bleibt, vollkommen gesund. Er ist in entsprechendem Linsange bleibend geworden. Anders aber der aus einer anders gearteten Landschaft kommende. Bei ihm treten Krankheiten auf, Krankheiten als Versuch der Natur, ihn der neuen Umwelt, dem für ihn neuen Boden anzupassen oder aber ihn als Fremdling, als ungeeignet, zu vernichten.

An diesem Beispiel wird uns nun die entscheidende Einsicht, daß der Mensch zu dem Boden gehört, der ihn hervorbrachte. Dort ist der Mensch verwurzelt; dort ist er heimatbedingt. Das gilt für jede Bodenart, ob Sand, ob Löß, ob Moor oder Moräne: Nichts kann für höchste Leistung und Bestfinden des Menschen Entscheidendes gefunden werden als die heimatliche Erde.

Alle Maßnahmen der Neuzeit, eine Verpflanzung mit Hilfe der Verkehrsmittel durchzuführen, den Sandmenschen auf den Löß, den Lößmenschen auf die Moräne zu verbringen, sind blut- und bodenfeindliche Auswüchse einer entwurzelten, einer bodenfremden Denkweise. Sie sind nur in Notfällen berechtigt und immer nur ein Versuch, der erst nach Geschlechtern zu erweisen vermag, ob Bodenständigkeit erreicht wird oder Ausmerzungen die naturnotwendige Folge ist.

Wir brauchen diese Gedankengänge nicht auszuspinnen, um zu begreifen, daß nur ein Volk zur bestmöglichen Form seines Daseins gelangen kann, dessen Sippen bodenständig leben; die Geschlechter um

Geschlecht an der ererbten Scholle hängen und diese im Sinne des uralten Brauchtums hegen.

Wer nämlich durch jahrzehntelange Erprobung der Küchenkräuter deren Bedeutung für die Gesundheit an sich selber nachgeprüft hat, wird keinen Augenblick im Zweifel über den Wert sein, den die Lebensweise unserer Ahnen auf der uns überkommenen Erdoberfläche auch für uns noch heute besitzt.

Die Frage, die wir eingangs an Blut und Boden stellten: „Was habt ihr beide miteinander zu tun?“ scheint somit hinreichend beantwortet; denn überaus klar geht aus allen hier betrachteten Einzelheiten hervor, daß auch das Blut zu einem wichtigen Teile ein Erzeugnis des Bodens ist, ein Erzeugnis, das Abweichungen zeigt, je nach dem wir das Blut des Moorbodenbewohners oder des Bewohners eines Gebietes betrachten, dessen Trinkwasser etwa bleihaltig ist. Wer aber diese Erkenntnisse zu Ende denkt, dem fällt es wie Schuppen von den Augen, warum unsere Ahnen in bestimmten Grenzen Blutmischungen unter allen Umständen vermieden. Der nicht art- und bodengemäße Blutanteil mußte sich gegen die ihm fremde Heimat auflehnen: Der Bastard geriet darum immer „nach der ärgeren Hand“. Das aber ist nur die eine Seite.

Wollten wir uns hiermit zufrieden geben, wir würden in den gleichen Fehler verfallen, wie jene, die wir vorhin geißelten, weil ihnen Blut und Boden in ihrem verzeihlichem Überschwang gewissermaßen zu seelischen Äußerungen allein wurden. Es ist aber trotzdem etwas Wahres an dieser Überzeugung, etwas, das auch wir nicht übersehen dürfen. Wir haben bisher nur die in sich geschlossene Landschaft betrachtet, Dinge an sich, und somit einen Fehler gemacht, da nichts für sich besteht und auch eine Landschaft den Einflüssen ihrer Umwelt unterworfen ist, Einflüssen, die in endloser Folge sich bis hinaus in das schweigende All, in den Kosmos, verfolgen lassen. Allerdings brauchen wir nicht mehr zu wiederholen, was wir aus allem früher Gesagten über die kosmischen Einflüsse so wie so wissen; sondern wir wollen hier nur das Meer berücksichtigen und auch dieses nur als Jodlieferer betrachten. Da zeigt sich nun etwas Grundständiges: Die meernahen Landstriche sind im Vergleich zu den Binnenlandgebieten jodreich. Auch das Jod wird, wie alle andern Stoffe, vom Körper aufgenommen und spielt in allerwinzigsten Mengen eine dennoch überragend wichtige Rolle als Bestandteil der den Lebensablauf regelnden Drüsen. Im Jod aber finden wir einen Stoff, der wie ein Wunder ist; denn er schlägt die Brücke vom rein Materiellen zum Seelischen. Er scheint eine ausschlaggebende Bedeutung für die Gestaltung des Temperaments zu besitzen, wenn wir von seiner rein gesundheitlichen hier ganz absehen. Betrachten wir nur den küstennahen im Gegensatz zum Binnenlandmenschen. Beide mögen als Bauern sesshaft sein und doch welcher Unterschied in ihrer Seelenhaltung. Der Jodreiche ein Behender, ein mehr ruhelofer Geist, ein Wegbereiter des die Natur unterwerfenden Fortschrittes;

der Jodärtere im Binnenland, der Beharrende, der Langsamere, der Beobachter, der aus der Natur nimmt und von ihr lernt, um sich ihrer Allmacht einzuschmiegen. Dort der Vernünftige, hier der Fromme. Bei aller Gleichheit in ihren äußeren Aufgaben, doch im Grunde zwei Welten; zwei Welten aber, die dennoch irgend einmal vor vielen Jahrtausenden zusammenklangen, die eine Blutmischung ergaben, eine Sinfonie der Seelenhaltung, die aufwuchs aus dem Boden der Heimat, um durch das Blut zu einmaliger Offenbarung zu werden, zur deutschen Seele.

Und diese Seele spricht nicht nur aus Gestalt, aus Haltung und Anteil, aus der unnachahmlichen Form der landschaftsgebundenen Geste, sie spricht vernehmlich auch aus dem Laut der Sprache, deren Töne die Mundform als eine durchaus unterschiedliche Eigenart bodenverwurzelter Landschaftszüge erkennen läßt.

Gewiß beginnen wir all das erst abzutasten, stehen erst an dem sich uns gerade öffnenden Tore einer Heimatkunde, die in der Schöpfung des Erdballes ihren Anfang nimmt, um in der Dorfblinde, im Marterl, im Maibaum, im Marktbrunnen, in Tracht, im Dialekt, im Kosewort, im Druck einer linden Hand, im Militärmarsch, im Brauchtum und Sprichwort, im Blicke des Auges und im Gerede der Lippen, um bis zu den Höchsteleistungen der Musik als dem Widertönen göttlicher Harmonien, hier in dem denkenden Musiker, in Richard Wagner, dort in der Höchsteleistung urgeschöpferischen, weil naturerklärenden Lieddichtung, in der Sechsten Beethovens den Ring zu schließen, der aus beiden Seelen, der aus Heimat Erde, aus dem Boden über das Blut durch Wirrungen und Irrungen zurückführt zur Scholle, die alles gebar.

Gibt es wohl ein erschütterndes Gleichnis als Blut und Boden, die beide, hier im Stoff und dort im Seelischen das ewige Wirken Gottes, des unbekanntes Gottes, erkennbar machen? Heilig ist die Erde und rein, heilig und rein ist das Blut. Ihrer beider Reinheit ist innerste bäuerliche Pflicht. Blut und Boden sind das hohe Lied echten Bauerntums, sind die strengen, die unverrückbaren Voraussetzungen einer Lebensform des Gleichklanges, deren Verklärung Kultur ist. Blut und Boden, richtig gesehen, zwingen zu bewusster Unterwerfung unter die allmächtige, göttliche Natur, deren Geboten auch die Kultur folgt und aus diesem Grunde in ihrer ewigen Rückverknüpfung zum geheimen Welthintergrunde religiöse Lebensform ist.

Seltene Wege, die uns das Urwissen des Volkes führt, sofern wir gelernt haben, mit unverbildeten Augen zu schauen.

So nun, wie die Fastnacht den Schlußpunkt hinter den Abschluß des kosmischen, des Strahlen-Jahres setzt, so eröffnet das Osterfest in seiner Urwesenheit die natürliche Auferstehung. Neu ist das Leben geprägt, neu geschaffen für ein neues kosmisches Jahr. Auferstanden in frühlinglicher Kraft. In Wahrheit auferstanden von den Toten.

Diese Auferstehung tut sich nun im Gegensatz zu dem jungen und sanftmütigen ersten Frühling, der mit dem Beginn des natürlichen Sonnenjahres einsetzt, in seiner lauterer Pracht kund, die im Ostermond schon kräftig zur Entfaltung drängt, obwohl er ein wetterwendiger Gefelle ist, dieser Ostermond.

Von seinen Launen scheinen auch der Lenzing und der Wonnemond angestecht zu sein; denn die bäuerliche Erfahrung lehrt:

Der Lenzing im Schwanz /
Der Ostermond ganz /
Der Wonnemond neu /
halten selten Treu.

Dazu entfallen nach alten Aufzeichnungen auf hundert nasse Ostermonde siebenundfünfzig nasse und dreiundvierzig trockene Sommer, auf hundert trockene siebenundsechzig feuchte und dreiunddreißig trockene Sommer. Derständlich darum, daß dem Landmann ein nasser Ostermonat erwünscht ist:

Wenn der Ostermond Spektakel macht /
Gibts Heu und Korn in voller Pracht.

Ungern wird dieser „Spektakel“ von der Kinderwelt am ersten Ostertag gesehen, an dessen Morgen sie die aus dunkelgrünen Moosnestern hervorlugenden, verführerisch bunt schimmernden Eier zu suchen pflegen. Doller Rührung spricht die beglückte Jugend vom freizügigen Osterhasen und selbst die ländlichen Abc-Schützen finden gar nichts Sonderbares bei dem Gehaben dieses Eier legenden und vortrefflichen Tieres.

Da ihnen und auch den Mädeln und Buben in den Städten keine Gedanken über den Zusammenhang von Ostern und Ei kommen, begnügen sie sich auch später als Eltern mit dem schönen Brauch.

Trotzdem erschließt uns die Frage nach der Herkunft dieser sinnigen Sitte ein ganzes Kapitel ahnenferner Kulturgeschichte, allein dadurch, daß wir dem Namen „Ostern“ als der Bezeichnung für das große und uralte germanische Fest des wirklich einsetzenden Frühling nachgehen. Ostern kommt von Ostara, der Bezeichnung für eine germanische Göttin der Verfallszeit. Einst aber war Ostara nur das Sinnbild für die in stiller Ehrfurcht verehrte unerforschliche Macht, die im Frühling Schönheit und Fruchtbarkeit, Freude und Lust über unser Heimatgefilde ausgoß.

Vor vielen Jahrtausenden haben unsere Ahnen auf ihren großen Seefahrten diesen Kult über das Erdenrund getragen, diesen Ostara-Kult, der bei anderen Völkern als Jenu-, als Venus-Kult, als Jstar- oder Astarte-Kult wiedergefunden wird. So haben die Frühgermanen, die Pulstata, ihn einst auch nach Kanaan gebracht, nach einem Land, das

seit dieser Zeit auch als Pulfata-Land, als Palästina bezeichnet wird, und wo im berühmten Jstar-Tempel auf dem Libanon, inmitten schwarzhaariger Semiten, der blonde Jstar Verehrung gezeigt wurde. Die Blondheit der Himmelskönigin, aus der später Maria, die Gottesmutter, wurde, findet sich nun überall wieder.

Bedenkt man überdies, daß der Ostara-Kult nicht ein einfaches Sinnbild des Sonnenbedingten, also kosmisch verknüpften Frühling ist, sondern, wie sich erweisen läßt, in allerfrühester Urzeiten zurückgeht, als noch die Venus, der heraldische Abend- und Morgenstern, und nicht der Mond, der damals noch nicht als Erdbegleiter, sondern als selbständiger Planet seine Bahn zog, Grundlage der Zeiteinteilung war, dann offenbart uns allein der Name „Ostern“ die erstaunliche Fähigkeit, mit der unsere Rasse an Sitten hängt, die bis in die früheste Vorzeit zurück verfolgt werden können. Galt doch gerade der Venusstern als Gestirn der Liebesgöttin, als Symbol der Fruchtbarkeit, der Schönheit und aller Lust; war als hellster Stern an unserm Himmel die Himmelskönigin, deren wesentlichste Geschenke an die Irdischen Liebe und damit Fruchtbarkeit waren; denn durch die Venus wurden jene die Liebessehnsucht erregenden Sonnenkräfte dann besonders stark zur Erde geleitet, wenn die Venus zwischen Sonne und Erde trat. Heute hat der Mond, wie wir bereits sahen, mit vollem Recht und mit dem Recht des Stärkeren die Rolle der Venus übernommen.

Nichts kann nun den Gedanken der Fruchtbarkeit eindringlicher verkörpern als das Ei. Ei und Ostara-Venus-Maria gehören zusammen. Darum ist das Osterei Sinnbild der frühlingshaft und drängend zu neuer Liebe erwachenden mütterlichen und göttlichen Natur.

Hier ist Ur-Kult am Leben, wie wir ihn auch noch in andern Osterbräuchen finden, die sinnig und derb, doch immer wieder das tiefe bäuerliche Gemüt spiegeln.

Da liegt jetzt im Hag um die alten Höfe und Gärten über die dunklen Ruten des Schwarzdorns der Blütenschnee gebreitet, der, je reicher er ausfällt, auch ein um so deutlicheres Vorzeichen für ein fruchtbares Jahr ist; dies aber nicht nur für die Pflanzen und Tiere, sondern auch für den vermeintlichen Herrn der Schöpfung:

Reiche Schlehdornblüte —
Wenig Jungfrauen,

sagt der Bauer, wobei er noch darauf hinweist, daß die Vormundschaftsgerichte reichlich mit Arbeit versehen werden. Und er hat recht; denn es handelt sich hier, wie leicht erkennbar, um das nämliche, einen strengen Winter kündendes Vorzeichen, wie wir es bei der Hasel kennenlernten, die uns zeigte, daß die Göttin Venus alles irdische Leben in gleichem Maße das eine Jahr mehr, das andere weniger segnet. Mag also die Schlehenblüte mit aller Zartheit Ostaras Willen künden...

Zauber mit Butterfaß

Unser Schwarzdorn spielt auch sonst eine ähnliche Rolle wie die Haselnuß. Wie diese, so hat auch er die Fähigkeit, die rutenbewegenden Kräfte aufzuheben, mithin gegen allen „Zauber“ wirksam zu sein.

Da ist ein merkwürdiger Brauch, der da behauptet, es sei nur nötig, die Milch mit einer Schlehdornrute dann zu schlagen, wenn sie beim Buttern sich nicht austrühren, also die Butter nicht abscheiden lasse; der Hexe werde dadurch ihre Bosheit verleidet. Diese Sitte steht keineswegs einzig da, erfordert also eine Aufhellung, die auch andere Formen des „Gegenzaubers“ erfaßt.

Heute, wo auch das Buttern immer mehr mit Maschinen betrieben wird, ist es nicht ganz einfach, dem Spuk im Butterfaß auf die Spur zu kommen. Immerhin muß jedem, der über einige Kenntnis der hauptsächlichsten heimischen Holzarten verfügt, etwa in Schwaben oder Franken auffallen, daß der Stab des Butterfassens aus einer dem Besucher fremden Holzart besteht. Auf die neugierige Frage, von welchem Baume der Knüttel stamme, wird ihm die Antwort, es sei „Elzbirchholz“. Damit aber ist dem Wißbegierigen nicht gedient; denn er ist um nichts schlauer geworden, sofern er nicht selbst aus Franken oder Schwaben stammt. Erst wenn er das Gewächs sieht, erkennt er es als die überall vorkommende Pfl- oder Traubenkirsche (*Prunus padus*), den Faulbaum der Norddeutschen, die Elexen des Altbayern, die Drudenblüt der Franken (*Drude = Hexe*), die Eßebeer oder Elzbirne der Schwaben.

Es muß aber doch seinen Grund haben, gerade in der Traubenkirsche den Lieferer des Butterfaßstabes zu erkennen. Nur ungern wird auf eine entsprechende Frage hin die Bäuerin oder die Magd Aufklärung geben. Finden sie sich dazu bereit, dann erfährt der Lauschende, der Elzbirnstock halte den Zauber vom Butterfaß fern, den Zauber, der das Abscheiden der Butter verhindert.

Nur das Landkind vermag zu ermessen, was es für den bäuerlichen Haushalt bedeutet, wenn die Butter nicht ausfallen will. Es ist gewiß kein Vergnügen, stundenlang den Knüttel im Butterfaß auf und nieder zu bewegen und trotz alledem keinen Erfolg zu haben. Die Milch scheint geradezu verzaubert, verhext.

Und nun behauptet das Volksweistum, die Elzbirne halte den Zauber fern; denn die Hexen vertragen den „Geruch“ dieses Holzes nicht. In einem Faß mit Traubenkirschenstiel würde also das Buttern leicht gemacht. Da und dort legte man einen Staubkamm oder, wie das bäuerliche Volk drastischer sagt, einen Läusekamm als Gegenzauber unter das Butterfaß; dort wieder warf man einen goldenen Ehering in die Milch oder statt seiner eine Gold- oder Silbermünze; man steckte ein Messer ans Faß; man schlug das Faß mit Weidenruten, die aber abgebrochen, nicht mit einem Messer abgeschnitten werden durften; man ließ in das Butterfaß einige Streifen aus Wacholderholz einziehen; legte einen Donnerkeil daneben oder die

Wurzel des Kreuzkrautes, kurz, man wußte sich gegen den Zauber im Butterfaß zu helfen. Man hatte geschlechterlang erfahren, daß diese Mittel wirklich nützen; denn man hatte zunächst einmal einwandfreie Beobachtungen gemacht, die mit aller Klarheit darauf hindeuteten, daß zu bestimmten Zeiten oder an bestimmten Stellen des Hauses sich Einflüsse offenbarten, über deren Natur allerdings niemand Aufschluß geben konnte. Hier waren also verzehrende Kräfte am Werke. Jede Bäuerin wird an sich die Tatsache bestätigen, daß es innerhalb ihrer Wirtschaftsräume Stellen gibt, an denen erfahrungsgemäß die Butter nicht ausfallen will. Werden solche Orte nun mit Hilfe entsprechender Geräte oder mit Hilfe der Wünschelrute untersucht, so zeigt sich, daß es sich um bestrahlte Plätze handelt. Hier also ist der Butterausfall behindert.

Das begreifen wir sofort, wenn wir uns daran erinnern, daß die Milch keine gewöhnliche Lösung ist, wie wir sie etwa dann vor uns haben, wenn wir ein Stück Zucker in einem Glase Wasser auflösen. Bei der Milch handelt es sich vielmehr um eine außerordentlich feine Aufschwemmung von winzigen Fetttropfen in wässriger Flüssigkeit, um eine sogenannte kolloidale Lösung. Da nun die Ausscheidung der aufgeschwemmten Teilchen von den elektrischen Zuständen sehr erheblich abhängt, und durch die an jenen Orten obwaltenden elektrischen Strahlungen hinausgezögert oder gar unmöglich gemacht wird, so ist es nur allzu selbstverständlich, daß dort, wo die Rute ausschlägt, der Buttermvorgang erschwert oder ganz behindert ist. Unsere Dorfahnen kannten nun, abgesehen von den uns schon vertrauten Mitteln, die rutenbewegenden Kräfte zu beseitigen, eine Fülle weiterer Möglichkeiten, dieses Ziel zu erreichen. Das Holz der Eberesche oder der Traubenkirsche zu Rührstäben verwendet, das Wacholderholz oder die Edelmetalle zeigen diese Eigenschaften; neben den hier angeführten anderen Hilfen erfüllt selbst das ans Faß gesteckte Messer seinen Zweck, während der Staubkamm als solcher bei der Nachprüfung nur sehr unvollkommene Fähigkeiten aufweist (Tafeln VII und IX).

Wir würden hier also ein sehr fragliches Mittel vor uns haben, wenn nicht in dem Kamm etwas steckt, was erst beim Buttermvorgang zur Wirkung gelangt. Durch das Aufstoßen des Rührstabes pflegt der unter dem Faß liegende Kamm in zitternde Bewegung zu geraten und zeigt dann in der Tat eine hinreichende Wirkung. Er ist nämlich im Grunde genommen nichts anderes als eine jener „Unruhen“, die in Form von Bätlappkränzen, von Kamillen- oder Wermutbüscheln, als Mistel oder als Eberwurz oder als andere Vorrichtungen unter der Bezeichnung „Unruhen“ an dünnen Fäden von der Zimmer- oder Stalldecke herabhängen und infolge ihrer Eigenschaften u n d d e r d a u e r n d e n B e w e g u n g die Einwirkungen der Reizstreifen vernichten (Tafel IX und X).

Die Ahnen wußten sich also ganz vortrefflich zu helfen. Bei dem, was wir hörten, scheint nur eines nicht ganz verständlich, nämlich, daß

sie behaupteten, die Hexen verträgen den „Geruch“ des Elzbirnenholzes nicht. Hier aber handelt es sich nur um ein Sinnbild, das wir auch heute noch verwenden, ohne an die Nase als Riechorgan zu denken, wenn wir davon sprechen, wir könnten jemanden nicht „riechen“. Damit wollen wir zum Ausdruck bringen, er sei uns derart unangenehm, daß wir seine Gegenwart meiden. Und das tun eben die Erdstrahlen auch. Sie meiden scheinbar ein Gefäß, in dem sich ein Rührstab aus Traubenkirschenholz befindet. Wunderbar tief müssen unsere Vorfäter in die natürlichen Zusammenhänge geschaut haben. Das taten sie auch, als sie die Wirkung des Schlehhdorns auf die nichtbutterfähige Milch beobachteten. Sie schlugen darum die Milch mit der Schwarzdornrute und entstrahlten sie auf diese Weise, trieben also die Hexen aus, schufen mithin Vorbedingungen, den Buttermvorgang erfolgreich zu gestalten.

Damit aber wird unsere Aufmerksamkeit auf etwas gelenkt, dessen Sinn in seiner wesentlichen Eigentümlichkeit uns heute überhaupt gänzlich entschunden ist, obwohl wir alle seine Folgen einst verspürten. Es handelt sich um die Rute als Züchtigungsmittel.

Scheint es nicht lächerlich, hier behauptet zu sehen, zumindest die aus Birkenreisern bestehende Rute sei ursprünglich gar nicht zum Zwecke der Züchtigung gedacht?

Wir werden der tiefen Lebensweisheit, die diesen Brauch schuf, sehr schnell näherkommen, wenn wir neben der Schwarzdornrute und ihrer Verwendung beim Buttern der heute noch in manchen Gauen verwendeten Lebensrute unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

So finden wir die Eberesche, von der wir gleichfalls als einem Entstrahlungsmittel beim Buttern hörten, in Niederdeutschland dazu verwendet, die Kälber beim ersten Austrieb am ersten Mai mit leichten Schlägen zu berühren. Das ist beileibe keine freundliche Züchtigung, sondern der niederdeutsche Name für die Eberesche, die Vogelbeere, verrät uns bereits, um was es hier geht. Quäkbom heißt sie hier. Dieses Wort kommt vom mittelhochdeutschen quec, das frisch, lebendig, beweglich, mit dem weiteren Sinn von „erquickten“ bedeutet. Das bewegliche Quecksilber hat von hier aus seinen Namen erhalten und „quicklebendig“ ist heute noch im Schwange.

Die von der Eberesche stammende Lebensrute hat also den Zweck, zu erquickten, weswegen sie auch als Quitsche, dem andern niederdeutschen Namen für die Eberesche, bezeichnet wird. Es ist das sinngleich mit (vor Vergnügen) quiettschen!

Bei dem Schlagen mit der Lebensrute sagt der Hirt in Mecklenburg:

Ik quitsche di, ik queke di /
De leiwe Gott dei beter di /
Denn warst du dick un fett un rund /
Un dennoch gesund.

Dieser Spruch besagt eigentlich alles. Das Schlagen mit der Lebensrute hat also den Zweck, Gesundheit zu verschaffen.

Um diese Absicht zu verstehen, wollen wir nochmals zu jenen Vorgängen zurückkehren, mit denen wir uns bei dem wetterkündenden Flug der Schwalben befaßt haben. Wir hörten dort, daß die Lebewesen sich auf die verschiedenste Weise elektrisch aufzuladen verstehen. Während die Vögel dies durch entsprechendes Hochfliegen erreichen, begeben sich Schlange und Katze an Stellen, an denen Erdstrahlen wirksam sind.

Gerade der letzte Fall zeigt uns nun, auf welchem Wege wir das Rätsel der Lebensrute lösen können. Denken wir daran, daß die Haustiere, in unserem Falle die Kinder und Kälber, während des Winters an den engen Stall gefesselt sind und hier den Wirkungen der Reizstreifen ausgeliefert sein können, so werden wir durchaus an gewisse Schädigungen denken dürfen. Vergleichsweise könnten wir also sagen, die betreffenden Tiere seien ähnlich der bestrahlten Milch „aufgeladen“, also in einen unnatürlichen und darum schädlichen Zustand versetzt. Jetzt nun, da sie auf die Weide getrieben werden und dort den Sommer über Tag und Nacht verbleiben, mithin fähig sein müssen, sich der völlig andern Umwelt ohne Nachteile anzupassen, kommt es sehr darauf an, daß das Vieh diesen einschneidenden Wechsel in voller Gesundheit, also in unbehinderter Anpassungsfähigkeit vollziehen kann.

Hier scheinen nun elektrisch „aufgeladene“ Tiere Schwierigkeiten zu haben. Sie müssen also entsprechend „entladen“ werden. Seien wir indessen eingedenk, daß diese Worte nur sinnbildlich zu verstehen sind; denn wir wissen über die eigentlichen Vorgänge so gut wie nichts. Nur der Erfolg spricht für die Richtigkeit des Brauches. Und das allein ist für uns entscheidend, nicht aber, ob wir einer mehr oder weniger verwickelten Theorie gerecht werden. Zudem stehen Schlehdorn und Eberesche keineswegs als Lebensrutenlieferer vereinzelt da. Auch die Hasel hatte einst in gleicher Richtung gesundheitliche Bedeutung, obwohl sie heute nur noch in der Form des berühmten Schulmeisterbäckels ein fraglos oft sehr nötiges Handwerkzeug darstellt.

Viel wichtiger und in keinem Bauernhause fehlend, wo sich kleine Kinder finden, ist die eigentliche „Rute“, die noch heute den uralten Namen trägt, obwohl wir gegenwärtig unter Rute im allgemeinen nicht wie hier ein besenartiges, sondern ein stedenförmiges Gebilde verstehen.

Wir kennen sie aber alle gar zu gut, diese oft noch mit einem bunten Bande geschmückte Rute, mit der auch wir „geschlagen“ wurden, wenn wir gar zu unruhig, also nach dem Urteil unserer Eltern, ungezogen waren. Der durch die Rutenschläge erzeugte Schmerz dürfte aber niemals gar zu arg gewesen sein. Und hierin glich der nützliche Brauch durchaus seinem uralten Vorbild; denn das Kind sollte ursprünglich garnicht

gestraft werden. Es war und konnte als gesunder Sproß doch nur von Unruhe, unnatürlicher Lebendigkeit, oder einer sonstwie die Umgebung störenden Lautheit ergriffen worden sein, dadurch, daß ein „böser Zauber“ auf das Kleine wirkte, mit anderen Worten, wenn es den Kräften der Reizstreifen ausgesetzt war. Das läßt sich noch heute nachprüfen. Gestrahlte Kinder sind unruhig, weinerlich, unleidlich. Schlägt man sie aber leicht mit der Birkenrute, auf jenen die Strahlung vorwiegend aufnehmenden und sehr wahrscheinlich durch das Rückenmark weiterleitenden Teil, den der Bauer schlicht, aber unmißverständlich den Hintern nennt, schlägt man sie also auf den zu diesem Zweck eigens entblößten Teil, so geschieht das Gleiche wie bei den „aufgeladenen“ Kälbern; es tritt eine „Entladung“, eine Beruhigung ein.

Verständlich ist nun auch die merkwürdige Sitte, zu Ostern mit Hilfe der Rute die Flöhe auszutreiben. Im Ermland schlagen darum noch heute die Mädchen ihre Füße mit der Osterrute, einer Birkenrute, wobei die Worte gesprochen werden:

Mit diesem Birkenstrauß /
Jag ich die Flöh' heraus /
Nicht für heut / nicht für morgen /
Sondern für das ganze Jahr.

Allgemein gilt, wie uns bekannt, das Ungeziefer als „angehest“. Und das ist durchaus richtig; denn es findet sich in merkbarer Zahl vorwiegend in Wohnungen, die von Reizstreifen durchzogen werden und bei Personen, die durch derartige Einwirkungen in unserem Sinne als aufgeladen betrachtet werden müssen. Da, wie wir hörten, die Lebens- oder Osterrute als Mittel zur Beseitigung der ungesunden Strahlungen dient, so ist der Brauch der Ermländer Mädchen durchaus sinngemäß und Erfolg versprechend.

Nun soll die Lebensrute, die früher auch von Erwachsenen angewendet wurde und deren Reste noch heute im Schmach-Oster-Brauch gefunden werden, auch Fruchtbarkeit in Haus und Stall herbeiführen. Wieder ist das eine Selbstverständlichkeit, wenn wir berücksichtigen, daß bestrahltes Leben meist unfruchtbar bleibt, daß zumindest der Geburtsvorgang erschwert wird, die Jungen aber starken Schädigungen verfallen.

Hier können wir noch einmal auf den Glauben zurückgreifen, der sich um den Storch rankt. Wie wir erarbeiteten, meidet der Storch zum Nestbau Häuser, die bestrahlt stehen, Häuser also, in denen die Nachkommenschaft bei Mensch und Tier gefährdet erscheint. Er wählt dagegen von Reizstreifen nicht beeinflusste Gebäude, Wohnstätten mithin, die der Fortpflanzung günstig sind. Es liegt darum ein tiefer Sinn in dem scheinbar kindlichen Worte, das davon spricht, der Storch bringe die Kinder.

Auch hier also eröffnet uns die Klärung dieser Art „Rutenfrage“, die Lebensstute, gar manche Neueinsichten, zu denen uns die Betrachtung des Schwarzdorns führte, der Schlehe, zu der wir nun zurückkehren.

Es macht uns jetzt gar keine Schwierigkeiten mehr, den eigentlichen Grund zu erkennen, warum ein vor Sonnenaufgang geschnittenes Aststück des Schwarzdornbusches als Schutzmittel, als Amulett, an einem um den Hals gehängten Faden getragen wird oder warum man da, wo es kleine Kinder, mithin gegen die erwähnten Einflüsse besonders empfindsame Wesen gibt, an Fenstern und Türen Schlehdornzweige steckt.

Alle diese Maßnahmen haben den Zweck, zu entstrahlen. Darüber hinaus vermag unsere Dornpflanze dem Landmann durch ihren Blütenreichtum und deren Beginn den Zeitpunkt der Ernte voraus zu verkünden:

So viele Tage die Schlehe vor Georgi (22. 4., früher Walpurgis) blüht /
So viele Tage vor Jakobi (25. 7.) wird das Korn reif.

Mit der Schlehenblüte tritt auch ein Kälterückschlag ein, der darum in Norddeutschland auch als Schwarzdornwinter bezeichnet wird und von dem der Landmann sagt:

Wenn die Schlehe blüht /
Der Bauer die Handschuh anzieht.

Um diese Zeit ist die Saat in vollem Gange. Die Erfahrung hat dem Landmann gezeigt, daß ganz bestimmte Tage oder Taggruppen als beste Saatzeiten für die einzelnen Gewächse in Frage kommen. So heißt es etwa für den Flach, er solle am hundertsten Tage des Jahres gesät werden; denn „dann friert er nicht aus“.

Der hundertste Tag wäre nun der 10. Ostermond. Ganz vereinzelt finden wir ihn wirklich zur Ausfaat verwendet, aber eben nur ganz vereinzelt. Sehr viel weiter verbreitet ist dagegen der 14. Mai, der, obwohl er dem Bonifazius zugeeignet ist, als Saattag für den Flach merkwürdigerweise den Namen Christianstag erhalten hat. Hier ist aber keineswegs die Forderung erfüllt, den hundertsten Tag zur Ausfaat des Leinamens zu verwenden. Trotzdem kann dem 14. Mai eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden; denn dann sind die Gestirnen Herrn, die Eisheiligen, vorüber und nach alter Sitte bringt man nun die frostempfindlichen Pflanzen ins freie.

Mit dieser Sitte ist uns aber ein Fingerzeig gegeben, der darauf hinweist, daß der Flachsaattag etwas mit dem wirklichen Christianstag zu tun hat, der auf den 3. April fällt. Aber auch hier geraten wir wieder in Schwierigkeiten, da vom Jahresbeginn ab keineswegs hundert, sondern nur dreiundneunzig Tage vergangen sind. Wieder scheint es nicht zu stimmen. Aufklärung erhalten wir erst dann, wenn wir uns daran erinnern, daß das altgermanische Jahr als natürliches Sonnenjahr nicht

mit unserm gegenwärtigen ersten Januar, sondern mit dem 25. Dezember begann. Rechnen wir von diesem Tage an, so trifft der hundertste mit dem Christianstag, nämlich mit dem 3. April zusammen.

Hier also zeigt sich uns von neuem, welche Überlegungen und Prüfungen nötig sind, um an sich richtige Regeln wieder dadurch verwendbar zu machen, daß sie an ihre alten Plätze zurück versetzt werden.

So haben wir auch, ohne uns weiter zu besinnen, bereits über das Osterfest gesprochen. Kein Zweifel ist uns aufgetaucht, daß seine in gewissen Grenzen verschiebbare Lage auch „richtig“ ist; denn noch immer und ausnahmslos wird Ostern am Sonntag nach dem Vollmond gefeiert, der nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche eintritt. Es scheint also ganz unmöglich, hier einen Irrtum obwalten zu sehen. Und doch ist er in lebenswichtigster Form vorhanden. Erinnern wir uns nämlich an die Tatsache, daß der Ur-Monat nur zwei Wochen hatte, deren beide Endtage als Feiertage auf die Mondwechsel fielen, dann wird deutlich, daß das wahre Osterfest auf einen solchen Ur-Sonntag fallen muß und zwar auf den Neumond, der dem ersten Vollmond nach der Frühlingsgleiche folgt.

Prüfen wir diese Meinung nach, so sehen wir, daß dieser Neumond, dieser erste Ostertag, nicht nur das jedem Landmann bekannte plötzlich einsetzende und sehr starke Sprießen und Wachsen in der freien Natur bedingt, sondern daß sich gerade hier eine Spanne gefährlicher kosmischer und damit auch irdischer Strahlung befindet.

Es muß hier davon abgesehen werden, Einzelheiten über diesen sehr wichtigen Jahresabschnitt zu geben, da sie in meinem Buch „Der Herrgottswinkel“ mit aller Ausführlichkeit behandelt wurden. Nur eine Merkwürdigkeit soll hier hervorgehoben werden, nämlich die Tatsache, daß die verschiedenen Karfreitagsregeln nur selten stimmen wollen, mithin bisher ohne Bedeutung waren. Der Grund ist nun sehr leicht einzusehen; denn in Wahrheit handelt es sich gar nicht um unseren Karfreitag, sondern um jenen Ur-freitag, der zwei Tage vor dem Ur-Ostern, also vor dem ersten Neumond liegt, welcher auf den ersten Vollmond nach der Frühlingsgleiche fällt.

Für den Ur-freitag der Osterawoche gilt nun folgende Regel:

Karfreitagregen bringt keinen Segen.

Regnet es, dann setzt eine feuchte Zeitspanne ein, der ein trockener Sommer folgt. Rücken wir den Karfreitag also an seine richtige Stelle, dann begreifen wir auch, warum gerade dieser Tag von jeher als strenger Fastentag gehalten wurde. Es war eben nötig, den Körper so rein wie möglich in jenen Tagen zu halten, in die der gefährliche Osterneumond mit seiner meist ausgesprochen starken kosmischen Anwirkung fiel. Nur auf diesem Wege werden auch die andern Osterbräuche, wie sie im

„Herzogswinkel“ geschildert wurden, verständlich, vor allem das geheimnisvolle Palmen der Felder und die bisher völlig unverständlichen mit dieser Maßnahme verknüpften Bräuche (Tafel IX).

Immer wieder ist es also nötig, den natürlichen Ursachen nachzuspüren, die zu den betreffenden Sitten und auch zu der Aufstellung der entsprechenden Bauernregeln führten.

Gingen wir bei unserer Betrachtung über die Osterlage vom Tage der Flachsfaat aus, so wollen wir jetzt wieder zu diesem wichtigen Gewächs zurückkehren; denn bei ihm soll nicht nur der Tag als solcher, sondern möglichst auch der Mond berücksichtigt werden. Besonders günstig ist der zunehmende Mond, der natürlich nur dann wirksam werden kann, wenn der dritte Ostermond in die Spanne des zunehmenden Lichtes fällt. Auch die Tageszeit ist keineswegs gleichgültig. Zur Ausfaat besonders günstig sollen das feuchte und warme Tierkreiszeichen der Waage oder das kalte und trockene der Jungfrau sein (Abb. 13).

Sehr eigenartig ist die weitere Vorschrift, daß der Flachs in einer blauen Schürze während der Ausfaat getragen werden muß. Die heute allgemein gültige Annahme, es handele sich bei diesem Brauch um eine Verknüpfung mit der blauen Blüte unserer Pflanze scheint nicht mehr stichhaltig, seitdem bekannt ist, daß verschiedenfarbiges Licht auch die Keimfähigkeit der Samen verschieden beeinflusst.

Nicht weniger wichtig sind die Bauernregeln, die sich auf den Kirschbaum beziehen und die einer alten Übllichkeit gemäß noch heute zusammen mit den alten Osterregeln abgehandelt werden. Diese Tatsache muß nachdenklich stimmen; denn die Kirschblüte pflegt heute wohl in den aller seltensten Fällen einmal in die gegenwärtige Osterzeit zu fallen. Das ganze Rätsel wird aber sofort gelöst, wenn wir nach der hier gegebenen Vorschrift Ostern auf seine richtige Stelle verlegen. Tun wir das, so hätte im Jahre 1935 das Osterafest statt auf den 21. April, auf den 2. Mai fallen müssen, wäre also in große Nähe der Kirschblüte gerückt. Dem Kirschbaum behauptet nun eine Bauernregel:

Hat der Kirschbaum einen weißen Hut /
Ist auch die Korn- und Weinblüt' gut /

Man hat gemeint, dieser Vers spräche davon, daß ein im April beschneiter Kirschbaum eine volle Korn- und Weinblüte ankündige. Das ist aber nicht der Fall, wie die folgende Regel zeigt:

Wie die Kirschen blühen /
So soll auch der Wein blühen.

Noch eine andere Regel zwingt uns zu näherer Betrachtung. Sie schließt sich dem Ambrosiustage, dem vierten Ostermond an und behauptet:

Erbfen für Ambrosius /
So tragen sie reich und geben gut Mus.

Würden wir an eine Starrheit der bäuerlichen Weistümer glauben, so müßten wir die Erbsen also genau am 4. in die Erde bringen. Nun gehört dieses zarte Gemüse zu den Gewächsen, die über der Erde fruchten. Wir würden also nach alter Bauernart zunächst einmal aus diesem Grunde die Zeit des zunehmenden Mondes wählen. Denn alle Pflanzen die über der Erde fruchten, sollen bei zunehmendem Monde ausgefät



Abb. 13.

Zierkreis. Außerer Kreis: Zeichen der Tierkreisbilder des zwölfteiligen Tierkreises; 2. Kreis: Ungefährere wirkliche Ausdehnung der Sternbilder; 3. Kreis: Lage der Monate; 4. Kreis: Namen der Sternbilder; 5. Kreis: + = heiß und trocken, - = kalt und trocken, X = feucht und warm, O = feucht und kalt; 6. und 7. Kreis siehe „Herzogswinkel“.

werden. Ein entsprechender Versuch würde uns aber wenig befriedigen. Die Erbsen gehören zu den Ausnahmen wie die Bohnen, von denen wir später sprechen werden.

Die Erfahrung hat nämlich gelehrt, daß bei den Erbsen das Erntergebnis sowohl hinsichtlich der Menge als auch der Güte unbefriedigend ist, wenn die Saat bei zunehmendem Lichte vorgenommen wird. Daraus hat man nun gefolgert, die Erbsen müßten bei abnehmendem Monde ins Erdreich gebracht werden. Aber auch diese Annahme beruht auf einem Irrtum; denn außer dem abnehmenden und dem zunehmenden Licht

gibt es noch die Vollmondzeit als eine Art Gleichgewicht, den Vollschein. Um diese Vollmondzeit handelt es sich also, wenn wir ganz allgemein sprechen wollen. Doch auch hier gibt es wieder Ausnahmen; denn an Tagen, da das feuchte und kalte Sternbild des Krebses oder das kalte und trockene des Steinbocks herrschen, sollen keine Erbsen gelegt werden. Tut man das, so geben die Erbsen ganz gewiß beim Kochen nicht das, was die vorher erwähnte Regel mit „gut Mus“ bezeichnete, wenn sie im Sternbilde des Steinbocks gesät werden, mit anderen Worten, sie kochen nicht weich.

Auch hier tritt uns wieder die Tatsache entgegen, daß die Alten die Taufe der Sternbilder mit einer Nachdenklichkeit vornahmen, die wir heute in allen ihren Voraussetzungen noch lange nicht überblicken. Im Wesentlichen müssen wir jedenfalls bestätigen, daß die Tierkreiszeichen für die Aussaat und vor allem für die Ernte und deren Güte von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Daneben haben sich, wenigstens in Niederdeutschland, noch bestimmte Tagesstunden als besonders günstig zur Aussaat erwiesen. Die Zeiten zwischen elf und zwölf und sieben bis achtzehn Uhr werden allgemein in der alten braudtreuen Bauernschaft berücksichtigt und bevorzugt.

Alle möglichen Einzelheiten hier nachzuprüfen, geht über die Kraft eines Einzelnen. So habe ich trotz der langen Jahre, während denen ich mich mit den Volksweisheiten beschäftige, niemals Gelegenheit gehabt, etwa den Wert der Angabe entscheiden zu können, ob es richtig ist, daß Kürbisse, drei Tage vor Vollmond gesteckt, besonders große Früchte ergeben oder gar, ob der Weizen vom Brand vorwiegend dann befallen wird, wenn bei der Aussaat Sonne und Mond gleichzeitig am Himmel stehen.

Der Faustregel nach werden die Bedingungen bereits erfüllt, wenn der Weizen bei zunehmendem Monde ins Erdreich gebracht würde, indessen sehen wir, daß das Weistum hier eine Ausnahme macht; denn jene Tage nach dem Neumond, da Mond und Sonne gleichzeitig am Himmel stehen, sollen nicht zur Aussaat günstig sein.

Doch kehren wir nun zu den allgemeinen Regeln des Ostermondes zurück. Aus der Fülle der vorhandenen sollen nur wenige und diese nur deswegen erwähnt werden, weil sie sich zu widersprechen scheinen. Da heißt es:

Der Eggenstaub und Winterfroft /
Macht die Bauern wohl gekroft. — Dagegen:

April Dürre /
Macht die Hoffnung irre. — ferner:

Der dürre April ist schädlich /
Der nasse aber nützlich. — Demgegenüber heißt es:

Aprilstaub ist jedes Lot einen Dukaten wert.

Hier scheinen die Meinungen also weit auseinander zu gehen: denn einmal wird ein trockener April als schädlich, ein ander Mal der Aprilstaub als äußerst wertvoll bezeichnet. Die Unstimmigkeit ist indeß nur scheinbar und erklärt sich aus der natürlichen Tatsache, daß die über die Feldbreiten ziehende Egge sehr wohl Staub verursachen kann, ohne daß der Boden im bäuerlichen Sinne trocken ist. Er ist also dann nicht trocken, wenn durch die Aprilwinde die oberste Schicht des Erdreiches immer wieder derart abgetrocknet wird, daß die Aprilfröste der keimenden Saat nichts mehr anhaben können. Darum heißt es auch:

Wenn der April bläst in sein Horn /
So steht es gut um Heu und Korn.

Und übereinstimmend mit diesen Einsichten lauten andere Regeln:

Warmer Aprilregen /
Großer Segen.

Wenn der Mond scheint im April /
So schadet er der Baumbüt viel.

Diese Regeln besagen, daß ein wetterwendischer, nicht heller, also wolkenreicher April als günstiges Vorzeichen für die Ernte zu gelten hat. Mit diesen Betrachtungen langten wir schon in den Mai hinein, der heute, ein wenig schamhaft wieder seine alte Bezeichnung „Wonnemond“ erhalten hat. Aber dieses Wort klingt im Munde jener Leute, die als ernste Männer um jeden Preis zu gelten wünschen, gar zu weichlich, zu gefühvoll — nein, sie bleiben darum beim Mai. Wieder ahnen sie nicht, wie sichtbar sie auch in diesem Falle von neuem das alte Wort bestätigen, es blamiere sich eben jeder so gut er kann.

Denn das Wort „Wonne“ in Wonnemond hat rein gar nichts mit unserer poetischen „Wonne“ zu tun, da es im alten Sprachgebrauch nichts anderes als unsern heutigen Begriff „Weide“ bedeutete. Wonnemond ist also der Weidemonat, ist die Zeit, in der das Vieh am ersten Maitage wieder auf die Weide getrieben wird.

Schon am ersten Mai knüpfen sich also gar manche Regeln. Allgemein bekannt ist, daß am ersten Wonnemond der Roggen so hoch stehen soll, daß sich eine Krähe in ihm zu verstecken vermag. Trotzdem ist diese Angabe irrig; denn infolge der uns bekannten Kalenderreform handelt es sich gar nicht um den heutigen ersten des Monats, sondern um den elften. So ist es auch gänzlich falsch, die Nacht zum ersten Mai als Hexennacht zu bezeichnen; sie gehört vielmehr zwischen 10. und 11. Mai. Darum sind auch alle mit dem ersten Mai verknüpften Frühlingssfeste irrtümlich gelegt. Immer handelt es sich um den „Alten“ Maitag, an dem

auch einst das Vieh ausgetrieben, mit der Lebensrute berührt und nun auf die saftige Weide gebracht wurde. Hierher gehört also auch das Wort von der Krähe, die sich im Roggen verstecken kann.

Wenn nun Zeit alters der erste Maitag, mithin der heutige 11. Weidemonat ein urtümlicher Festtag war, so muß das nach all dem, was wir über die natürlichen Ursachen der Feiertage gehört haben, in der Natur selbst seine Begründung finden. Der 11. Wonnemonat ist uns aber als der erste der drei Eisheiligen wohl vertraut und wegen der in die Spanne vom 11. bis 13. fallenden Kältereisfälle vom Bauern gefürchtet.

Jedenfalls werden noch einmal um diese Zeit alle bösen Geister wach. Nächstens, wenn der späte Frost einfällt, reiten die „Hexen“ auf den Blochsberg und dort, wo sie die Fluren berührten, hängen am nächsten Tage die Blätter und Blüten empfindlicher Pflanzen herab.

Dieser scharfe und engbegrenzte Kältereisfall, dem aber noch der 15. Weidemonat, die kalte Sophie, zugerechnet zu werden pflegt, ist bisher ein Rätsel gewesen, zumindest für den Städter. Nicht so dem Volk, dem Landvolk, das gar nicht nach jenem nie völlig beantwortbaren „Warum“ fragt, sondern die Tatsachen hinnimmt und sie nützt. So waren auch die Eismänner gegebene Dinge, mit denen man rechnen mußte. Ihre kosmische Ursache ist uns durch die Weltelehre Hanns Hörbigers eine Selbstverständlichkeit geworden. Der Kälteeinbruch liegt nämlich, kosmisch gesehen, auf dem Wege der Erde um die Sonne genau ein halbes Jahr vom 11. November getrennt, also diesem Tage gegenüber, und es ist keineswegs ein Zufall, daß dieser 11. November oder die ihn begrenzenden Tage nicht nur in der neueren deutschen Geschichte, sondern ganz allgemein eine Rolle spielen, da die Erde hier eine Lage zur Sonne einnimmt, die in der selben Ebene wie der 11. Mai liegt. Beide Zeiten sind also besonders merkbaren Sonnenanwirkungen ausgesetzt und darum auch Zeiten allgemeiner Erregung. Überdies setzt um den 11. November der Vorwinter ein, wieder also eine Kälteperiode. Im November kann sie keinerlei Schaden mehr anrichten, wohl aber im Mai. Deswegen ist es üblich, erst diese Tage abzuwarten, ehe empfindliche Gemüse ausgesät werden. So sollen auch die Bohnen erst nach den Eisheiligen zu keimen beginnen. Man wählt also die Tage ganz kurz vor den Gestirnen Herrn oder nach diesen. Dabei sollten sie bei zunehmendem Monde gelegt werden, weil sie ja ihre Frucht über der Erde bringen. Entgegen dieser allgemeinen Regel hat die Erfahrung ergeben, es sei günstiger, sie in den Tagen des Vollmonds ins Erdreich zu bringen, möglichst unter den feuchten und warmen Tierkreiszeichen der Waage und der Zwillinge; nie aber an Steinbock- oder Krebsstagen, da ihre Kerne sonst nicht weich kochen.

Es ist nun leicht verständlich, daß die Berücksichtigung der Tierkreiszeichen dazu nötig ist, die Bohnen unter Umständen so vor den Eisheiligen

zu säen, daß die jungen Keime dennoch dem Frost ausgesetzt sind, der sie unweigerlich vernichtet. Aber auch hier mußte sich der Bauer zu helfen. Er stellte irdene Gefäße mit Wasser auf; dann blieben die jungen Pflanzen trotz des Nachtfrostes ungeschädigt; immer aber nur dort, wo sich Wasserlöcher befanden. Hier handelt es sich um eine sehr feine physikalische Entdeckung; denn das Wasser benötigt, um das ganz volkstümlich auszudrücken, erheblicher Kältemengen, soll es sich in Eis verwandeln. Diese Kälte wird also gewissermaßen dem Luft-Umraum entzogen, in den Gefäßen gebunden und so von den Bohnen ferngehalten. Auch dieser Brauch weist wieder auf die erstaunliche Beobachtungsgabe unserer Ahnen hin.

Selbstverständlich ist es nicht nötig, daß die Gestirnen Herrn nun genau und dauernd auf den 11. bis 13. Mai fallen. Auch hier können im Sinne unserer früheren Betrachtungen entsprechende Verschiebungen eintreten. Auch hinsichtlich der einfallenden Kälte werden dauernd Schwankungen beobachtet, die wir mühelos auf die geringere oder stärkere Feinsiszufluhr zur Erde zurückführen können und durchaus in der Lage sind, sie aus dem Verhalten des Wetters während der vorangegangenen Monate zu erkennen (Abb. 24).

Es sind keineswegs die letzten während des Sommers, sondern bei entsprechend starker Sonnenanwirkung können selbst noch im Juni empfindlich kühle Tage auftreten, die in entsprechenden Landschaften auch Nachtfrost zu bedingen vermögen. Zu der Fülle an wichtigen Einzelheiten, die uns der Juni, der Brachmonat, im Bereiche der Volkswirtschaften schenkt, kommt also noch diese Merkwürdigkeit.

Schon die Bezeichnung Brachmonat ist heute vielen nicht mehr verständlich, zumal doch gegenwärtig gerade im Juni alle Felder und Gärten im üppigsten Grün prangen. Nirgends beobachten wir brach liegendes Land. Einst indessen war es anders, wie wir schon bei der Behandlung des Klees erfuhrten; denn früher bediente sich der Bauer überall der Dreifelderwirtschaft, bei der gerade während des Junis die Tatsache offenbar wurde, daß neben dem Winter- und dem Sommerfeld auch ein brachliegender Teil erkennbar war, ein Ackerstück, das bereits seinen Dienst als Winter- und als Sommerfeld geleistet hatte und deswegen unbestellt blieb. Dieser Brauch gründet sich auf die Erfahrungstatsache, daß die einseitige Bepflanzung der Acker mit meist immer nur eine Frucht die Kleinwelt des Ackerbodens auch einseitig beeinflusst. Gerade diese Kleinwelt aber ist es, die im Grunde alle Fruchtbarkeit der Felder bedingt. Amöben, Bakterien, Würmer und sonstige winzige Erdwesen können in ihrer unterschiedlichen Fülle nur dann gedeihen, wenn auch das Ackerstück von vielfältigen Pflanzen bewohnt wird. Nach zwei Jahren einseitiger Ausnutzung ermöglichte darum der Urbauer jedem seiner Felder eine Spanne der Erholung und der Rückkehr zu den natürlichen Verhältnissen; denn auf den Brachflächen

wuchs nun das, was wir heute ganz allgemein und darum auch fälschlich mit Unkraut bezeichnen.

Diese Einrichtung war überaus weise; denn es war die einzig mögliche Wiederanpassung an den Gang der Natur, mithin eine Harmonisierung, die ihren Lohn in sich trug. Es war nicht Gebrauch der Macht, die sich, wie leider heute, auf Erklügelungen stützte und der Meinung war, allein mit Hilfe künstlicher Mittel die Ernteerträge bestimmen und erzwingen zu können, sondern die sich in bestmöglicher Form der Natur einordnete.

Darum ist schon der Name Brachmond eine Warnung für uns; darum, weil das Brachfeld zum Sinnbild nicht nur einer natürlichen Landwirtschaft, sondern einer natürlichen Lebensform wurde. So wie der Mensch, um leistungsfähig zu bleiben, entsprechender Ruhezeiten bedarf, so ist es auch keinem Pflanzstadium möglich, auf die Dauer unter der Fron des Menschen seine gesunde Fruchtbarkeit zu bewahren.

Das Brachfeld ist also etwas überaus Wesentliches und es gehört zu den hauptsächlichsten Dingen, über die nachzudenken uns dieser Monat nötigt. Zwei weitere Wichtigkeiten zeichnen überdies den Brachmond aus. Der größte und heiligste Schatz unserer Pflanzwelt, das Getreide, blüht jetzt und fruchtet in seiner unscheinbaren und doch so fesselnden Weise. Wer in den Stunden, da der Wind anhebt und die Sonne sich warm und leuchtend über die Felder ergießt, zwischen den wogenden Halmen geht, der sieht nicht nur das Blühen der Ähren, sondern gewahrt, wie mit jedem Windstoß ganze Wolken von männlichen Samenkörnern, von Blütenstaub aufsteigen und mit dem Winde zu den Millionen und aber Millionen sehnsüchtig harrender Getreidebräute segeln, um hier das große Mysterium der Befruchtung zu vollziehen, das uns später dann, in seinen Früchten zum würzigen Brot verbucken, kräftige Nahrung liefert.

Bei alledem aber offenbart uns das blühende Korn noch etwas anderes: Die ungeheure Verschwendung, die die Natur mit dem befruchtenden Samen treibt. Vorsorglich wie eine Mutter, spendet sie das Nötige mit überreichen Händen, damit die Befruchtung all der unzähligen Getreideblüten gesichert bleibt. Ganze Wolken von Blütenstaub werden darum völlig umsonst entlassen; denn es ist besser, wenn ein Kilo männlicher Samen seiner Bestimmung nicht zugeführt werden kann, als daß auch nur ein Stamm weiblicher Blüten unbefruchtet verharren, mithin von seiner heiligsten Aufgabe und dem letzten Ziele jeder Pflanze abgehalten würde.

Damit aber gibt uns die Natur ein Beispiel und lehrt uns, wie wenig unsere Rechenkunst im Reiche des Lebendigen zu leisten vermag. Sie zeigt uns, daß der Sinn des Lebens ein anderer ist als jener, der sich in „Soll“ und „Haben“ ausdrücken läßt. Nur tiefes Verbundenheit mit dem Ablauf der Natur gestattet lebensgemäße Maßnahmen. Das lehrt uns die Liebeszeit des Getreides, die in die Spanne der hellen Nächte fällt, die zur kürzesten, zur rätselhaft-geheimnisvollen Johannismacht hinleitet.

Schier unübersehbar ist die Fülle der Merkwürdigkeiten und der Bräuche, die mit diesem längsten Jahrestage zusammenhängt, dem Tage der Sommer Sonnenwende, der Sommwendfeuer.

Sommwendfeuer lohnen das heilige Geheimnis, die Hochzeit des Jahres, in die Juninacht. Feierflammen heute; uralter arischer Brauch, da das Taggestirn, zum Gipfel seines Laufes emporgestiegen, Verborgenes segnet, dessen Entdeckung Bräuche schuf, die, lange Zeit unverstanden, Mysterien schienen oder Aberglauben und doch nur eine erhabene Gebärde dessen sind, was sich schlicht und rein im Leben des Lebendigen offenbart.

Johannistag; Johannismacht; es ist, als habe der Juni, der sie birgt, gerade für unsere Zeit die Offenbarung des eigentlichen Wesens allen Volksweltums übernommen, um uns in edler Klarheit das natürliche Recht der deutschen Wandlung zu enthüllen und die Richtigkeit der Einsicht darzutun, ein Volk könne nur dann gedeihen, wenn sein Urhaftes im Natürlichen, also im Naturgegebenen ankert und nicht ausschließlich sich aus Erdadtem, aus Erklügeltem aufbaut.

Die uralte Wahrheit, heute wieder zur leitenden Erkenntnis geworden, Kultur werde ausschließlich von einem gesunden Bauerntum getragen, kann nicht dabei stehen bleiben, wirtschaftliche Fragen zu lösen, sondern muß in die Seele des unverbildeten Landmannes dringen und von neuem die Schätze heben und beleben, die nicht nur ein richtiges, ein gesundes äußeres Leben fördern, sondern die höchsten sittlichen Güter, Gottbewußtsein, Rechtsgefühl, Wahrhaftigkeit und Tüchtigkeit, Treue, Güte und Liebe und Reinheit auferstehen lassen, wie sie uns, eine kaum übersehbare Schauer Jahrtausende umfassender Erfahrungen im Weistum des Volkes, in Sagen und deutschen Märchen enthalten, bindend für alle Ewigkeit mit selbstlosen Händen dargeboten werden.

Nirgends, das lehrt die bis heute noch unbeschriebene Seelengeschichte aller Völker der Erde, hat eine Nation, wie etwa die der Chinesen oder Ägypter, jahrtausendlang, während andere Reiche aufblühten und vergingen, sich gesund und auf Gipfeln edlen Menschentums anders zu erhalten vermocht als mit Hilfe der vorväterlichen Weistümer, die es ermöglichen, den Gang der Welt, den göttlichen Willen zu spüren und ihm zu folgen, um so das Leben des einzelnen wie das der Nation in den Genuß der Vollkraft wahren Menschentums zu setzen.

Nicht von alledem spricht das Weistum des Brachmondes zu uns, wohl aber eindringlich für den Geöffneten von der Grundvoraussetzung, dem natürlichen Verständnis, der Fähigkeit, das Lebenswesentliche aus der Natur herauszulesen.

Ein geflügeltes Wort kann uns zu solcher Einsicht führen: „Das Blättchen wendet sich!“ Allerdings dürfte die Frage, woher dieser Ausdruck stammt, keine allgemeine Beantwortung finden. Und doch genügt ein Gang durch die Natur, um jeden zu überzeugen, daß die Sommer-

Sonnenwende nicht nur den längsten, sondern einen Schicksalstag alles Lebendigen bedingt, mithin von entscheidender Bedeutung für ein richtiges Leben ist. Hier greifen sichtbarlich höhere, kosmische Gewalten in den Ablauf des ewigen Kreisens, den Mensch und Tier und Pflanze auf der Bühne des Daseins vorführen.

Jeder Baum und jeder Strauch zeigen uns das; denn wenige Stunden nachdem die Sonnenwende sich vollzogen hat, läßt der Baum aus dem dunkelsten Teil seiner Krone von sich aus das erste Blatt fallen. Nicht einen Tag früher setzt der sich nun immer steigende Laubfall ein. Leise schwebt das erste fahle Blatt zu Boden, ein wehmütiges Sinnbild des Vergehens, schon in der Stunde, da die Höhe des Lebens und des Jahres erreicht ist. Und während dieses Abklingen zum ersten leisen Akkorde erblüht, hat eine unsichtbare Hand das Leben lind und lautlos um eine verborgene Angel gewendet; das lassen uns die grünen Geschwister, die Bäume, erleben. Sie sind anders geworden, seit die Sonne zum Abstieg rüstete. Vordem gaben sie gegen die frühsummer-Regenschauer ein wunderbar schützendes Dach, da ihre Blätter wagerecht standen. Das aber hat sich geändert. Sobald das erste Laubblatt niedergleitet, legen sich, wie von geheimem Geisterhauch gewendet, alle grünen Blätter auf die Seite und lassen nun den Regen in die Krone träufeln: Das Blättchen wendet sich...

Dem Landmann der Natur entnommen, will dieses Wort ein unabweidbares Schicksal andeuten, will den Umschlag, die Wandlung versinnbildlichen und tut es in einer Form, deren Gehalt wir erst jetzt verstehen.

Wer all das nicht weiß, der wird als Städter oft zum Spott des Dörfers, der mit einem ganz kleinen Anflug von Schadenfreude sieht, wie der Naturfremde nach der Sonnenwende, von einem Regenschauer überrascht, unter dem Blätterdach eines Laubbaumes Schutz sucht. Das Ergebnis ist eindeutig: Der Sommerfrischler wird nämlich ein wenig nasser geworden sein als der Landmann, der, sofern er keinen verlässlicheren Schutz findet, auf dem Felde ruhig das himmlische Naß über sich ergehen läßt. Der Städter ahnt eben nicht, daß die Laubbäume nach Johanni gar kein Regendach mehr bilden, das die Feuchtigkeit zur Kronentraufe hin ableitet, sondern ganz im Gegenteil einen Regenfänger, der die Tropfen geradezu sammelt und bis an den Stamm heranleitet.

In dieser Tatsache steckt wieder eine der verblüffendsten Naturnotwendigkeiten verborgen; denn in der Zeit des Wachstums, die im allgemeinen mit dem aufsteigenden Sonnenweg bis zur Sommer Sonnenwende zusammenfällt, muß es jedem Baum darauf ankommen, mit seinen Wurzeln neues, nahrhaftes Erdreich zu erobern. Die Wurzeln wollen also nicht nur wachsen, sondern auch Nahrung aufnehmen, und vor allem, mehr Nahrung als im vergangenen Jahr; der Baum wird größer und stellt eben höhere Ansprüche. Aus trockenem Boden aber kann die feine Wurzel nichts lösen.

Sie bedarf des Wassers. Und das ist vor Johanni knapp. So jagt eine Bauernregel:

Wenn vor Johanni das ganze Dorf um Regen beten muß /
So kann es nach Johanni ein altes Weib alleine.

Vor dem 21. Brachmond muß der Baum also alles tun, den jungen Wurzeln jede nur mögliche Feuchtigkeit zuzubringen. Da sich nun die betreffenden Jungwurzeln in der Erde etwa dort befinden, wo in der Luft die Baumkrone endet, so handelt der Baum richtig, wenn er in wasserarmer Zeit alle Feuchtigkeit dorthin leitet, wo sie am nötigsten gebraucht wird. Nach Johanni aber, wenn der zweite Trieb beendet ist, kommt es darauf an, die Früchte schwellen und reifen zu lassen. Dabei muß der ganze Baum helfen. An Regen pflegt es jetzt nicht zu mangeln und darum werden nun Stamm und Äste und alle Wurzeln, auch unter der Krone, getränkt.

Hierzu kommt aber wahrscheinlich noch eines: Würden die Blätter wie im Frühjahr wagerecht stehen, so würden die jetzt überaus kräftig werdenden Sonnenstrahlen deswegen die Blätter schädigen müssen, weil die mit Feuchtigkeitströpfchen bedeckten Blattspreiten nahezu senkrecht von den Strahlen getroffen werden; dann wirken die Wassertröpfchen als Brennlinsen und würden, wie wir das zuweilen beobachten, das Blattgrün vernichten. Vor derartigen Schädigungen werden die Blätter durch ihre Seitwärtswendung bewahrt.

Nicht nur in der grünen Welt hat ein grundsätzlicher Umschwung stattgefunden, nicht nur hat der Lauf der Sonne begonnen, von seinem Höhepunkt wieder herabzusteigen, sondern auch in der Tierwelt treten entscheidende Änderungen ein. So würde es für einen Kenner, der die Verbindung mit dem Kalender verloren hätte, sehr wohl möglich sein, zu sehen, ob die Sommer Sonnenwende vorüber ist oder nicht, selbst dann, wenn ihm kein Baum und kein Strauch raten könnte, sondern auf weiter Viehweide nur die Rinder grasen. Er hätte nur nötig, das Fell der Tiere zu betrachten. Bis zur Sonnenwende bleibt es glatt und glänzend, beginnt dann aber rau zu werden, da sich die Haare drehen.

Auch der Mensch zeigt Eigentümlichkeiten, die durch die Sonnenwende hervorgerufen erscheinen. Während nämlich die körperliche Kraft bis zum längsten Tage, also Hand in Hand mit dem Licht, zuzunehmen pflegt, um dann schroff nachzulassen, hat die geistige Leistungsfähigkeit um die Sommer Sonnenwende ihren Tiefpunkt erreicht und beginnt nun sehr merklich wieder anzusteigen, wie jeder noch naturverbundene Geistesarbeiter wird bezeugen können.

Ahnungslos haben wir bisher diese Naturtatsachen übersehen. Getrieben von der Sucht nach Verdienst oder, statt die Tüchtigkeit zu fördern, Höchstleistungen um jeden Preis zu erzwingen, warfen wir uns ganz den

erklügelten Maßnahmen in die Arme. Denken wir nur daran, daß wir das Schuljahr im April beginnen lassen und so den Schwerpunkt aller Schüler- und Lehrerarbeit in die Zeit zwischen Weihnachten und Ostern hineinzwängen, in eine Spanne also, in der die geistige Leistungsfähigkeit entgegen dem aufsteigenden Licht dauernd abzusinken pflegt, so erkennen wir sofort das Widernatürliche, mithin Schädigende der allein gedanklich oder wirtschaftlich begründeten Einrichtungen. Daß im Sinne der Wiedererweckung einer von Jähsucht, Machtgelüsten und äußerlichen Vorteilen freien Tüchtigkeit auch die Schulferien falsch liegen, sei hier nur angedeutet. Jedenfalls zeigt bereits der Verlauf der geistigen Spannkraft im Ring des Jahres, daß hochsommerliche Wärme keineswegs die geistige Leistungsfähigkeit beeinträchtigt, zumindest nicht in einem Maße, wie es fälschlicherweise angenommen wird. Fraglos erkennt, wer noch zu schauen vermag, den tiefen Sinn und die lebenswesentlichen Fingerzeige, welche uns die Natur im Juni gibt. Darum sagt die Bauernregel:

Nach Sankt Veit ändert sich die Zeit /
Alles geht auf die andere Seite'.

Nun liegt zwar heute der Sankt-Veit-Tag, von dem ein anderes Verslein behauptet, er sei der längste Tag, am 15. Juni. Diese Verschiebung ist, wie wir genugsam erfuhren, in der Kalenderreform von 1582 beschlossen, die Sankt Veit entsprechend zurückrückte. Ganz einverstanden war das Landvolk mit dieser obrigkeitlichen Maßnahme nicht. Was zeigt die Klage der Bauern:

O Babst, was hastu angericht
Mit deinem heillosen Gedicht /
Das du verkehrst hast die Zeit /
Dadurch irt gemacht uns arme Leut /
Das wir nunmehr kein Wissen haben /
Wenn man soll pflanzen / sä'n und graben /
Haben uns gericht in das Jahr
Nach uns'rer Bauern Regel zwar.

Doch es nützte nichts. Die Änderung war nicht zu umgehen. Und diese Tatsache ist, trotzdem sehr viele Regeln in richtiger Weise verschoben wurden, dennoch bis heute eine Fehlerquelle geblieben. Dies nicht allein deswegen, weil es noch falschstehende Regeln gibt, sondern weil die zur Gregorianischen Kalenderreform führenden Kalendermißstände schon vom Landvolk nicht mehr berücksichtigt wurden. Das will sagen: Es könnten damals Regeln gefunden worden sein in einer Zeit, in der der heutige Sankt-Veit-Tag nicht dem gegenwärtigen 15. Juni, sondern dem 20. Juni entsprach, später indeß rein formelhaft auf den 15. verlegt wurde. Darauf muß hingewiesen werden, sofern an eine genaue Nachprüfung des Urweistums gegangen

wird. Trotzdem tun wir gut, für die hier betrachteten Beispiele alle Regeln, die auf Veit Bezug nehmen, auf den gegenwärtigen Johannistag zu verlegen, auf den 24. Brachmond.

Im Volksbewußtsein ist dieser schon längst von dem scheinbar so wunderlichen Glauben umrankt, der uns als „Spuk in der Johannisnacht“ wohl vertraut wurde.

Da spricht aus dem Wissen der belächelten Kräuterweiblein eine Fülle von Vorschriften für das Sammeln von Heilkräutern zu uns. Statt vieler Einzelheiten mag der uns liebevertraute Hollarbusch, der Holunder, seine Geheimnisse preisgeben. Er entfaltet um die Zeit des längsten Tages seine weißlichen Doldenschirme. Früher eine reine Wildpflanze und überaus häufig als Unterholz der Mißwälder mit ganz bestimmten geologischen Bodenverhältnissen, hat ihn der Bauer immer dort wachsen lassen, wo er in der Nähe der Häuser und Ställe, der Scheunen und Schuppen auftauchte und trotz seiner raschen Entfaltung nicht behinderte; heute ist der Holunder zum Gartenstrauch geworden, einmal, weil er sehr schnell wächst, zum andern, weil ihn seine vielseitige Verwendbarkeit wieder bei unserem zur Natur zurückfindenden Volke sehr beliebt machte. Seit Urzeiten genoß er hohe Wertschätzung als Spender heilsamer Mittel.

Bereits die Bewohner der Pfahlbauten haben den Wert des Hollers als Teespender gekannt, so daß die merkwürdigen Bräuche, die sich an diesen Strauch knüpfen, auf ein Alter von neun- bis zehntausend Jahren zurückblicken können.

Für jedes Landkind hat dieser Strauch etwas Heimatliches an sich und noch heute wird jede natürlich empfindende Bäuerin, wenn irgend möglich, am Tage der Sommer Sonnenwende den „Fliederblütentee“ einsammeln, um ihn sorgsam an einem schattigen und luftigen Ort zu trocknen. Zudem gibt es vielerorts „Hollerkrücheln“, ein Badwerk also, in das die Holunderblüten verarbeitet sind. Das Volk meint, wer diese Krücheln esse, werde im Verlaufe des bevorstehenden Jahres nicht mehr ernstlich krank.

Das alles wurde natürlich bisher als Aberglaube verspottet. Heute wissen wir nun, daß Holunderblüten und Holunderbeeren neben anderen heilsamen Kräften auch Stoffe besitzen, welche die Reizstreifenwirkungen aufheben. Wir haben also im Holunder eine wertvolle Heilpflanze vor uns. Selbst die Vorschrift, die in manchen Gebieten unseres Vaterlandes berücksichtigt wird, die Hollarblüten morgens vor Sonnenaufgang zu pflücken, entspricht den natürlichen Notwendigkeiten, wie wir bereits wissen.

Vielfach wird heute nun behauptet, die Alten hätten am Johannistage vorwiegend ihre Heilkräuter gesammelt. Das ist ein Irrtum. Richtig ist, daß die Holunderblüte und eine Reihe Heilgewächse am längsten Jahrestage geerntet werden müssen; aber eben nur einige; für andere fanden die Rhnen auch andere Bestzeiten, wie wir eine solche noch im Frauendreißiger kennenlernen werden (Tafel X).

*Am 5. Juni
Kl. 11. 2.
7. 10. 11. 12.
13.*

Grundlos war der Johannistag als Sammelzeit keineswegs; denn hier hatte unser Taggestirn seinen höchsten Punkt am Himmel erreicht und mußte entsprechenden Gewächsen auch ihre höchsten Kräfte vermitteln. Diese Pflanzen allein sind es, die unsere Vorfäter am Johannistage einholten.

Fügen wir nun noch hinzu, daß der Hollarbusch vorwiegend über Reizstreifen gedeiht, so wird uns auch klar, warum die Alten bei bestimmten Erkrankungen dem Siedchen empfohlen, zur Neumondzeit zu einem wilden Holarbusch zu gehen. Hier ist also eine gleiche Maßnahme empfohlen, wie wir sie bei der Brennessel kennenlernten. Nur ist sie hier noch erweitert insofern, als dem Kranken empfohlen wird, sich den Rücken am Holarbaum zu reiben. Auch hier kann es sich um gar nichts anderes als um die Verwendung der Reizstreifen- oder der Hollarbuschstrahlungen zu Heil- und Kräftigungszwecken handeln. Dem Städter sind das natürlich ganz ungewohnte Dinge. Er brauchte sich aber nur an Bismarck zu erinnern, der eng an den Sträucher seiner Scholle hing. War er von starker Arbeit abgespant, so begab er sich zu seinen alten, kräftigen Birken im Park und umarmte sie. Mit Nachdruck und sehr ernst soll er immer behauptet haben, er kehre von solchem Gange ausnahmslos erfrischt zurück.

Die Kräfte des Holarbusches leben also keineswegs nur in der Einbildung des Volkes; sie sind da; und wir begreifen, warum man vor dem Hollarbusch den Hut ziehen soll und warum er die Hirtgottsapotheke des Einödbauern genannt wird. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß Einödbauer nicht etwa den Bauern in der Einöde bedeutet, sondern den Odal-Bauern, den adeligen Bauern, also den wirklich schollenverbundenen Ur-Bauern meint. Heute wird der Holarblütentee auch wieder in den Städten geschätzt; denn auch hier ist das Bessere immer noch des Guten Feind und behauptet sich.

Mit alledem ist aber der Wert des Hollarbusches noch nicht erschöpft, besitzt er doch geradezu prophetische Eigenschaften. Einmal kündigt er den Eintritt der Getreideernte mit großer Sicherheit an; denn vier Wochen nach Beginn der Holarblüte ist die Halmfrucht reif zur Mahd. Zum andern aber kann man auch aus dem Verlauf des Wetters während seiner Blütezeit auf das Erntewetter schließen. Mit erstaunlicher Zuverlässigkeit pflegt sich die Wetterlage während der Ernte in einem Rhythmus zu wiederholen, wie er vier Wochen vordem statt hatte. Sie im Voraus zu kennen, ist für den Schnitter von größter Bedeutung.

Niemand wird sich darum wundern, den Hollarbaum vom Landmann geradezu verehrt zu sehen. Bisher mußte diese bäuerliche Einstellung einem derart „gemeinen“ Strauch gegenüber dem Städter lächerlich erscheinen.

Vieles hat sich hier schon in den letzten Jahren gewandelt.

Inzwischen ist auch die Zahl jener erheblich angewachsen, die zu allen diesen Weisheiten der Alten zurückfinden. Gar manches lange unbeachtete

Pflänzlein, das nur in der Volkshelkunde und im Aberglauben ein kümmerliches Dasein fristete, ist wieder zu Ehren gekommen und wird zum Wohle der Allgemeinheit verwendet, wird als Arznei verordnet. Noch vor 25 Jahren galt das als Kurpfuscherei. Es sei hier nur an den Pfarrer Kneipp erinnert, der als einer der ersten zu den Heilwirkungen der Kräuter zurückkehrte und aufs kräftigste angegriffen wurde. Mit Unrecht, wie wir heute erkennen. Nessel und Holarbusch, Weide und Hasel lehren uns das. Der scheinbare Wunderglaube hat sich wieder in Wahrheit gewandelt, genau so, wie sich der Zauber in der Johannisnacht als nüchterne Naturtatsache darstellte; dies um so mehr, als die Johannisnacht gar nicht als Nacht in unserem Sinne zu verstehen ist; denn wir erfuhren bereits, daß unsere Ahnen genau so nach Nächten zählten, wie wir das nach Tagen tun. Johannisnacht bedeutet also nichts anderes als den Johannistag, sofern nicht ausdrücklich die Nachtstunden angegeben sind, die den 23. mit dem 24. Juni verbinden und die bei der Einsammlung mancher Pflanzen von Bedeutung sind.

Wie aber, denn diese Frage tritt jetzt auf, erfuhren unsere Ahnen einst den ganz genauen Tag der sommerlichen und — um dies gleich hier zu berücksichtigen — den sehr viel schwerer feststellbaren Tag der Winter-sonnenwende? Alles deutet nun darauf hin, daß die auf den Bergen entflammten „Sonnenwendfeuer“ Wendezeichen waren, die von den alten Sternwarten, den Steinsetzungen und ihren Priestergelehrten ausgingen und aufs schnellste das ganze Land benachrichtigten: Die Wende ist da. Denn die Wenden waren und sind noch heute wesentlich.

Was also bisher als Aberglaube der Johannisnacht galt, stellt sich immer mehr als lebenswichtig heraus: Es ist die Sprache der Heimat, das Lied des Landes; das hohe Lied vom Mysterium der Sonnenwende.

Hier steht wie ein Fanal, leuchtend in der Zeit der deutschen Wende, der kosmisch bedingte Umschwung im Bogen des Jahres: Das Taggestirn hat seinen höchsten Punkt erklimmt und beginnt nun wieder abzusinken. Alles wendet sich. Die Hochzeit des Jahres ist überschritten. Unaufhaltsam aber dreht das Rad der Zeit weiter. Pausenlos zieht unsere alte Erde um die Sonne und gelangt nun, wie wir früher bereits hörten (Abb. 6), langsam in den Bereich der zur Sonne ziehenden Eislinge, in den Bereich des Eisschleier-Trichters, der allerdings erst um Mitte August durchfahren wird. Vorläufer machen sich schon jetzt bemerkbar und äußern sich in einem Anstieg der Gewitterhäufigkeit, über deren Auslösung wir erst im Ernting Näheres erfahren werden. Die regnerischen Tage nehmen zu. Die Früchte beginnen zu schwellen. Hoch steht das Korn schon im Halm, und der Bauer tut gut, jene Maßregeln, die er beim Palmen der Äcker um Ostern ergriff, jetzt zu verstärken, zu erneuern.

Wenn uns der Brauch auch vorwiegend in der Form überkommen ist, daß die Gewächse, welche die rutenbewegenden Kräfte beseitigen sollen, nur an die vier Ecken des Feldes gesteckt werden, so scheint doch durchaus

die Möglichkeit zu bestehen, daß dies nicht (schematisch geschah; denn wir besitzen aus urältester Zeit zwingende Beweise dafür, daß die Ahnen fähig waren, jene Erdstrahlen genau festzustellen und zu nützen. Alle Kultorte der Alten liegen nämlich — so weit bis heute festgestellt werden konnte — an bestrahlten, sogar oft an Blitzzangpunkten. Wie ich in meinem „Vermächtnis“ zu zeigen versuchte, dürfte das seine ganz besonderen Gründe haben, weil an solchen Stellen die Fähigkeit des Schauens in der gesteigerten Form des Ahnens oder gar des Hellsehens wesentlich erhöht ist.

Hier möge gleich etwas über Gespenster, Spuk und Hellsehen gesagt sein. Grundsätzlich können wir behaupten, daß diese rätselhaften und im Aberglauben enthaltenen Erscheinungen rund um die ganze Erde auftreten. Sie leugnen, hieße in den alten Fehler verfallen, das Nichtbegreifbare als nicht vorhanden anzuspochen. Es gibt Hellsehen, wie es Spuk und Gespenster gibt. Aber es scheint ganz bestimmter Voraussetzungen zu bedürfen, um diese fraglos ganz natürlichen Erscheinungen eintreten zu lassen, wobei es gänzlich unentschieden bleiben soll, inwieweit es sich in den letzten beiden Fällen um Dinge handelt, die aus uns noch unbekanntem Gründen nur innerhalb unserer Vorstellung auftreten oder um Wirklichkeiten, die sich außerhalb unseres Körpers befinden. Vergeblich ist bisher nach den Vorbedingungen der Erscheinungen geforscht worden. Neuere Prüfungen lassen es nun kaum noch zweifelhaft erscheinen, daß zu rein menschlichen Sonderfähigkeiten das Vorhandensein von Reizstreifen sowie Höhepunkte der kosmischen Anwirkungen treten müssen, um das Rätselhafte hervorzubringen. Erst dort also, wo all das vorhanden ist, tritt Hellsehen, treten Gespenster auf und Spuk.

Nun finden wir bei alledem aber eine Eigentümlichkeit. Obwohl, wie schon erwähnt, diese seltsamen Beobachtungen und Fähigkeiten überall angetroffen werden, gibt es doch Gebiete, die ganz besonders reich an ihnen sind. Da sich Strahlungslinien in allen Landschaften und Ortshaften der Erde finden, weil überall hin die kosmischen Anwirkungen reichen, können diese Vorbedingungen allein nicht ausschlaggebend sein. Wir müssen daher trachten, sie im Menschen selbst zu entdecken.

Die erfahrensten Forscher auf diesem Gebiete sind nun der Ansicht, Gespenster und Spuk seien die Folgen von Wirkungen, die von Verstorbenen ausgehen. Diese aber könnten sich nur dann bemerkbar machen, wenn Personen anwesend sind, die ohne es zu ahnen, die Fähigkeit der Abgabe gewisser Kräfte besitzen, mit deren Hilfe es den Verstorbenen erst gelingt, sich bemerkbar zu machen. Da es nun auch solche Menschen überall zu geben scheint, deren Fähigkeiten man mit dem Begriff der Heilkräfte umschreibt, so müssen wir zunächst die landschaftlichen Häufungen des Spuks und der Gespenster aus dem Wesen der Toten zu deuten versuchen. Das scheint zunächst unmöglich. Die Erfahrung lehrt indessen, daß Spuk und Gespenster fast immer nur an jenen Orten auftreten, an denen die sichtbar

enden Erscheinungen in ihrem Erdenleben gehaust haben. Es drängt darum die Meinung auf, hier müsse es sich um Personen handeln, die anders eng mit den materiellen Dingen der Welt verbunden waren, aber finden wir vorwiegend Menschen, die diesen Ansprüchen genügen, gleichzeitig in Gebieten wohnen, die besonders reich an Reizstreifen sind, Menschen, die infolge ihrer Seelenhaltung in den weltlichen Dingen aufgehen, in Technik, Handel, Industrie und Geldwesen? Da haben wir Norddeutschland und Westfalen, England, Schottland und die nordamerikanischen Staaten. Hier überwiegt die mehr stoffliche Weltauffassung. Hier also sind die Vorbedingungen gegeben und wir wundern uns nun nicht mehr darüber, daß gerade diese Gebiete die größte Zahl aller entsprechenden Beobachtungen liefern. Damit ist nun keineswegs gesagt, daß es sich bei alledem das handelt, was wir im landläufigen Sinne als „wirklich“ bezeichnen. liegt durchaus nicht jenseits jeder Möglichkeit, sich die Vorgänge folgendermaßen vorzustellen:

So wie der Vogel sich durch entsprechendes Erheben über dem Erdenaufladen muß, um die feinen und schwachen Wellen seiner Beutetiere in seiner Heimat empfangen zu können, so wie die Taube und andere Vögel in ihrer Wohnstätte und Aufenthaltsorten nachsichtlich die Fähigkeit übermitteln, die ihnen, den Lebewesen, selbst eigenen Wellen wieder auszusenden, so kann sich in bestrahlten Gebäuden der Fall ereignen, daß entsprechend empfindsame Menschen durch die hier vor sich gehende Aufladung fähig werden, jene von Verstorbenen zurückgebliebenen Wellen in den Wohnräumen mitgeteilten Wellen aufzunehmen. Dieser Vorgang könnte soweit getrieben sein, daß Geräusche, ja, daß selbst schemenhafte Erscheinungen der Toten sich in der Vorstellungswelt des Empfindsamen zu bilden beginnen, die eine noch vorhandene Wirklichkeit vortäuschen. Es würde uns zu der merkwürdigen Folgerung berechtigen, daß Spuk und Gespenster zwar Erlebniswirklichkeiten sein können, ohne doch im landläufigen Sinne wirklich zu sein.

Spuk und Gespenster, die seit Urzeiten im Volksglauben eine Rolle spielen, dürften also vorwiegend dort in Erscheinung treten, wo Menschen anwesend sind, die mit allen Fasern an den Dingen dieser Welt hängen. Daß es, was verblüffen mag, Gespenster und Spuk genau so wie Erde und Luft dem kosmischen Rhythmus untertan sind, liefert uns einen weiteren Beweis für die Richtigkeit unserer hier dargelegten Überzeugung. Gespenster und Spuk dürften darum nicht übergangen werden, seitdem ich in meinem „Vermächtnis“ an vielen Beispielen gezeigt habe, wie innig diese Erscheinungen und wie auffallend streng sie in den natürlichen Abläufen des Jahres eingeordnet sind.

Da bis zur Abfassung meines eben genannten Hauptwerkes niemand den Gedanken verfallen ist, Spuk- und Gespenstererscheinungen mit bestimmten Jahreszeiten in Verbindung zu bringen, kann hier von einer

die Möglichkeit zu bestehen, daß dies nicht schematisch geschah; denn wir besitzen aus urältester Zeit zwingende Beweise dafür, daß die Ahnen fähig waren, jene Erdstrahlen genau festzustellen und zu nützen. Alle Kultorte der Alten liegen nämlich — so weit bis heute festgestellt werden konnte — an bestrahlten, sogar oft an Blitzzangpunkten. Wie ich in meinem „Vermächtnis“ zu zeigen versuchte, dürfte das seine ganz besonderen Gründe haben, weil an solchen Stellen die Fähigkeit des Schauens in der gesteigerten Form des Ahnens oder gar des Hellsehens wesentlich erhöht ist.

Hier möge gleich etwas über Gespenster, Spuk und Hellsehen gesagt sein. Grundsätzlich können wir behaupten, daß diese rätselhaften und im Aberglauben enthaltenen Erscheinungen rund um die ganze Erde auftreten. Sie leugnen, hieße in den alten Fehler verfallen, das Nichtbegreifbare als nicht vorhanden anzusprechen. Es gibt Hellsehen, wie es Spuk und Gespenster gibt. Aber es scheint ganz bestimmter Voraussetzungen zu bedürfen, um diese fraglos ganz natürlichen Erscheinungen eintreten zu lassen, wobei es gänzlich unentschieden bleiben soll, inwieweit es sich in den letzten beiden Fällen um Dinge handelt, die aus uns noch unbekanntem Gründen nur innerhalb unserer Vorstellung auftreten oder um Wirklichkeiten, die sich außerhalb unseres Körpers befinden. Vergeblich ist bisher nach den Vorbedingungen der Erscheinungen geforscht worden. Neuere Prüfungen lassen es nun kaum noch zweifelhaft erscheinen, daß zu rein menschlichen Sonderfähigkeiten das Vorhandensein von Reizstreifen sowie Höhepunkte der kosmischen Anwirkungen treten müssen, um das Rätselhafte hervorzubringen. Erst dort also, wo all das vorhanden ist, tritt Hellsehen, treten Gespenster auf und Spuk.

Nun finden wir bei alledem aber eine Eigentümlichkeit. Obwohl, wie schon erwähnt, diese seltsamen Beobachtungen und Fähigkeiten überall angetroffen werden, gibt es doch Gebiete, die ganz besonders reich an ihnen sind. Da sich Strahlungslinien in allen Landschaften und Ortschaften der Erde finden, weil überall hin die kosmischen Anwirkungen reichen, können diese Vorbedingungen allein nicht ausschlaggebend sein. Wir müssen daher trachten, sie im Menschen selbst zu entdecken.

Die erfahrensten Forscher auf diesem Gebiete sind nun der Ansicht, Gespenster und Spuk seien die Folgen von Wirkungen, die von Verstorbenen ausgehen. Diese aber könnten sich nur dann bemerkbar machen, wenn Personen anwesend sind, die ohne es zu ahnen, die Fähigkeit der Abgabe gewisser Kräfte besitzen, mit deren Hilfe es den Verstorbenen erst gelingt, sich bemerkbar zu machen. Da es nun auch solche Menschen überall zu geben scheint, deren Fähigkeiten man mit dem Begriff der Heilkräfte umschreibt, so müssen wir zunächst die landschaftlichen Häufungen des Spuks und der Gespenster aus dem Wesen der Toten zu deuten versuchen. Das scheint zunächst unmöglich. Die Erfahrung lehrt indessen, daß Spuk und Gespenster fast immer nur an jenen Orten auftreten, an denen die sichtbar

werdenden Erscheinungen in ihrem Erdenleben gehaust haben. Es drängt sich darum die Meinung auf, hier müsse es sich um Personen handeln, die besonders eng mit den materiellen Dingen der Welt verbunden waren. Wo aber finden wir vorwiegend Menschen, die diesen Ansprüchen genügen und gleichzeitig in Gebieten wohnen, die besonders reich an Reizstreifen sind, Menschen, die infolge ihrer Seelenhaltung in den weltlichen Dingen aufgehen, in Technik, Handel, Industrie und Geldwesen? Da haben wir Norddeutschland und Westfalen, England, Schottland und die nordamerikanischen Staaten. Hier überwiegt die mehr stoffliche Weltauffassung. Hier also sind die Vorbedingungen gegeben und wir wundern uns nun nicht mehr darüber, daß gerade diese Gebiete die größte Zahl aller entsprechenden Beobachtungen liefern. Damit ist nun keineswegs gesagt, daß es sich bei alledem um das handelt, was wir im landläufigen Sinne als „wirklich“ bezeichnen. Es liegt durchaus nicht jenseits jeder Möglichkeit, sich die Vorgänge folgendermaßen vorzustellen:

So wie der Vogel sich durch entsprechendes Erheben über dem Erdboden aufladen muß, um die feinen und schwachen Wellen seiner Beutetiere oder seiner Heimat empfangen zu können, so wie die Taube und andere Lebewesen in ihren Wohnstätten und Aufenthaltsorten nachweislich die Fähigkeit übermitteln, die ihnen, den Lebewesen, selbst eigenen Wellen wieder auszusenden, so kann sich in bestrahlten Gebäuden der Fall ereignen, daß entsprechend empfindsame Menschen durch die hier vor sich gehende Aufladung fähig werden, jene von Verstorbenen zurückgebliebenen und den Wohnräumen mitgeteilten Wellen aufzunehmen. Dieser Vorgang könnte soweit getrieben sein, daß Geräusche, ja, daß selbst schemenhafte Umrisse der Toten sich in der Vorstellungswelt des Empfindsamen zu Erscheinungen ballen, die eine noch vorhandene Wirklichkeit vortäuschen. Das würde uns zu der merkwürdigen Folgerung berechtigen, daß Spuk und Gespenster zwar Erlebniswirklichkeiten sein können, ohne doch im landläufigen Sinne wirklich zu sein.

Spuk und Gespenster, die seit Urzeiten im Volksglauben eine Rolle spielen, dürften also vorwiegend dort in Erscheinung treten, wo Menschen gelebt haben, die mit allen Fasern an den Dingen dieser Welt hingen. Daß aber, was verblüffen mag, Gespenster und Spuk genau so wie Erde und Leben dem kosmischen Rhythmus untertan sind, liefert uns einen weiteren Beweis für die Richtigkeit unserer hier dargelegten Überzeugung. Gespenster und Spuk dürften darum nicht übergangen werden, seitdem ich in meinem „Vermächtnis“ an vielen Beispielen gezeigt habe, wie innig diese Erscheinungen und wie auffallend streng sie in den natürlichen Ablauf des Jahres eingeordnet sind.

Da bis zur Abfassung meines eben genannten Hauptwerkes niemand auf den Gedanken verfallen ist, Spuk- und Gespenstererscheinungen mit bestimmten Jahreszeiten in Verbindung zu bringen, kann hier von einer

Spuk

jener auf diesem Gebiete vom Gegner immer so gern unterschobenen Täuschung keine Rede sein.

Wenn unsere Ableitungen Anspruch auf Beachtung erheben wollen, dann müßten wir grundsätzlich fordern, Gespenster und Spuk müßten vorwiegend in jenen Zeiten auftreten, in denen die kosmischen Anwirkungen besonders stark sind, weil dann nicht nur die Nerven erregt, nicht nur die Wirkung der Erdstrahlen gesteigert, sondern auch die von ihnen beeinflussten Menschen erheblich aufgeladen werden. Grundsätzlich wäre dies die Zeit der aufsteigenden Sonne zwischen 22. Dezember und 21. Juni. Ferner aber, und das scheint das Entscheidende, müßten sich Höhepunkte während jener beiden Spannen nachweisen lassen, in denen die kosmischen Anwirkungen besonders kräftig wirken, um Mitte Februar und im Juli und vor allem im August, zudem, um in den Großablauf zu greifen, vorwiegend in jenen Jahren, die reich an Sonnenflecken sind.

Das ist nun, wie ich zu zeigen vermochte, tatsächlich der Fall. Für meine Untersuchungen habe ich mich zudem nicht der Veröffentlichungen jener Forscher bedient, die auf diesem Gebiete als Fachleute eine Theorie zu verteidigen hatten, sondern ich habe das Werk eines bedeutenden Dichters zugrunde gelegt, des Freiherrn Friedrich von Gagern, der eine Unzahl eigener Erlebnisse wiedergibt und dessen Berichte sich dadurch auszeichnen, daß, wo immer dies möglich, Tag, Monat und Jahr angemerkt sind.

Niemand wird behaupten wollen, Freiherr von Gagern habe mit dieser Genauigkeit etwas anderes bezweckt, als seine Verlässlichkeit auch in diesen scheinbaren Nebendingen zu erhärten. Er gab darum mehr, als er beabsichtigte; denn ohne seine genauen Aufzeichnungen wäre der hier erwähnte Beweis kaum gelungen.

Bemerkenswert ist überdies noch, daß jene Gebiete, die wir hier besonders hervorgehoben haben, längst dafür bekannt sind, daß in ihnen das „zweite Gesicht“ besonders und ebenso reichlich angetroffen wird, wie die Fähigkeit zu heilen.

Mit diesen Feststellungen müssen wir das an sich noch reichlich dunkle Gebiet verlassen; es genügt zu erkennen, daß auch hier unsere Ahnen nicht einem blindem Aberglauben zum Opfer gefallen sind, sondern mit aller Nüchternheit die Tatsache berücksichtigten.

Wenn nämlich als Voraussetzung des Auftretens von Gespenstern und Spuk die Reizstreifen eine Rolle spielen, und wenn deren Wirkung durch die verschiedensten Mittel aufgehoben werden konnte, so waren in der Tat Mistel und andere Unruhen, Palmzweige und Arnika, Bärlapp und Hasel und wie sie alle heißen mögen, sehr wohl dazu geeignet, Hexen und bösen Zauber, als welche Spuk und Gespenster angesprochen werden können, zu „vertreiben“.

Was aber lag näher, dieses an sich geheimnisvolle Wissen der urchümlichen Priestergelehrten, in dem Augenblick, als es während der Verfalls-

zeit zum allgemeinen Volksglauben wurde, nun in einer Weise zu veräußerlichen und zu verwässern, die jede irgendwie dunkle und nicht durchschaubare Erscheinung mit Hexen, Schratten, Teufeln, bösen Geistern, Dämonen oder Truten in Verbindung zu bringen und den Symbolen, als welche Geist, Schratt und Trut anzusprechen sind, einen gespensterhaften Sinn unterzulegen.

So sehen wir denn hier, daß es keineswegs angeht, den Dämonen- und Gespensterglauben nur und ausschließlich als das Ergebnis einer blühenden Einbildungskraft zu betrachten.

Auch hier war die Erfahrung Ursache der Namensgebung und mußte es umso mehr sein, als sich die rätselhaften Erscheinungen zu bestimmten Jahreszeiten häuften, und dies gerade während solcher, an denen auch sonst höchst eigenartige Vorgänge zu beobachten waren, wie etwa im Juli und August.

Wenn im Juli, im Feuer oder Feuermund, die Sichel des jungen Mondes über den Wiesentälern steht, geht der Duft des frischen, gemähnten Grases durch die Gründe; denn der am Vermächtnis der Väter hangende Bauer pflegt bei zunehmendem Licht zu heuen, zeitigstens aber drei Tage nach Neumond, weil er dann auf Grund der alten Wetterregeln an der jetzt beständig werdenden Witterung mit großer Sicherheit zu entscheiden vermag, ob er den ersten Schnitt auch trocken hereinbringen wird. Nur im Notfall verschiebt er die Mahd.

Mit dem Heu verschwinden nun von Wiesen und Rainen nicht nur die bunten Blumen, sondern auch jene Gewächse, die seit alters dem Landbewohner wert und lieb sind und die er noch heute als Heil- und Vorbeugemittel verwendet, sie sammelt und benußt, wie sein Ahne es tat. Bewunderungswürdig ist die Stetigkeit, mit der, von Mund zu Mund weitergegeben, die Volksheilkunde mit rührender Treue die Erfahrungen der Urväter bewahrt; denn auch jetzt sammeln Bäuerin und Bauer vor der Mahd die Wiesenpflanzen, die von ihnen hochgeschätzt werden und die nach alter Erfahrung jetzt ihre höchsten Heilwirkungen besitzen. Da ist vor allem die Schafgarbe, deren verschiedene Namen, Grensing, Gachheil oder Gänserich, eine kleine Geschichte der Bedeutung dieses derben Gewächses bilden.

„Schafgarbe“ verrät bereits, daß diese Pflanze besonders gern von Schafen gestressen wird; „Grensing“ oder „Gensing“ und „Gänserich“ gehen auf die Beobachtung zurück, daß auch die Familie Gans in diesem Gewächs einen Leckerbissen sieht, den sie aus gleichen Gründen schätzt wie die Brennessel. Die Bezeichnung „Gachheil“ aber geht das Menschenreich an, da gach soviel wie jach, also „schnell“ bedeutet, mithin Gachheil eigentlich Schnellheil meint und damit die wichtigste Eigenschaft der Schafgarbe betont. Seit grauer Vorzeit wird sie nämlich als blutstillendes und wunden-schließendes Mittel verwendet. Damit ist ihre „Kraft und Wirkung“

Hexen

aber noch nicht erschöpft: „Das du fur keinem Gericht verlieren noch Unrecht haben magst: So lege Senferich un dyllen kraut (Dill) in deine Schuch, und sprich dreymal nach eyinander: ich trittte uff diesen Senferich und uff diesen Dyllen . . .“ dann wird, der so tut, an „diesen Tagen Gerecht erlangen“.

Und doch sehen wir sofort auch hier wieder das Wertvolle dieser Behauptung; denn Schafgarbe und Dill „entstrahlen“, schühen also Mensch und Tier vor Erregung und geben dem Träger jene überiegene Ruhe, die gerade vor Gericht überaus wertvoll ist, so daß der Verlust eines sonst aussichtsreichen Prozesses kaum zu befürchten steht.

Bei dieser Gelegenheit aber muß auf eine besondere Eigenart der alten Vorschriften hingewiesen werden: Sie berücksichtigen immer nur das Selbstverständliche. Was damit gemeint ist, wird uns am besten ein Beispiel zeigen. Wenn wir ein heilkundliches Werk aufschlagen, ganz gleich ob es aus der Zeit des Hippokrates († 377 v. Chr.) oder aus der Gegenwart stammt, und dort über chirurgische Eingriffe in den lebenden Körper lesen, etwa von Schädelaufmeißelungen, die bereits in vorgeschichtlicher Zeit vorgenommen wurden, von einer Blinddarmoperation oder der Entfernung einer Magengeschwulst, so kommt kein Vernünftiger auf den Gedanken, ein Mensch habe derartige Eingriffe bei vollem Bewußtsein ertragen. Jeder fehlt die Narkose, die Betäubung, als selbstverständlich voraus, obwohl sie mit keinem Worte erwähnt wird.

Genau so verhält es sich bei den Vorschriften der Alten. Wenn also in unserm Falle von jemandem gesprochen wird, der vor keinem Gericht verlieren noch Unrecht haben soll, so wird nur an den Sieg der gerechten Sache gedacht. Allein das bereits dargelegte Weltbild der bäuerlichen Ähnen, dessen Wesen Ausfluß der Harmonisierung des Lebens war, verbietet ganz von selbst eine pfliffige Übertölpelung des Richters oder die Anwendung listiger und durchtriebener Spitzfindigkeiten. Schafgarbe und Dill waren also keineswegs Allheilmittel und Schutzvorrichtungen für den Verbrecher, den Schädling, sondern natürliche Stützen einer gerechten Sache. Das alles ist ebenso schlicht wie bewundernswert; denn die gerechte Sache ist die natürliche. Sie zu erkennen, ist kein Akt der Gelehrsamkeit, sondern der Gnade; Erkenntnis kann man nicht wie irgend eine Wissenschaft lernen; Erkenntnisse hat man oder man hat sie nicht.

Hier rühren wir an die tiefsten Dinge des Volksweltums, das eben Weisheit, das also Erkenntnisse voraussetzt, während die Kenntnisse eine ganz untergeordnete Rolle spielen; sie gehörten auch ehemals zur Wissenschaft.

Dieses Tiefste mit Worten zu sagen, ist ebenso eine Unmöglichkeit, wie das Vorhaben, mit Hilfe einer Vorschrift und Anleitung jemandem das Vermögen vermitteln zu wollen, ein Gedicht wie „Über allen Gipfeln ist Ruh“ zu schreiben. Man kann das oder man kann das nicht. Es zu

gestalten, kann niemand lernen. Wer diese Fähigkeit nicht besitzt, dieses Ur-künstlerische, im wahrsten Sinne Religiöse, mithin das unmittelbare Verständnis für die angerührten Fragen, geht an den Dingen vorbei, steht außerhalb der Wenigen, die auserwählt sind.

Das ist eine Erkenntnis von entscheidender Tragweite; denn sie tastet an jene Grenze, die Hans Blüher die Stelle nennt, „wo mit der Sprache nicht mehr zu spaßen ist“.

Dies aber ist es, was dem wissenschaftlich gebildeten Städter fremd, was dem geborenen Bauern, dem magischen Menschen, aber im Blute liegt, jenes Heiligtum der Sprache als Offenbarung zu empfinden und zu brauchen. Jene, die technischen Menschen, zu denen alle gehören, die über diese Bildungsstufe rein lehr- und lernbarer Art nie den Weg ins freie fanden, vermeinen sich mit Hilfe der Sprache zu verständigen, einer exakten Ausdrucksweise, die leblos ist und formelhaft, wie schon aus der beschämenden Tatsache hervorgeht, daß diese Art der Sprache, die von ihnen als die einzig verlässliche angesehen wird, obwohl sie in dieser Form nur eine geringere Aufgabe erfüllt, daß also die Art der Sprache auch künstlich ersetzbar ist, durch Nachdenken und Tüfteln, wie das die Kunstsprachen, etwa das Esperanto, beweisen. Diesem biederen Geschlecht fehlt offenbar jede Begabung, von ihrer eingefleischten Ernsthaftigkeit zu lassen. Darum bringt sie es „allen Ernstes“ fertig, zu fordern, es sei nötig, etwa die „Idee der Sixtinischen Madonna zu objektivieren“. Das ist ihre Sprache, die auch in Esperanto ertönen könnte, ohne ihren Wohlklang zu verlieren. Diese Sprache ist ein Handwerkszeug für angehende Handwerker.

Aber wenn wir mit Paulus vom „Spiegel in einem dunklen Wort“ reden, und damit zwar nicht einer Verständigung über den Stromverbrauch einer Glühbirne oder den Wärmehalt eines Nahrungsmittels dienen, indessen die wirkenden Tiefenkräfte der Natur, der den Schöpfungsakt einschließenden Natur bloßlegen, dann gelten wir diesen Wirklichkeitsmenschen als Phantasten. Die erschütternden Schöpfungen der Sprache, die im Reden und Schreiben die Grundpole ihrer Offenbarungen hütet, bleiben ihnen unerkennbar; denn diese Sprache, die eigentliche, die in allem mit dem göttlichen Welthintergrunde verknüpft ist, ist nicht so sehr ein Mittel der Verständigung, sondern sie ist der Weg des Heils; sie führt zur Harmonisierung des Daseins und ist deswegen eine heilige Offenbarung.

Es wäre darum ein Vergehen wider die Natur, wollten wir hier nicht mit allem Nachdruck jene geschäftigen Hände oder jene Betriebsamen auf die Grenze hinweisen, die ihnen gesteckt ist. Nicht, wer die prüfende Sonde an die Volksweltümer legt und nun daran gehen sollte, eine Fibel des Urwissens für den täglichen Gebrauch empfangsbereiter und geschäftstüchtiger Biedermänner zu schaffen, hat Anrecht auf diesen hier sichtbar gemachten Weg ins Paradies, sondern allein der Erkenntnisfähige, der aus der Sprache des Volkes mehr als nur das Gesprochene zu hören vermag,

der Auserwählte; denn hier handelt es sich um priesterliches, um hellkundliches Weistum, für das man geboten sein muß. Dies allein schon deswegen, weil nur eine Gesamtschau, weil nur ein schöpferisches und demütiges Anschauen und Versenken in den Gesamtbereich der Schöpfung den Weg zur Erlösung erkennen läßt, den die Weistümer vermitteln.

Die Volksweistümer gehören darum in die Hände jener Wenigen, durch die noch der Odem Gottes geht. Wer aber hier nur „die prüfende Sonde“ anlegen wollte, gleiche jemandem, der einem Menschen den Kopf aufmeißeln und den Leib öffnen wollte, um in der Gehirnmasse oder im Sonnengeflecht nach der göttlichen Seele zu suchen. Solcher gibt es zahllose, die Ernsthaften des biedereren Geschlechtes, über die die Zeit hingehet und sie verweht wie Spreu im Wind. Wenn irgendwo, so kommt es hier, um mit Schopenhauer zu reden, darauf an, was einer ist. Das aber kann man mit Jakob Böhme nennen: „aus Kraut und Gras Gott erkennen“.

Die anspruchslose Schafgarbe führte uns zu dieser Betrachtung. Auch sie ist, wie jedes Stück der Schöpfung, wesentlich. —

Gleichmaßen beachtlich sind die Eigenschaften des ebenfalls jetzt gesammelten, hochsommerlich blühenden Johanniskrautes, das als Herrgottswundkraut, als Blutkraut, als Gottesgnadenkraut, als Hartheu, also als Hirschkheu, in der Schweiz als Hexenkraut und in Schlesiens als Jageteufel bezeichnet wird. Es ist ein urdeutsches Wundergewächs und wird nicht nur zur Wundbehandlung, sondern auch als Grundlage eines Schnapfes verwendet, der gut gegen Leibweh ist. In Dithmarschen heißt das Johanniskraut darum auch Liefwehblom. Aber in den Namen Jageteufel und Hexenkraut verbergen sich, wie wir sofort vermuten, noch andere Fähigkeiten. Die Pflanze entstrahlt ebenfalls, hält also den Teufel ab, wehrt den Hexen und bewahrt gegen alles Unheil. Daß eine solche grüne Kostbarkeit auch beim Liebeszauber verwendet wird, nimmt nicht wunder. Auch hier siegt nämlich der Überlegene, der Beherrschte, der innerlich Ruhige. Schon erstaunlicher ist die Bedeutung, die unser Hartheu für den Krieger besitzt. Die Alten behaupten, es beschütze ihn in der Schlacht und erwerbe ihm im Frieden die Liebe seiner Mitmenschen. Bestreicht er zudem den Lauf seines Gewehres mit dem Saft der Pflanze, so ist unbedingte Treffsicherheit gewährleistet. Das Johanniskraut ist darum auch für den Jäger wichtig.

Das alles ist vollkommen zutreffend; denn ihre entstrahlende Fähigkeit gibt sowohl dem Krieger als auch dem Jäger jene selbstverständliche Ruhe, die den kämpfenden einem erregten Gegner überlegen sein läßt, vom Pirschenden aber das bekannte Jagdfieber fernhält und so die Zitterbewegungen des erregten Armes beseitigt. Damit erhöht sich die Treffsicherheit. Ruhige und überlegene Menschen werden zudem leichter die Liebe ihrer Mitmenschen gewinnen als Fahrige und Zerstreute.

In Süddeutschland steckt man das Johanniskraut noch heute gegen das Einschlagen des Blühes ans Fenster und fügt es dem Weihbuschen bei, in dem sich auch die Schafgarbe findet (Tafel X).

Als dritte vor der Heuernte zu sammelnde Blume muß die Arnika genannt werden, die wir bereits kennen und die in Oberfranken ebenfalls als Johanniskraut bezeichnet wird. Zwar ist die Arnika keine Wiesenblume, wird aber jetzt dazu verwendet, die Felder vor dem Kornämon, dem Bilwis, zu schützen. In getrocknetem Zustande wird unsere Pflanze, die auch Wohlverleih heißt, bei anziehendem Gewitter angebrannt und mit ihr geräuchert, wobei man spricht:

Steck Arnika an / steck Arnika an /
Daß sich das Wetter scheiden kann.

Das alles sind Dinge, die uns nicht mehr überraschen. Man mag über sie nachdenken, wenn jetzt in den abendlichen Gärten der Lindenduft strömt. Auch hier hat das Landvolk eine recht verlässliche Behauptung aufgestellt. Tritt nämlich der Ruch dieses dem Deutschen fast heiligen Baumes besonders stark auf, so steht Regen zu erwarten, der im Heumond nicht gerade festzusitzen pflegt. Zudem soll die Gesamtwetterlage dieses Monats, vor allem wenn auch noch der Ernting beobachtet wird, eine Vorausschau hinsichtlich der Strenge des kommenden Winters erlauben. Beobachtungen haben erwiesen, daß ein kalter Winter zu erwarten steht, wenn Heuert und Ernting heiß sind, während milde Witterung ein halbes Jahr später dann eintritt, wenn die beiden Monate trüb und naß sind. Sagt auch eine Bauernregel:

Wie der Juli war /
Wird der Januar.

Gar vieles mehr verrät die ländliche Natur dem, der sie treu beobachtet. Der Bauer muß sich jetzt allerdings auf die Berücksichtigung der allernötigsten Vorzeichen beschränken; die Heuernte nimmt ihn voll in Anspruch; denn:

Wer nicht fleißig rechen tut / wenn die Bremsen summen /
Guckt gefälligst in den Hut / wenn der Winter kommen.

Trotzdem darf er nicht müde werden, in den Mienen der Natur zu lesen. So heißt es vom Sankt-Anna-Tag, dem 26. Juli:

Wenn die Ameisen aufwerfen am Anna-Tag /
Ein harter Winter kommen mag.

Das ist eine höchst merkwürdige Behauptung. Sie besagt nämlich, aus der Höhe der Ameisenhaufen im Spätsommer könne man die Strenge des bevorstehenden Winters erkennen. Um diese Zeit pflegen die Waldameisen

nämlich in höherem oder geringerem Maße ihre Wohnhäufen zu vergrößern.

Jeder Förster, jeder Waldbesitzer und jeder Naturfreund wird die Richtigkeit der bäuerlichen Behauptung vollauf bestätigen. Selbstverständlich gehören hinreichende Erfahrung und dauernde Beobachtung dazu, ein verlässliches Urteil zu gewinnen.

In dieser seltsamen Eigenart unserer fleißigen Insekten nun aber die Auswirkung eines sich über viele Monate hindehrenden Dargefühls zu erblicken, dürfte zu weit gehen. Völlig ausgeschlossen wäre dies nicht; denn wir kennen ähnliche Erscheinungen bei anderen Tieren. So pflegt, um dies in Erinnerung zu rufen, der Kiebitz, der sonst in den Mulden der Triften und Weiden sein Nest baut, dann erhöhte Stellen für sein Brutgeschäft zu wählen, wenn Überschwemmungen bevorstehen. Er gehört darum auch im Volkswissen zu den Kündern nasser Zeiten.

Bei den Ameisen bieten sich uns indessen gleich zwei Möglichkeiten, ihre scheinbare Prophetengabe auf sehr naheliegende Dinge zurückzuführen. Im Grunde genommen sind diese freilich nicht weniger rätselhaft. Es grenzt doch ans Wunderbare, daß die Natur in Sommern, die einem strengen Winter vorausgehen, nicht nur die Ernte besonders reichlich ausfallen läßt, sondern auch die Vermehrung der Tiere ungewöhnlich fruchtbar gestaltet. Den Sinn dieser Maßnahme kennen wir: Eine im Sinne des Bauern kalte Zeit vernichtet ungleich mehr Lebewesen als eine milde. Da auch die Bevölkerung des Ameisenstaates sich in solchen Sommern besonders reichlich vermehrt, muß eine Vergrößerung auch des Ameisenhaufens die Folge sein, ohne daß die Ameisen selbst etwas von der Strenge des kommenden Winters zu ahnen brauchen.

Die zweite Erklärung ist nicht minder einfach. Wir beobachten nämlich vor strengen Wintern, während der am 24. Juli einsetzenden Hundstage, eine stark ausgeprägte heiße Zeit-Spanne. Es wäre nun durchaus denkbar, und mit manchen ähnlichen Erscheinungen in der Natur zu belegen, daß die Ameisen die beginnende Wärme spüren und nun durch Erhöhung ihrer Häufen einen entsprechenden Hitzeschutz anlegen. Da er aber nicht nur gegen die andringende Wärme, sondern auch gegen die sehr viel später einsetzende Kälte wirksam ist, so könnte er uns eine Wintermaßnahme vortäuschen, während er in Wahrheit nur dazu bestimmt ist, die Hundstagshitze abzuhalten.

Mag dem nun sein wie ihm will, wir haben im Verhalten der Ameisen eine treffliche Naturprophetie für die Großwetterlage des bevorstehenden Winters zur Verfügung.

Überhaupt ist der Feuert, der Feumond, schon reich an Vorausblicken in die fernere Zukunft:

Wechfelt im Feuert stets Regen und Sonnenschein /
So wird im nächsten Jahr die Ernte reichlich sein.

1st Jakobi (25. 7.) hell und warm /
friert man Weihnachten bis in den Darm.

Drei Tage vor Jakobi Regen /
Bringt keinen guten Ernteseegen.

Regen auf Margaretentag (13. 7.) /
Verdirbt die weischen Nüsse /
Und die Haselnüsse fallen ab.

Besonders wichtig ist der Sieben-Brüder-Tag (10. 7.), der mit dem Sieben-Schläfer-Tag (27. 6.) enge verknüpft ist. Wetterkundliche Forschungen haben nun ergeben, daß in der Tat um den 27. Juni eine Wetterperiode einsetzt. Fallen nämlich ausgeprägte Sommerregen in den letzten vier Junitagen, so wird damit eine Regenzeit von entsprechender Stärke und Dauer angekündigt. Regnet es also am Sieben-Schläfer-Tag und ferner an Mariä Heimsuchung (2. 7.) oder am Sieben-Brüder-Tag, so wird das feuchte Wetter anhalten. Hierbei ist zu beachten, daß Regen am Sieben-Schläfer zunächst nur von einer nassen Zeit im Umfange einer Woche gefolgt zu sein braucht; die weitere Entscheidung fällt dann am 2. oder am 10. Juli. Auch hier ist also heute die einst belächelte Bauernregel als zuverlässig anerkannt.

Von dem Grade der Feuchtigkeit hängt nun auch die für den Imker so wichtige Haideblüte ab, die mit Ende Juli einzusetzen pflegt. Entscheidend ist, ob diese Blüte reich oder karg ausfallen wird. Günstige Immenweide gibt sie nur dann, wenn der Blütezeit hinreichende Feuchtigkeit vorangeht. Es wird also dem Kenner der heimatischen Natur auch hier rechtzeitig möglich, zu sehen, ob die Bienen genügend Tracht einbringen werden, ob sie in eine andere Gegend zu verbringen oder gar künstlich zu füttern sind.

Gern erinnere ich mich jenes nun schon fernen Sommers, als ich drunten im niederdeutschen Land inmitten des endlosen Haide-Blütenmeeres den silbrig-bleichen, sandigen Eingängerpfad entlang schritt und vor mir plötzlich die regungslose Gestalt eines Schäfers auftauchte, der auf weit hingezogenem Hügel dunkel gegen den lichten Himmel stand. In einer Senke äste die Schnuckenherde, diese der Lüneburger Haide eigentümliche Schafrasse. Hastig die harten Spitzen der Erikasträucher rupsend, fraßen die Tiere gierig. Und der Schäfer bestätigte meine Vermutung, es werde schlechtes Wetter kommen; denn die Schnucken vertragen keine feuchte Nahrung, und darum hat sie die gütige Natur mit einem Wetterfönn ausgestattet, der sie veranlaßt, besonders dann auffällig hastig und ausgiebig zu äßen, wenn am kommenden Tage Regen bevorsteht, ein Weidengang also unterbleiben muß.

Das Wetter aber war das Lieblingsthema des Schäfers. Eigenartiges wußte er zu berichten. Die Haide, so belehrte er mich, verrät gar viel. 1st

sie mit Knospen übersät und blüht sie bis in die Spitze, so gibt es einen strengen Winter. Blüht sie an den unteren Stengelabschnitten, so muß man den Roggen zeitig säen, da ein zeitiger Winter zu erwarten; blüht sie in der Mitte, so sät man zu Michaelis; blüht sie aber nur oben nahe den Zweigenden, so ist die Saat nach Michaelis die beste. Ein empfindliches Gewächs ist sie zudem. Lange, ehe der Mensch das ferne Herannahen eines Sommergewitters zu bemerken vermag, stellt die Haide plötzlich ihre Honigausscheidung ein, so daß das Heer der Bienen wie auf einen Befehl zu seinen Behausungen zurückkehren muß. An ihren Körben langen die Immen dann, wie es in der Bauernregel heißt, dicht wie ein Frühlingshagel an. Sofort weiß der Bienenwirt, was bevorsteht (Abb. 14).

Wenig bekannt ist die Verwendung der Erikablüten zu einem köstlich mundenden Tee oder die Benutzung des zu Syrup eingedickten wässrigen Auszuges bei Schlaflosigkeit. Nicht unwichtig ist auch die Tatsache, daß dieser urwüchsige, sonst nur durch allergrößte Maßnahmen zu beseitigende Haidestrauch durch künstlichen Dünger schnellstens abgetötet wird. —

Diese Begegnung liegt lange zurück. Länger als ein Jahrzehnt habe ich in engster Gemeinschaft mit der Haide gelebt, die Angaben des Schäfers geprüft und wieder geprüft — nie hat die Haide mich enttäuscht. Nie aber hat sie herrlicher geblüht, nie war sie dichter mit den rosaroten Glöckchen bis in die äußersten Spitzen behangen als im Sommer 1928, dem der sibirische Winter folgte. Darum waren auch in jenem Sommer die Fensterscheiben nach jedem Regenschauer mit braunem, feinem Staub bedeckt, der oft den Städtern Rätsel aufgibt und meist nichts anderes ist als die Legion der winzigen Haidesamen.

Nun blüht die Haide wieder und wir wollen sie auch diesmal fragen, was sie uns an Zukünftigem zu verraten habe.

Sie wird bis über den August, den Ernting, den Erntemonat hinaus uns mit ihrer Blütenfülle erfreuen und erst, wenn die kühlen Abende einsehen, sich in jenen kupfernen Goldbrokat verfärben, der an Farbenglut die Blütezeit weit übertrifft. Dann gehören die Hundstage der Vergangenheit an, der Hundstage mit ihrem Reichtum an Wetterkatastrophen, die im Weistum eine große Rolle spielen. Ihre Nachprüfung wird auch Licht auf die eigenartige Tatsache werfen, daß der Löwe in alten Parks, in Patriziergärten und verträumten Landstädtchen als Wasserspeier steht. Wie kommt der Löwe, der König der wasserarmen Wüste, dazu, als Brunnenfigur verwendet zu werden?

Kaum jemand erinnert sich heute noch an die Tatsache, daß der Stand des Taggestirns während des Erntemonats sich im Tierkreiszeichen des Löwen befindet, eine Tatsache, die dazu Veranlassung gegeben hat, gerade den Löwen bildhauerisch als Wasserspeier zu verwenden. Selbst wenn wir uns dieses Ursprungs erinnern, so bleibt dieser Brauch dennoch so lange dunkel, als wir nicht das Heimatland dieser Sitte, nämlich Ägypten, näher

betrachtet haben. Dort beginnt nämlich in den Hundstagen der Nil zu steigen. Das ist ein Vorgang von größter Wichtigkeit für das Pharaonenland; denn ohne die jährlichen Augustüberschwemmungen hätte das wüstenumsäumte Gebiet niemals seine gewaltige Kultur hervorbringen können. Dann also, wenn die Sonne in das Sternbild des Löwen tritt, beginnen in den Ländern des oberen Nil gewaltige Regen zu fallen: Der Löwe speit das Wasser auf die durstende Erde.



Abb. 14.

Die Erica als Winterverkünder; formelhaft 1. strenger Winter; 2. zeitiger Winter; 3. Hauptwinter nach Weihnachten; 4. später Winter.

So finden wir, aus altägyptischer kosmischer Symbolik entstanden, auch bei uns noch vielfach den Löwen oder zumindest das Löwenhaupt als Wasserspeier. Wenn wir seinem Plätschern lauschen, hat er uns aber noch gar Merkwürdiges zu berichten; denn seine sinnbildliche Sprache trifft auch für unsere Gegenden zu. Auch bei uns erreicht in normalen Jahren die Regen-, Hagel- und Gewitterneigung, sofern wir besonders die schweren Wetter berücksichtigen, während der Hundstage ihren jährlichen Höhepunkt. Bei dieser Gelegenheit wollen wir uns gleich ein altes Volkswort in Erinnerung rufen, das da behauptet, je zahlreicher die Auguststern-

Schnuppen fallen, um so reichlicher gäbe es Regen und schwere Wetter. Das ist besonders um den 10., um St. Lorenz, der Fall, von dem es heißt:

Sankt Lorenz kommt in finsterner Nacht
Ganz sicher mit Sternschnuppenpracht.

An der Richtigkeit dieser alten Bauernregel hat niemand gezweifelt. Um so ausnahmsloser aber wurde der Zusammenhang der Schnuppenfälle mit dem Wetter in Abrede gestellt, da, wie man meinte, die Forschung erwiesen hätte, bei den Sternschnuppen handele es sich um wenige Gramm schwere Brocken aus Erz oder Gestein, die beim Einschuß in die irdische Luft-hülle aufglühten und zerstäubten. Niemand wird und kann nun glauben, Regen oder gar Hagel und Gewitter könnten von derartigen, sozusagen gegenstandslosen Erscheinungen ausgelöst werden. Die bäuerliche Behauptung mußte darum falsch sein. Eine Nachprüfung ersparte man sich also. Bis eines Tages Hanns Hörbiger mit seiner Welteislehre auf den Plan trat. Gegen seine geradezu phantastisch anmutenden Behauptungen erschien aber selbst der Bauernglaube harmlos. Hörbiger behauptete nämlich, unsere Erde begegnete gerade in der August-Zeit ganz eigenartigen, kleinen Weltenkörpern, die jene verheerenden Wetter bei uns hervorrufen; denn diese Weltenwanderer beständen, sagt Hörbiger, aus Blöcken von Firneis in verschiedener Größe, seien überdies zuweilen aus mehreren Einzelteilen zusammengefroren. Kommen diese nun in Erdennähe, so werden sie von den Schwerkraften unseres Heimatsternes festgehalten und als winzige Kleinmonde zum Umlauf gezwungen. Dabei ereignet es sich, daß ihre weiße Oberfläche das ihr zugeworfene Sonnenlicht spiegelartig zurückstrahlt. Wir sehen diese weißen Gespenster im Weltraum dann als — Sternschnuppen.

Hörbiger als Ingenieur und weltbekannter Erfinder hatte sich nie mit dem Bauernwissen beschäftigt. Von dessen Bedeutung ahnte er wenig, wußte also auch nichts über die Volksmeinung von Schnuppen und Wetter. Aber er zeigte uns das weitere Schicksal jener Welteiskörper auf. Sie müssen immer näher an die Erde herankommen, um endlich in die Gashülle unseres Sterns mit kosmischer Schnelligkeit einzuschließen. Ihr Bahnweg ist sehr flach absteigend gerichtet, viel flacher als etwa ein Segelflugzeug zu Boden gleitet. Dazu sind sie weltraumkalt und mögen mehr als minus 130 Grad aufweisen. Jetzt aber im Gastaum der Erde werden sie nicht nur in ihrem fluge abgebremst, sondern durch die sich ergebenden Reibungen auch erwärmt. Die notwendige Folge muß ein Zerplittern der Oberfläche oder, bestehen sie aus mehreren zusammengefrorenen Einzelbrocken, ein Zerfallen in die Einzelteile sein. Das ganze Gebilde dringt nun in immer tiefere, in immer wärmere Luftschichten ein: Es wird zu einer Eiskörnerwolke. Die immer wachsende Reibung aber bedingt das Entstehen von Reibungselektrizität. Inzwischen sind nun Luftschichten von einer Temperatur erreicht worden, die zu einem Schmelzen der mildigen Firneiskörner

führt. Hierzu ist also Wärme nötig. Sie wird der Umluft entzogen, diese dabei aber derart abgekühlt, daß ihre Temperatur unter den Nullpunkt sinkt und ein kristallines Wiederauffrieren der entstandenen Wasserdampf- oder Wassertropfenmassen auf die mildig-trüben Kornreste bedingt. Diese Körnerwolke muß nun bei ihrem immer noch rasenden Dahinstürmen mächtige Luftmassen vor sich herstoßen und infolge der von ihr ausgehenden Kälte den Wasserdampf der sie umgebenden Luftschichten zur Ausscheidung in Wolkenform bringen.



Abb. 15.

Umwetterbahnen vom 27. Juli 1927. Der schußgerade Verlauf ist augenfällig.

Könnten wir eine solche Erscheinung wirklich einmal beobachten, so stände folgendes zu erwarten: käme das fragliche aus dem Kosmos stammende Gebilde in die Nähe des Erdbodens, so müßte uns zunächst ein heftiger Sturmstoß treffen. Dieser dürfte gefolgt sein von einer mehr oder minder schnell, mit der herrschenden Windrichtung in keiner Beziehung stehenden dräuenden Wolke, aus der sich unter Blick und Donner starker, vielleicht wolkenbruchartiger Regen und auch Hagel ergießen müßte. Derhältnismäßig schnell sollte eine derartige Erscheinung vorüberzagen, hinter sich die Vernichtung lassend. Würden wir dann die betroffenen Orte in eine Karte einzeichnen, dann müßten diese auf einer schußgeraden Linie

liegen, deren Länge von der Größe des Welteiskörpers abhängig wäre und ebenso gut 10 wie 100 oder gar 1000 Kilometer lang sein könnte (Abb. 15, 16 und 17).

Nun haben Hörbiger und seine Mitarbeiter derartige Eintragungen bei vernichtenden Hagelwettern vorgenommen. Immer haben sie diese schußgerade Linie erhalten; denn was wir auf Grund der Hörbiger'schen Ableitung zwangsläufig erwarten mußten, das stellt sich uns eben in der Tat



Abb. 16.

Mehrbahniger Unwetterverlauf vom 12. Juli 1932. (Aus: „Zeitschrift für Welteislehre“).

genau so dar, wie alle einen schweren Hagelschlag, ein hartes Gewitter oder einen Wolkenbruch wieder und immer wieder erleben. Ob Hagel erscheint oder nur Gewitter oder nur gewaltige Regen, das hängt eben von den sofort erkennbaren irdischen Nebenumständen, hängt von Wärme und Luftfeuchtigkeit ab“).

*) Näheres siehe: Hanns Fischer „Der Weg ins Unbetretene“; Verlag Dr. Hermann Eichenhagen, Breslau.

Was aber müßte geschehen, wenn der Urblock nun etwa in drei verschieden große Einzelblöcke zerfiel, die ihrerseits wohl jeder für sich dem geschilderten Schicksal entgegengehen müßten?

Die einfachsten Gesetze der Mechanik zeigen uns, daß der größte Körper auch am schnellsten, der kleinste aber am langsamsten fliegen dürfte. Dem-

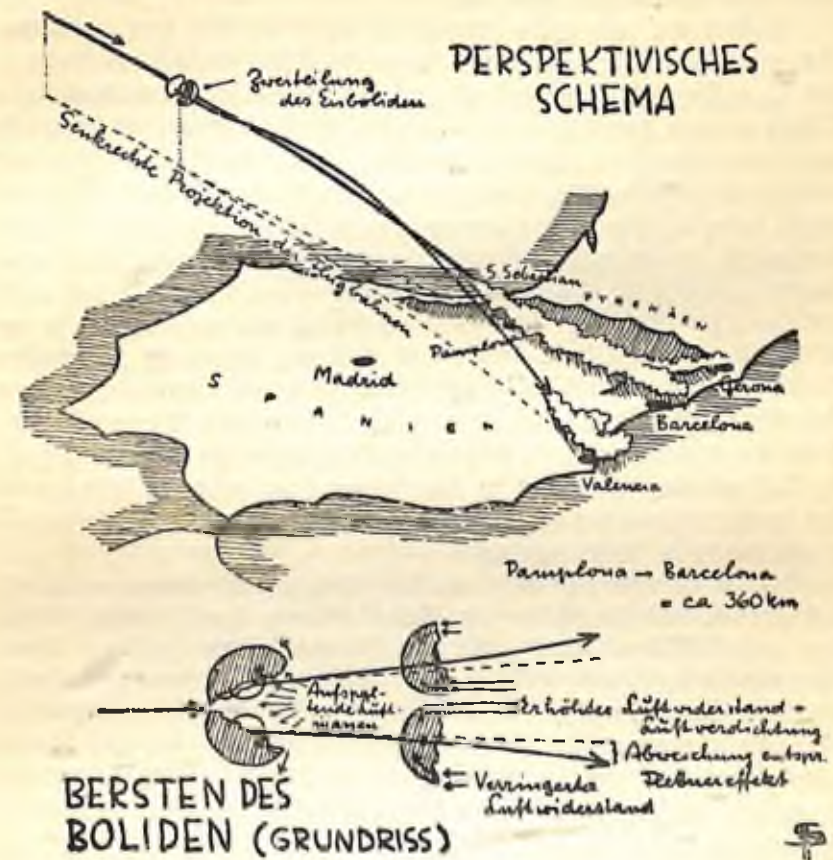


Abb. 17.

Das gleiche Unwetter im Sinne unserer Betrachtung gedeutet. Das Auseinanderstreben der einzelnen Trümmer des Urblockes (Bolide) ist eine Folge des Gleitnerseffektes (Rotorstiff). (Nach „Zeitschrift für Welteislehre“).

gemäß würde also die vom ersten Eisling erzeugte Hagelbahn von einem zweiten schwächeren und später noch vom dritten und schwächsten heimgeführt werden. Alle drei Hagelbahnen könnten sich nun aber nicht in ihrer vollen Länge, aber auch nicht in ihrer Richtung genau decken; denn bei dem Aufspalten des Eisblockes in seine Urblocke muß der bekannte

„Flettner-Effekt“ auftreten, der beim Rotorship praktische Verwendung fand und sich hier beim Eisling deart auswirken muß, daß die Bahnen fächerförmig mehr oder minder gespreizt erscheinen. Solcher Beispiele gibt es viele. Wir wählen einen aus, der Steiermark am 21. August 1890 heimsuchte. Hier finden sich auf dem dreifachen Hagelweg Gebirge von über zweitausend Meter Höhe (Abb. 18).

Wollten wir nun dieses Wetter im Sinne der bisherigen Anschauungen deuten, so müßten wir sagen: Der Hagel entsteht aus Feuchtigkeit im aufsteigenden, warm-feuchten Luftstrom, der in entsprechend kalte Gebiete gelangt, dort Hagel gefrieren läßt. Dieser Vorgang dürfte gewiß auch dann und wann einmal vorkommen. Aber unerklärlich bleibt, wie man sich in der Hochgebirgsgegend — und aus diesem Grunde wählten wir gerade unser Beispiel — das schnurgerade Aufsteigen des „warmen“ Luftstromes zu denken habe, besonders nachdem schon ein oder zwei katastrophale Hagelschläge die nämliche Linie bestreut und die dortige Luft weitgehend abgekühlt haben. Hier bleibt ein Rätsel, das um so klarer zu erkennen ist, als es sich in diesem und ähnlichen Fällen um mehrmalige Wiederholungen handelt. Es ist schlechterdings kaum vorstellbar, daß ein eben abgekühlter Luftstrom, ohne auf Täler und Berge Rücksicht zu nehmen, wiederholt aufzusteigen vermag.

Und wie kommt es, daß die Hagelkörner einen mildigen Kern haben? Und welche Ursache hat die ungeheure Schnelligkeit, mit der erfrigungsgemäß derartige Wetter ziehen?

Die Antwort werden wir uns sehr leicht geben können, wenn wir hervorheben, daß inzwischen die Wetterkunde in ihren eigenen Reihen den unumstößlichen Beweis für den Zusammenhang zwischen Sternschnuppenhäufigkeit und irdischen Niederschlägen selbst erbracht und damit den bäuerlichen Aberglauben als etwas sehr Zutreffendes erwiesen hat. Sie unterließ es nur bisher, die nötigen Folgerungen aus ihren Beobachtungsstatistiken zu ziehen, jene Folgerungen, die notwendig zu den Anschauungen hinführen müssen, die Hanns Hörbiger in seiner Welislehre erstmalig vertretet hat.

Auch hier also sehen wir das Urwissen des Volkes in Übereinstimmung mit den Forschungsergebnissen; die gleiche Feststellung werden wir nun auch machen müssen, wenn wir uns den Folgen zuwenden, die jene kosmischen Einflüsse während der Hundstage auf das Leben unmittelbar ausüben. Dabei müssen wir allerdings einen Zeitraum betrachten, der schon weit in den September, in den Scheidung, hineinlangt: Den Frauendreibiger.

Frauendreibiger — das ist ein merkwürdiger und heute keineswegs überall gebräuchlicher Name. Frauendreibiger, das ist die Zeit vom 15. August bis zum 15. September. Nirgends aber wird uns verraten, was diese eigenartige, und wenn wir vom Altweiber-Sommer absehen, durchaus einmalige Bezeichnung einer Jahrespanne zu bedeuten habe.

Frauendreibiger — das ist also ein völlig rätselhaftes Wort. Es wird keineswegs dadurch verständlicher, daß der Volksglaube behauptet, jetzt hätten zwar die Hexen besondere Gewalt, trotzdem aber sei die ganze Natur gerade während dieser Spanne dem Menschen freundlich gesinnt. Nichts sei giftig, nichts von dem, was sonst gefährlich werden kann. Ausnehmend günstig seien diese Wochen zum Einsammeln der Heilkräuter und auch zum Heilen von Krankheiten.

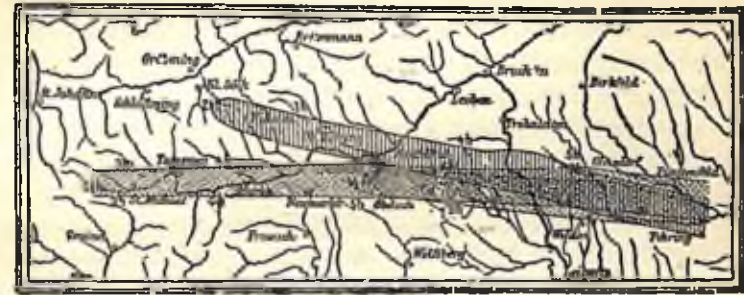


Abb. 18.

Dreifache Behagelung der nämlichen stark gebirgigen Strecke in Steiermark am 21. August 1890.

Das sind doch, oder es scheinen wenigstens Dinge zu sein, die unser aufgeklärtes Zeitalter bedenkenlos als Aberglauben betrachtet. Trotzdem lebt in unsern Tagen noch Mancherlei von diesen uralten Bräuchen; denn wir erinnern uns sofort daran, daß am ersten Tage des Frauendreibigers, also am 15. August, die Kräuterweihe in den katholischen Kirchen vorgenommen wird. (Tafel X).

Sehen wir uns nun einmal einen solchen Weihbuschen, eine solche Wurzbürde, etwas genauer an. Meist bildet die wundervolle Königskerze den Mittelteil, um den sich alles andere ordnet. Fast nie pflegen die folgenden Pflanzen zu fehlen: Liebstrauenbettstroh oder Labkraut; Dost oder Wohlgemut; Baldrian, feld-Mann-Streu, Quendel, Eisenkraut, Johanniskraut und Rohrkalben; meist sind noch vertreten: Beifuß, Minze, Schafgarbe, Tausendguldenkraut, Eberwurz, Weinraute, Wermut und Rainfarn; mithin Gewächse, die alle in der Volksheilkunde, zum Teil auch heute noch in der amtlichen Medizin, Verwendung finden.

Hier also scheint der vermeintliche Aberglaube zumindest nicht ganz ohne Sinn zu sein, obgleich wir keineswegs einzusehen vermögen, warum diese Heil- und Vorbeugemittel gerade am 15. August und nicht ebenso gut am 15. Juli oder am 30. Juni sollten gesammelt werden können.

Doch da fällt uns sogleich etwas ein! Dieser 15. August, der Tag, an dem Mariä Himmelfahrt gefeiert wird, ist keineswegs nur ein christ-

lich-katholischer Feiertag, sondern hatte schon in fernsten Ahnentagen große Bedeutung und läßt sich in dieser Eigenschaft weithin über die Erde verfolgen. Bis in die japanischen Überlieferungen und Sagen spielt er hinein.

Wir gehen also gewiß nicht fehl, wenn wir den 15. August als einen ganz natürlichen Feiertag betrachten, als einen Feiertag also, den, um das in unserer Ausdrucksweise zu sagen, die frühen Dorfahnen aus ganz natürlichen Gründen sich genötigt sahen, zu heiligen.

Die Voraussetzungen aller natürlichen Feiertage sind uns aber seit dem Augenblick geläufig, seitdem wir wissen, daß sie immer mit den Voll- und Neumondtagen zusammenfallen und zu besonderen Festlichkeiten dann führen, wenn, wie etwa um Mitte Februar, oder wie jetzt um Mitte August, die kosmischen Anwirkungen ihren Höhepunkt erreichen. Dann tritt eben das ein, was wir im Begriff der Wettervorfühlbarkeit eingehend betrachteten: Gesteigerte Erregung, verminderte Aufmerksamkeit und herabgesetzte Geschicklichkeit. Diese Erscheinungen führen notwendig zu Unfällen, Mißerfolgen, Verbrechen, zu sozialen und politischen Krisen; ferner aber auch zu Erkrankungen und, wo diese bestehen, oft zu Verschlimmerungen. Die Tage um Mitte August sind also aus kosmischen Gründen als sogenannte gefährliche Tage anzusprechen, als Tage mithin, von denen man früher behauptet haben würde, jetzt hätten Hexen und böse Geister ganz besonders kräftige Macht. Diese Ansicht aber stimmt genau mit dem überein, was der vermeintliche Aberglaube, wie wir weiter oben sahen, in der Tat angibt. Wir müssen also hier eine natürliche Übereinstimmung des Volksglaubens mit der Wirklichkeit feststellen (Abb. 10).

Würden wir aber die Lage des heutigen Vollmondes um die Augustmitte prüfen, so würden wir aus den uns bekannten Tatsachen der Trennung von Monat und Mondlauf erkennen, daß der fragliche Vollmond keineswegs mehr genau auf den 15. fällt, wie das noch in alten Berichten und auch noch in japanischen Überlieferungen vom 15. August angegeben wird, an dem Vollmond herrschte. Darum müssen wir hier sofort eine grundsätzliche Änderung eintreten lassen. Nicht kann der Frauendreibiger in die Zeit vom 15. August bis zum 15. September fallen, sondern muß vom August-Vollmond bis zum September-Vollmond gerechnet werden.

Es wird also nötig sein, den August-Vollmond etwas näher zu betrachten. Da nun, wie wir wissen, gerade um Mitte August, die auch biologisch stärkste kosmische Anwirkung während des ganzen Jahres zu fallen pflegt und da nun, wie hier betont werden soll, diese kosmischen Kräfte nach der August-Mitte überaus schroff abfallen und nachlassen, so nimmt unser August-Vollmond eine ganz besondere Stellung ein. Haben wir früher den Nachweis erbracht, daß der Neumond an Gefährlichkeit den Vollmond wesentlich übertrifft, so tritt uns hier der im ganzen Jahresverlauf einzig-

artige Fall vor Augen, daß der August-Vollmond wesentlich schädlicher wirkt, als der um Ende August fallende Neumond. Diese Tatsache spiegelt sich überdies in einer nur für den August geltenden Mondregel. Mehrfach ist vordem darauf hingewiesen worden, daß sich die kosmischen Einflüsse auf Wetter und Leben um die Mondwechselzeiten an den Ur-Freitagen, also zwei Tage vor den Mondwechseln bemerkbar machen. Infolge der gewaltigen kosmischen Augustanwirkungen gilt aber, und sie gilt nur für diesen Monat, die folgende Regel:

Die vier Tage vor dem Vollmond und die vier Tage vor dem Neumond sind in diesem Monat zu beachten. Sind die Spähen rein, so kann man bis zum Vollmond, ja bis zum Ende des Monats gutes Wetter hoffen. Starke Taue verkündigen gutes Wetter, Mangel an ihnen aber Hitze, Gewitter und Regen. Sind die Hörner des Mondes trüb, so gibt es Wind oder Regen um die Stunde, da der Mond aufgeht. Hat es aber gestürmt oder geregnet, so wird es schön und der ganze Monat bleibt meistens so.

Aus sehr natürlichen Gründen war also der Tag des August-Vollmondes ein ganz besonderer Feiertag. Wie alle Feiertage, stellt er im Grunde genommen ursprünglich eine Gesundheitsmaßnahme dar. Wie richtig seine Lage war, zeigen noch heute die Unfall-, Verbrechen- und Erkrankungszahlen, dazu auch die Zahlen der politischen und sozialen Ereignisse. Unsere Frage also nach den Ursachen des Feiertages um Mitte August ist damit vollauf beantwortet.

Ganz hilflos stehen wir auch nicht mehr dem Brauche gegenüber, der da vorschreibt, daß jetzt die weitaus meisten Heilkräuter gesammelt werden sollen. Wir erinnern uns, daß diese Pflanzen vorwiegend über Reizstreifen gedeihen, und daß sie Stoffe besitzen, die ihnen gegen die schädigenden Strahlungen Schutz gewähren, Stoffe, die wir als Arzneimittel bezeichnen. Sollen diese Kräfte wirklich der Pflanze nützen, so müssen ihre Wirkungen gerade am Tage des August-Vollmondes wegen deren überragender Gefährlichkeit auch besonders stark sein. Drücken wir das in unserem Sinne aus, so müßten wir sagen, ihre Heilwirkungen müssen zu einer besonderen Wirksamkeit gesteigert sein. Das ist in der Tat richtig und nur aus diesem Grunde und keinem andern gingen die Riten daran, eben jetzt am Vollmondstage der Ur-Augustmitte die betreffenden Heilkräuter zu sammeln.

Diese unaustilgbare Sitte ist dann von der Kirche in ihren Kult aufgenommen worden und hat sich in der Kräuterweihe am 15. August mit Treue bewahrt. Auf Einzelheiten dieses Brauches und ihre urgermanische Herkunft hier näher einzugehen, erübrigt sich, da alles Wesentliche in meinem Buche „Der Herrgottswinkel“ behandelt wurde. Soviel aber sehen wir auch hier bereits, daß nirgends ein Aberglaube, wohl aber überall noch heute giltiges Ahnenwissen zu uns spricht.

Wenn wir die weitere Behauptung von der Ungiftigkeit alles sonst Schädlichen während des Frauendreibigers prüfen wollen, so richtet sich unser Blick zwangsläufig auf die Giftgewächse. Nun aber sind die Pflanzengifte, wie uns schon die Brennessel lehrte, ebenfalls nichts anderes, als Schutzmittel gegen die gesteigerte elektrische Leitfähigkeit. Am giftigsten werden die Kräuter oder Sträucher also ebenfalls um Mitte August sein. Diese Tatsache steht nun aber im Gegensatz zu der alten Behauptung, die gerade von Giftlosigkeit redet. Und doch werden wir sogleich erkennen, daß hier nur eine scheinbare Unstimmigkeit herrscht; denn wir erwähnten bereits, daß um die Augustmitte, also bei Beginn des Frauendreibigers die stärkste kosmische Wirkung des Jahres herrsche, daß diese aber dann überaus steil und kräftig nachlasse. Hier können wir nun hinzufügen, daß sie in der zweiten Hälfte des Frauendreibigers so gut wie ganz fehlt, sodaß wir hier, vom August-Vollmond ab gerechnet, innerhalb eines einzigen Ur-Monats die schroffsten Gegensätze vor uns haben, die es im Ring des Jahres überhaupt geben kann^{*)}. Es müssen darum die Pflanzen um Mitte August auch besonders giftig und in der zweiten Hälfte des Frauendreibigers, wegen der nahezu oder ganz fehlenden kosmischen Einflüsse, stark giftarm sein. Und was den Pflanzen recht ist, das muß auch allem sonstigen Leben billig sein: Die Giftigkeit ist überall sehr stark herabgesetzt.

Wir sind also da zu einer höchst beachtlichen Feststellung gekommen: Der Frauendreibiger ist in seiner ersten Hälfte gefährlich und giftig und voller bösen Zaubers; er ist krankmachend; in seiner zweiten Hälfte aber ist er frei von Hexenwerk; ist giftarm und eignet sich besonders gut zur Heilung von Erkrankungen, zumal die hochwirksamen Heilkräuter jetzt frisch gesammelt zur Verfügung stehen.

Allerdings dürfen diese Kräuter, die auch hier wieder vorteilhaft vor Sonnenaufgang eingesammelt werden, keinesfalls mit einem üblichen stählernen Messer geschnitten, sondern am besten mit der Hand gebrochen werden, sofern kein goldenes Messer vorhanden ist. Das Eisen würde nämlich infolge seiner gesundheitschädigenden Eigenstrahlung die Kräfte der Heilkräuter überaus mindern. Es ist ein gefährliches Metall. Wenn wir heute im Gegensatz zum Goldenen Zeitalter des verlorenen Paradieses vom Eisernen Zeitalter in der technischen Gegenwart sprechen, so liegt in diesem Ausdruck vielleicht weit Tieferes, als wir bisher in einer oberflächlichen Ver sinnlichung der beiden Metalle glaubten vermuten zu dürfen, weil hier das edle und schöne, dort das gemeine und Waffen liefernde gemeint scheint.

Das alles sind Geheimnisse um den Frauendreibiger, bei dem uns nur eines noch dunkel blieb: Der Name selbst.

^{*)} Man vergleiche hierzu außer der Abb. 10 auch die Abb. 6, aus welcher hervorgeht, daß sich die Erde nach der Augustmitte dem eisfreien Ertrichterinnern nähert, das sie im September durchfährt.

Es genügt aber, an die uralte germanische Einrichtung der „Weifen Frauen“ zu erinnern, wie überdies an die Stellung des germanischen Weibes in seiner Gesamtheit überhaupt, der Frauen also, von denen Tacitus sagt: „Man achtet ihren Rat, man horcht ihrem Ausspruch“. In Frauenhänden lag nicht nur das Behüten des häuslichen Herdes, nicht nur das Sammeln der Heilkräuter, sondern auch die Pflege der Kranken. Die Germanin war ihr eigener Hausarzt. Nach allem, was wir bisher schon wissen, eignete sich gerade die zweite Hälfte des uns nun als die Zeit der Frauen und ihrer besonderen Wirksamkeit wohlverständlichen Frauendreibigers zu hingebender heilkundlicher Tätigkeit. Ganz deutlich wird uns diese Tatsache aber erst dann werden, wenn wir bei der Betrachtung des in den September, in den Scheidung, fallenden Altweibersommers die näheren Vorbedingungen kennenlernen werden.

Kehten wir aber jetzt zu den Hundstagen zurück. Ihren Namen hat diese Spanne von der Tatsache, daß um den 24. Juli am Osthimmel der Hundstern aufgeht und, wie wir schon sahen, eine Zeit einleitet, die im Volksglauben weitgehende Beachtung findet. Es traten uns da nicht nur jene Wirkungen auf das Leben in besonders starkem Maße entgegen, die vom Sonnenflüchtigen Feineis auf die Erde ausgeübt werden, sondern auch jene Folgen, die sich aus dem kosmischen Grobeis und ihrem Einschluß in die irdische Gashülle ergeben. Sie bringen die katastrophalen Wetter hervor.

Nun nennt das Bauernwissen gerade die Gewitter auch mit dem Monde zusammen. Eine schlesische Bauernweisheit behauptet da, der nachts heraufkommende Mond bezwinge die Gewitter. Ein geistlicher Herr meiner schlesischen Heimat ging dieser Volksmeinung nach und fand nicht nur genau das Gegenteil bestätigt, nämlich die Tatsache, daß sich die Gewitter mit dem zunehmendem Monde häufen, sondern seine Ergebnisse fanden allseitig größte Beachtung und restlose Zustimmung.

Die immer regen Gegner der Bauernweisheiten griffen diese Feststellungen sofort auf, um an einem neuen Beispiel die Haltlosigkeit des „Mondaberglaubens“ zu erhärten. Sie alle merkten so wenig wie der fromme Herr, daß sie offene Türen eintrantten. Oder, was würde man sagen, wenn wir die Unrichtigkeit der Ansicht von einer gesteigerten Liebessehnsucht bei zunehmendem Monde dadurch beweisen wollten, daß wir deren Nachlassen bei abnehmendem Monde exakt aufzeigten? Im Grunde tut der geistliche Herr nichts anderes. Das Volk behauptet nämlich, daß der nachts heraufkommende Mond die Gewitter bezwinge. Und nachts kommt eben nur der abnehmende Mond herauf. Von diesem redet der Bauer, nicht aber vom zunehmenden, der, wie jedes Landkind weiß, unter gegebenen Umständen von zahlreichen Gewittern begleitet zu sein pflegt. Um das zu erfahren, hätte es also wahrlich der pfarrherrlichen Arbeit nicht bedurft. Sie bewies nur aufs Neue, daß das Urwissen im Recht ist.

Auch die allgemeinen in den Ernting fallenden Bauernregeln haben uns Bedeutames zu sagen. So heißt es vom 10., dem Laurentius-Tag:

Laurentius heiter und gut /
Einen schönen Herbst verheißen tut.

Regnet es aber, so ist die Bienenweide, sofern sie sich auf Heideflächen erstreckt, ernstlich gefährdet, weil dann die „Spinnen gewinnen“ und die Heide mit ihren Netzen verwebt haben, ehe die Bienen bei eintretendem Gutwetter anfliegen können. Das ist nur zu selbstverständlich; denn wir erfuhren bei der Betrachtung der Spinnen als Wetterpropheten, daß sie schon bei Regenwetter ihre Netze zu weben beginnen, dann, wenn gutes Wetter bevorsteht. Treffen die Immen beim ersten Sonnenschein ein, so finden sie bereits die Heide mit Netzen überfüt und fangen sich. Der Imker ist der Ansicht, daß unter allen Umständen wenigstens der Morgen des Laurentiustages sonnig sein müsse, da sonst für die Honigrente trübe Aussichten bestehen.

Auch des 4. August, des Dominikus-Tages müssen wir gedenken:

Hüte an Sankt Dominikus /
Ein strenger Winter folgen muß.

Im allgemeinen heißt es auch:

August Anfang heiß —
Winter lang und weiß.

Judem behauptet der Bauer, im August blühe der Schnee für den nächsten Winter. Er meint damit, daß zahlreiche weiße Haufenwolken im Ernting einen schneereichen Winter ankündigen. Selbstverständlich hat, wie manche Erklärer meinen, die weiße Farbe der Wolken nicht das Geringste mit der Schneevorhersage zu tun. Es muß hier genügen, wenn wir darauf hinweisen, daß die betreffenden August-Wolken und der Schneereichtum des Winters durch kosmisch bedingte Zusammenhänge verknüpft sind. Sie alle sind ja mit der Gesamtlage des Jahres verbunden, besonders auch mit dem Ernteaussfall. Es wird also gut sein, schon hier einen Blick auf die Möglichkeiten zu werfen, die für eine Voraussage der Winterwitterung hauptsächlich in Frage kommen, wobei wir uns immer vor Augen halten müssen, was der Bauer unter einem strengen Winter versteht. Wir betreten damit aber ein Gebiet, das zu den reizvollsten des ganzen Bauernwissens gehört und von dem wir nur einige Beispiele berüchtigen wollen:

fette Vögel und Dachse /
Pfeift im Winter die Ache.

In diesem erst zum Oktober gehörenden Reim steckt ein großer Rätsel; denn hier wird im Grunde nicht mehr und nicht weniger behauptet, als daß die Vögel und Dachse schon im Herbst besonders dann fett sind, wenn eine lange, sehr kalte und damit nahrungsmagere Zeit bevorsteht. Die Tiere haben sich also gewissermaßen auf Vorrat gemästet. Wer aus dieser, an sich unbestreitbaren Tatsache nun etwa folgern wollte, die Tiere müßten einen besonderen Sinn haben, der ihnen erlaube, die Großwetterlage des bevorstehenden Winters vorher zu empfinden, um die Möglichkeit auszunützen, recht reichlich zu fressen, der würde arg vorbeiraten; denn leider wären, selbst wenn dieser Sinn bestände, den Absichten der Tiere Schranken gesetzt. Sie müssen sich nämlich immer noch der Menge dessen richten, was ihnen die Natur darbietet. Ihre Wohlgenährtheit setzt also einen frucht- und erntereichen Sommer voraus.

Ein solcher gilt, wie uns bekannt, als Vorzeichen eines harten Winters. Die folgende Regel sagt daselbe:

Viel Buchnüsse und Eicheln /
Dann wird der Winter auch nicht schmeicheln.

Dachse und Vögel ahnen also nichts vom Ausfall des bevorstehenden Winters; ihr Fettpolster ist nur eine Folge reichlich vorhandener Nahrung. Das Rätsel ist also keineswegs gelöst, sondern nur in eine andere Richtung verschoben: Wie kommt es, daß ein erntereicher Sommer einem strengen Winter voranzugehen pflegt, sodaß den Tieren ein gesteigerter Kraftvorrat in Form von Fett mit auf den Weg durch die kargen und harten Wintermonate gegeben werden kann? Das ist wirklich ein großes Geheimnis und wird uns tief in die kosmischen Zusammenhänge führen. Zunächst dürfen wir darauf zurückgreifen, daß unsere bei der Ernährung der sieben fetten und sieben mageren Jahre gewonnenen Erfahrungen uns bereits wichtige Aufschlüsse vermittelten; denn wir erkannten, daß hier eine notwendige irdische Folge der kosmischen Vorgänge auf der Sonne sichtbar wird, eine Folge, die in dem Rhythmus der Sonnenflecken ihre Ursache hat, die ihrerseits wieder nach dem Gang der Großplaneten erscheinen und vor allem abhängig sind vom rund zwölf Jahre währenden Umlauf des Jupiter. Klarer kann die kosmische Abhängigkeit des Lebens und auch kürzer kaum erwiesen werden; denn die fetten Jahre setzen immer eine gesteigerte geschlechtliche Erregtheit voraus, die, ihrerseits wieder von dem Auftreten der Sonnenflecken und des von ihnen zur Erde gelangenden feineises bedingt wird. Das gleiche feineis aber spielt auch in der winterlichen Witterung für die Nordhalbkugel unserer Erde besonders darum eine so wesentliche Rolle, weil dann unser Heimatstern sich in Sonnennähe befindet und in einem viel dichteren feineisgestöber wadet als dies in sommerlicher Sonnenferne bei ursprünglich gleicher Masse des Sonnen-

flüchtigen Feineises der Fall sein kann. Hier also greift eins ins andere und von dem schlichten Bauernwissen werden wir zu tiefen Fragen der arischen Ur-Astrologie geführt. Es sind die Sterne, die in alles Schicksal greifen.

So durchsichtig die bisher gegebenen Verknüpfungen zwischen Leben, Winterwetter und Kosmos auch sind, so reichen sie doch nicht aus, um von dieser Seite her alle jene Weistümer durchschaubar zu machen, die der Bauer als Vorzeichen der kalten Zeit verwendet. Da heißt nämlich eine andere Regel:

Je rauher der Hase /
Je kälter die Nase.

Das will sagen: Je dichter und struppiger das Fell des Hasen im Herbst, umso kälter der Winter. Wiederum ist hier rechtzeitig für einen entsprechenden Schutz gesorgt und auch hier tritt darum die Frage auf, wie es der Hase, wie es die Natur macht, schon Monate vor der harten Kälte Meister Lampe mit einem geeigneten Winterpelz zu versehen. Es sei gleich gesagt: Es gibt keine, irgendwie befriedigende Antwort, sofern wir sie nur innerhalb der uns zugänglichen irdischen Natur im Bereiche des Greifbaren suchen. Indes bieten uns unsere radiotechnischen Erfahrungen ein Mittel, den Zusammenhängen auf die Spur zu kommen. Schon vor Jahren habe ich einen Gedanken entwickelt, der bisher nicht widerlegt werden konnte. Kurz umrissen behauptet er, unsere ganze Sonnenwelt bilde in ihrem Aufbau ein geradezu wunderbares Feinwerk zur Sendung drahtloser Wellen, die eine rhythmische Änderung je nach der Stellung vor allem der Großplaneten, also des Jupiter, des Saturn, Uranus und Neptun erfahren. Daß zudem die Gestirne auf das Leben einen Einfluß ausüben, ist uns hinlänglich bekannt. Wer aber noch zweifeln sollte, den müßte der Querschnitt jedes Baumstammes überzeugen; denn die sich bietenden Jahresringe sind ein genaues Abbild des Jupiter-Umlaufes. Ein Umlauf dieses Gestirns dauert rund elf Jahre und diese elf Jahre lassen sich mühelos aus jedem Querschnitt ablesen (Tafel VIII). Diese aber von uns bisher nur hinsichtlich der Liebeserregung, der Wetter- und der Erntelage betrachtete Abhängigkeit läßt sich nun auch im Bezug auf die kosmischen drahtlosen Wellen zumindest im Verhalten, also in den Antworten des Lebens auf diese Einwirkungen, erkennen. Merkwürdigerweise hat nämlich niemand bisher die von deutschen Wissenschaftlern nachgewiesene Tatsache berücksichtigt, daß felle tragende Tiere je nach der Beeinflussung durch entsprechende drahtlose Wellen die Dichte ihres Pelzes merklich verändern.

Mit dieser Feststellung gewinnt aber unsere Voraussetzung hinsichtlich des Hasenfelles an Bedeutung. Es zeigt sich eben, daß nicht nur Fruchtbarkeits- und Wetterabhängigkeiten bestehen, sondern auch Erscheinungen,

die ohne unsere Kenntnis der biologischen Wirkung drahtloser Wellen gänzlich rätselhaft wären^{*)}.

Zwar macht uns diese Einsicht nicht glücklicher. Im Grunde genommen ist es sehr gleichgültig, ob es sich so oder ähnlich verhält; viel wichtiger ist die Tatsache, daß in alten Regeln verlässliche Mittel zur Vorherbestimmung der winterlichen Wetterlage gegeben sind. Mit dem Hinweis auf zwei weitere Regeln wollen wir vorerst die Vorzeichen der kalten Jahreszeit verlassen:

Blühen im Ernting Frühlingsblumen /
Soll gelinder Winter kommen.

Als letzte Vorhersagemöglichkeit sei die Königskerze erwähnt, deren Blumen noch heute auf dem Lande einen hochgeschätzten Tee gegen Husten und Brustkrankungen liefern. Stehen nämlich die Blüten tief am Stengel so wird schon frühzeitig Schnee fallen; folgen auf diese untersten Blütenreihe wieder viele Blätter, so wird nach dem ersten Schneefall eine längere schneefreie Zeit kommen; stehen jedoch die Blüten nahe der Spitze des Stengels, dann wird es erst im Nachwinter schneien.

Damit wollen wir den Ernting verlassen. Langsam und mählich hat die Augustwärme nachgelassen, Gewitter- und Hagelkatastrophen ebbten ab, die Erde zieht auf ihrer Bahn um die Sonne nun in das eisarme oder eisfreie Innere des Eisschleier-Trichters und bringt die erquickend klaren Vorherbsttage des Scheidung.

In diesem Monat verläßt uns mit der Tag- und Nachtgleiche am 23. der Sommer. Er scheidet, um dem Herbst Platz zu machen. Heute wird dieser Tag kaum noch beachtet, während er einst, als unsere Ahnen noch enger mit der Natur verbunden waren, eine sogar amtliche Bedeutung besaß. Am 23. Scheidung wurde nämlich das Richten der Gewichte vorgenommen, da sich in dieser Zeit zwischen Erde und Sonne die Schwerkraft in einer Form die Waage halten, die nur noch in der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche ein Gegenbeispiel findet. Zu allen andern Zeiten ändern sich an allen Erdorten bereits innerhalb weniger Stunden die Schwerkraftwirkungen in einem weit höheren Maße als dies in den Gleichentagen der Fall ist. Die Alten taten also sehr richtig daran, diese kosmischen Beeinträchtigungen der Gewichte in Rechnung zu stellen.

Würden wir aber der Meinung sein, in alten Zeiten könnten doch derartige Feinheiten gar keine Rolle gespielt haben, so wäre das ein Irrtum. In vorgeschichtlichen Funden wurden nämlich Goldperlen entdeckt, die ungleichmäßig gearbeitet waren und von denen zehn Stück das Gewicht von genau einer Unze haben, so daß jede der Perlen genau 3,110 Gramm wiegt.

^{*)} Der hier eingeschlagene Weg würde auch zu einer Deutung des früher erwähnten Verhaltens der Riebiße führen.

Derartige heute kaum beachtete Tatsachen zeigen uns immer wieder den hohen Stand der frühen Vordäter, deren Weistümer auch in aller Zukunft ihre Bedeutung nicht werden verlieren können, so lange die Erde unter den gegenwärtig kosmischen Verhältnissen ihren Weg geht.

Im Ring des Jahres befinden wir uns nun in einer Spanne, die infolge der in der Hauptsache beendeten Ernte es notwendig macht, hinsichtlich der allgemeinen Herbst-, aber auch der Winterwitterung Aufschluß zu erhalten. Mähhlich verschwindet auch der Blumenflor.

Für die Bienen wird die Weide immer ärmer und sie beginnen allmählich die Vorbereitungen für die kalte Zeit zu treffen. Aus ihren Maßnahmen vermögen wir wiederum unsere Schlüsse zu ziehen: Je nachdem die Immen nämlich die Fluglöcher ihrer Behausungen in geringerem oder weiterem Ausmaße mit Wachs verkleinern, um so milder oder härter wird die kalte Zeit ausfallen.

Diese uralte Volksansicht ist nun vor einigen Jahren von der staatlichen Forschungsstätte für Bienenkunde in Celle in Hannover als unzuverlässig bezeichnet worden. Und das Seltsame ist, für die dortigen Bienen mit Recht. Das klingt merkwürdig und doch trifft es zu; Überraschenderweise aber ohne, wie man in Celle meinte, die bäuerlichen Behauptungen zu entkräften.

Des Rätsels Lösung liegt in den fast vergessenen Bedingungen, die erfüllt sein müssen, um den Immen ein naturgemäßes Dasein zu ermöglichen. Sie gehören nämlich in die Reihe jener Tiere, die, wie Rahe, Ameise oder Giftschlange sich dadurch auszeichnen, daß sie ihr bestes Fortkommen nur an Orten finden, an denen die Wünschelrute Ausschläge gibt. Auf dem Lande sind diese Plätze äußerlich meist durch üppiges Vorhandensein von Brennessel, Schafgarbe, Quendel oder ähnlichen Heilkräutern zu erkennen. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß die Bienen beim Schwärmen sich ausnahmslos dort zur Traube ansetzen, wo das magische Reis schlägt.

Werden die Bienenwohnungen nun gemäß der Vorliebe ihrer Einwohner an Plätzen aufgestellt, die sich im Bereiche von Reizstreifen befinden, so nehmen die Tiere an Stechlust zwar bedeutend zu, sammeln indes höhere Honigmengen und scheinen auch gesünder zu bleiben. Zu alledem werden auch ihre winterkündenden Maßnahmen völlig verlässlich. Sind sie den rutenbewegenden Kräften nicht ausgesetzt, so wird ihr Wesen sanfter, die Honigaussbeute sinkt und die Winterwoorzeichen werden unzuverlässlich. Fraglos läßt auch der Spürsinn der Imme dann nach, wenn die ihnen zuträglichen Umweltbedingungen aus Unkenntnis durch den Menschen nicht verwirklicht werden, wie das in Celle der Fall war.

Nun wäre es aber gänzlich verkehrt, wollte der Imker seine Bienenzäune ohne weitere Nachprüfung dort errichten, wo Brennessel oder Schafgarbe wachsen oder wo ein Rutengänger eine entsprechende Strahlungsline nachgewiesen hat. Völlig irrtümlich und gefährlich wäre es also, wie

das einige Bienenwirte getan haben, aus der Strahlenfreundschaft der Immen den Schluß zu ziehen, die Bienenwohnungen seien am besten auf Kreuzungsstellen zweier Reizstreifen zu stellen. Erkrankten dann die Tiere oder wird die Ernte zu einer Enttäuschung, dann ist selbstredend der Rutengänger schuld, der behauptete, die Bienen seien Reizstreifenliebhaber. Unverzüglich werden dann die Immenwohnungen wieder an unbestrahlte Plätze zurückverbracht.

Das eine ist nun so falsch wie das andere. Es wird nämlich außer acht gelassen, daß Reizstreifen und Reizstreifen keineswegs dasselbe ist, sondern daß deren Wirkungen von unterschiedlichster Stärke sein können. Es dürfen also weder Kreuzungsstellen noch sehr stark strahlende Reizstreifen ausgesucht werden.

Die Trennung des Menschen von der heimatlichen Natur hat es mit sich gebracht, daß bisher Imker und Rutengänger bei gewissen Erscheinungen völlig hilflos waren. Ein mehrstöckiges Bienenhaus war auf Anraten eines Rutners über einer Strahlungslinie errichtet worden. Die Bewohner der oberen Stockwerke waren gesund, trugen reichlich ein und lieferten mehr Honig als unbestrahlt stehende. Alle Bewohner waren äußerst stechlustig. Die Immen des unteren Stockwerkes aber erkrankten. Es war offensichtlich, daß diese Völker geschädigt waren. Das schien dem Bienenwirt und dem Rutner höchst rätselhaft; denn bei der Durchdringungskraft der Erdstrahlen war nicht einzusehen, warum die zu unterst stehenden Völker erkrankten, die darüber wohnenden aber gesund bleiben sollten.

Wieder war eine grundsätzliche Tatsache übersehen worden; man hatte unberücksichtigt gelassen, daß das Bienengift, in der Giftdrüse ebenso wie im Honig, in gewissen Grenzen ein Schutzmittel gegen die Strahlen, also ein Abschirmmittel ist. Die Bestrahlung des fraglichen Bienenhauses war nun derart stark, daß die Bewohner des unteren Stockwerkes trotz ihres Schutzmittels noch geschädigt wurden, daß diese Tiere aber zusammen mit dem im Honig aufgespeicherten Bienengift die schädlichen Erdstrahlen wenigstens soweit abdröselten, daß die darüber wohnenden Völker keine Beeinträchtigungen mehr erfuhren. Es wird also eine Aufgabe der deutschen Bienenzüchter sein, jene Strahlungsstärke festzustellen, die für die einzelnen in Deutschland verwendeten Bienentrassen jeweils zuträglich ist.

Befäßen wir noch allgemein hinreichend alten Mischwald, so wäre es gar nicht schwer, die hier nötigen Feststellungen zu treffen. Es bliebe nur nötig, in derartigen Waldgebieten Bienenstöcke Schwärmen zu lassen. Dann würden die jungen Völker aller Voraussicht nach entsprechende Hohlräume in Bäumen beziehen und hier ihren neuen Bienenstaat aufbauen. Nun muß man aber wissen, daß in solchem Mischwalde die Baumhöhlen in überwiegender Zahl nur dort entstehen, wo sich Bäume im Bereiche von Reizstreifen befinden. Höhlungen sind also Folgen der Strahlen-Schädigung. Da nun die Immen unter allen Umständen in der freien Natur von selbst

ein bestrahltes Heim wählen würden, so dürften sie nur jene Höhlungen annehmen, die im Bereiche ihnen zuträglicher Strahlungsstärke liegen. Durch Vergleichsversuche könnte dann der erfahrene Kutengänger die Strahlungsstärke un schwer feststellen. Aus seinen Ergebnissen wäre also leicht zu erkennen, welche Bedingungen die Immen an ihre Wohnungen stellen. Dieser Hinweis wurde nicht absichtslos gebracht; denn er wird eines Tages praktische folgen nach sich ziehen. Dank der natürlichen Waldwirtschaft, die heute wieder betrieben wird, müssen die Kiefern-bataillone unserer langweiligen Forste von neuem dem gesunden Mischwald Platz machen. Hier werden sich dann immer wieder Bäume finden, die infolge ihrer Stellung innerhalb von Strahlungslinien zunächst faulstellen und später Höhlungen aufweisen. Unaufhaltsam würde die hier einsetzende Vernichtung bei dem betreffenden Baum fortschreiten, sofern nicht wilde Bienen wieder eingebürgert werden; denn, wie wir bei unserem mehrstöckigen Bienenhaus sahen, hat die Imme, beziehungsweise das Immenvolk, die Fähigkeit, die schädigenden Strahlungen zu beseitigen. Auf diese Weise bewahren die Bienen den erkrankten Baum vor weiterem Verfall.

Auch hier also greift im Ablauf der Natur ein Ding ins andere und zeigt uns immer von neuem, wie unendlich weise alles eingerichtet ist und wie wenig wir der Kunstmittel dann bedürfen, wenn wir wieder zu den Schätzen unserer Heimat zurückkehren.

Zu ihnen gehören, woran wir nun nicht mehr zweifeln, auch die Bauernregeln an sich. Aber gerade der Scheidung liefert uns nun ein weiteres Beispiel, wie unstatthaft es ist, diese Regeln, so wie sie heute verbreitet sind, urteilslos zu übernehmen:

Wie der Hirsch um Aegidi (1. 9.) in die Brunst tritt /
So tritt er nach vier Wochen wieder heraus.

Diese Regel sagt mithin, das am 1. Scheidung herrschende Wetter wiederhole sich um die Zeit des 1. Oktober, also des ersten Gilbhard. Wenige Jahre Beobachtung aber lehren, daß diese Behauptung völlig unzutreffend ist. Es ist zunächst auch gar nicht einzusehen, wie diese Ansicht zustande kommen konnte. Bleiben wir im Rahmen unserer natürlichen Prüfungsmöglichkeiten, so können wir eigentlich nur mit einer Nachforschung einsehen, die den Hirsch betrifft. Da aber wird uns sofort jeder Waldmann zu belehren vermögen; denn im Bereiche unserer bäuerlichen Gebiete beginnt der Hirsch mit seiner Liebeswerbung erst um Mitte September und beendet sie nicht erst nach vier, sondern bereits nach drei Wochen. Damit haben wir einen greifbaren Anhalt in Händen, der um so wertvoller ist, als der heute als Kreuzerhöhungs-Tag bezeichnete 14. Scheidung im deutschen Bauernbereich da und dort noch als „Alt-Aegidi“ bezeichnet wird. Von diesem Tage nun behauptet eine Regel:

Wenn es auf Alt-Aegidi näßt /
Der Herbst sich gerne dürr anläßt.

Damit aber wären wir auch hinsichtlich der Wetterprophetie unserer Hirschregel zu dem geraden Gegenteil gekommen; denn nach der erstgenannten Behauptung sollte ja der Hirsch aus der Brunst ebenso herauskommen, wie er in sie eintritt, während die Alt-Aegidi-Regel davon spricht, daß der Herbst sich gern dann dürr anläßt, also trocken ist, wenn der 14. Scheidung naß ausfällt.

Daß wir trotzdem auf dem rechten Wege sind, zeigt uns nun eine weitere, wenn auch heute nur wenig verbreitete Regel:

Geht der Hirsch trocken auf die Brunst / so geht er naß herunter;
Geht er naß hinauf / so geht er trocken ab.

Damit aber ist genau das gleiche gesagt, was in der Regel vom 14. Scheidung behauptet wird.

Die nichtstimmende erste Ansicht dürfte in der Weise zustande gekommen sein, daß ein gelehrter Städter nach der Kalenderreform die letztgenannte Regel nach eigenem Ermessen abänderte, sie also den neuen Verhältnissen anzupassen versuchte, eine Absicht, die völlig mißlang.

Hier sollte uns diese Regel nur zeigen, welchen Unsinn unsere Sammlungen der Bauernregeln dann enthalten können, wenn es sich um Dinge handelt, die nicht mit einem Blick überschaubar sind. Wieder muß also betont werden, wie recht die Forschung hatte, wenn sie das Urwissen, wie es heute vorliegt, mit größtem Mißtrauen betrachtete. Ein schwerwiegender Fehler aber war es, daß sie trotz der ihr zur Verfügung stehenden umfassenden Möglichkeiten nicht selbst die Fehler aufdeckte, sondern etwas vorzeitig als Aberglaube verurteilte, was in Wahrheit Weistum ist.

Wichtig bleibt bei alledem aber die Tatsache, daß selbst die falschen Regeln sich mit geradezu staunenswerter Beharrlichkeit im Bauernwissen erhalten haben. Wir erkennen nämlich, wie wir das schon beim Freitag-Aberglauben sahen, daß der entwurzelte Gegenwartsmensch die vermeintlichen Weistümer urteilslos vererbt und sehen mit aller Klarheit, wie richtig der Ahnenbrauch war, alles Weistum aus der Quelle der Auserwählten zu speisen und von hier aus die lebenswesentlichen Leitregeln für das Wohl des Volkes und das Tun des Einzelnen zu vermitteln. In alledem ankert aber noch eine weitere tiefe Erkenntnis. Kein Bauer pflegt die alten Regeln seinen Nachkommen auf dem Wege über die Schrift, sondern mündlich zu übermachen. Nicht der erwachsene Sohn oder die erwachsene Tochter werden in besonderer Form mit den Ahnenweisheiten vertraut gemacht, sondern absichtslos prägt sich von der jüngsten Jugend an jede Regel dem Nachwuchs durch Hören und Erleben nachdrücklich ein.

Derartige Regeln werden niemals im Leben wieder vergessen; sie sind zu einem Bestandteil des Wesens geworden, das in der heimatischen Erde verwurzelt ist.

Hier also müssen wir einsehen! Es geht nicht an, durch Auswendiglernen dieses Vermächtnis der Jugend von Morgen zu übermitteln. Immer muß das Erlebnis Hand in Hand mit dem Urwissen gehen. Es muß Bestandteil sein einer Heimatkunde, die erwandert werden will, die mit Spaten und Axt, mit Hacke und Rechen und Pflug vom Erlebnis ausgeht und Rücksicht nimmt auf die Seelenhaltung des Einzelnen. Nur die Seelenhaltung, die in der Einordnung in die Natur ihr innerstes Müßen fühlt, ist fähig, nicht nur wahrer Hüter und Bewahrer der Urweisheiten, sondern auch Fortzeuger zu sein. Wichtige Wege eröffnen sich also hier der Jugendbildung im Sinne der Zurückführung zu Blut und Boden, in jenem Sinne, den wir früher ausführlicher darlegten.

Kein Kind wird es vergessen können, wenn es während des sonnenklaren Septembers Gewitter erlebt und nun von den Alten erfährt, diese Wettererscheinung sei ein wichtiges Vorzeichen für die Witterung des Winters:

Gewitter im September /
Deuten auf Schnee im Dezember.
Und von Dezember bis März /
Da fällt er der Gans auf den Sterz.

Da horcht die Jugend auf; denn welche Freuden knüpfen sich für sie an einen schneereichen Winter. Und tritt er dann ein, wird jeder sich der Wettererscheinungen im Scheidung erinnern. Ähnlich liegen die Dinge bei folgender Regel, deren Verlässlichkeit uns ohne weiteres überschaubar ist:

Viel Eicheln im September —
Viel Schnee im Dezember.

Selbst die Behauptung:

Altweibersommer — schöner Herbst

ist für die Jugend erlebnismäßig von größter Bedeutung. Ziehen nämlich die glitzernden weißen Fäden in großer Zahl durch die glasklare Luft, dann stehen die tausendfachen Freuden bevor, die in Obsternie und Weinlese, im Kartoffelfeuer und den vielgestaltigen herbstlichen Spielen zu unordentlichen Eindrücken für das ganze Leben werden. Der Erwachsene aber weiß, daß dieses Vorzeichen ihm wiederum die Möglichkeit gibt, seine Anordnungen für die kommenden Wochen rechtzeitig und sinngemäß zu treffen. Er bleibt also hier reichlich im Außerlichen stecken, da ihm alle Kenntnis über den tieferen Sinn des Altweibersommers abhanden gekommen ist. Gewiß verfolgt auch er mit Freude die langen Fäden, auf

denen im September gewisse Spinnen durch die Herbsttage zu segeln pflegen: Altweibersommer zieht übers Land.

Niemand ahnt, daß in diesem Worte in alter Vorzeit tiefe Naturkenntnisse unserer Vorfahren wieder zu einer Möglichkeit harmonischen Lebens genützt wurden. Ein Geheimnis verbirgt sich also hier, dessen Entschleierung nur dann gelingt, wenn wir neben der Weltelehre Hanns Hörbigers den Schatz der Volksweistümer heranziehen, wie wir ihn noch besonders rein in der Lüneburger Hoide finden.

Dort spricht man nicht vom Altweibersommer, sondern vom Metten-sommer oder den Sommermetten. Hieraus ist dann fälschlich Mädchensommer oder sogar Medjesommer geworden, ein Wort, das auf Hochdeutsch „Ziegen-sommer“ (plattdeutsch: Medje = Ziege) bedeuten würde, indessen ebenfalls abwegig ist, weil die Bezeichnung Sommermetten noch recht klar ihren Ursprung erkennen läßt.

Metten heißt nichts anderes als Nornen, die Messenden, die Zumessenden, mettena, und geht auf die germanische, sehr tiefe und erst heute in ihren natürlichen Gründen wieder erkennbare Einsicht zurück, die Nornen, die Schicksalsgöttinnen, die am Los des Lebens ordnen und weben, es zumessen und zuteilen, befänden sich in der Luft oder auch im Wasser des Erdbodens, wohin sie mit langen dünnen Armen besonders die Kinder hinabzuziehen trachten.

Wenn von Seiten der Forschung betont wird, eine solche Deutung sei für den deutschen Bezirk nicht angängig, weil hier die mythologischen Voraussetzungen fehlen, die etwa für Skandinavien gegeben seien, so muß hier mit allem Nachdruck folgendes betont werden: Die Urweistümer haben nie Halt vor politischen Landesgrenzen gemacht und können niemals in ihren Urgründen aus den Mythen der Völker erschlossen, zumindest nicht aus den Vorstellungen der Mythologie „erklärt“ werden; denn das, was wir heute als Mythologie bezeichnen, ist im Wesentlichen eine verbrämte oder gar mißverständene, sehr oft sogar verfälschte Wiedergabe des eigentlichen urtümlichen und echten Ahnenweistums.

Nicht das Urwissen stammt aus dem Mythos, sondern der Mythos ist ein Überleitungs-zuweilen und gar nicht selten aber ein Verfalls-Ergebnis, aus jener Zeit, da die im Geheimwissen gehüteten Weistümer zu groben Faustregeln mehr äußerlicher Natur wurden.

Wenn wir also im deutschen Weistum etwas fänden, das zunächst zu deuten uns unmöglich wäre, und wenn wir dann etwa in der erstaunlichen Kultur der Polynesier oder jener der alten Koreaner etwas Ähnliches entdecken, das eine Deutung zuläßt, und auf diesem Wege auch die germanische Behauptung durchsichtig macht, so sind wir nicht nur berechtigt, sondern meist sogar verpflichtet, das deutsche, das polynesisch und das koreanische Urwissen auf ein und dieselbe Wurzel zurückzuführen; denn es besteht die

grundlegende Tatsache, daß alles Weistum, weil es Kultur ist und damit das Leben erleichtert, sich mit unbezweifelbarer Notwendigkeit über Land und Meer rund um den Erdball verbreiten muß. Kultur gewinnt mühelos Anhänger, weil sie begeistert, bezaubert und überzeugt; Zivilisation aber ist nur auf dem Wege über die Macht, sei es die des Schwertes oder die der Wirtschaft, ist also nur zwangsweise oder durch Verführung zu verbreiten.

Wir halten uns deswegen durchaus berechtigt, die Silbe metten in Metten Sommer von mettana, der Schicksalsgöttin, der Norne, abzuleiten. Wir würden indessen einen Fehler begehen, in diesen Nornen nun irgend welche Wesen sehen zu wollen. Hier ist bisher der gleiche Jertum unterlaufen, der unsere Volkskunde verhinderte, in Geistern, Dämonen und Hexen leider auch bei der Kenntnis der ältesten „Göttergestalten“ den unendlich reichen, umfassenden Sinn alten Brauchtums zu erkennen. Auch die „urgermanischen Götter“ ebenso wie die Nornen waren nur Mächte, Sinnbilder der vorwiegend kosmischen Einflüsse, denen man sich in anbetender Ehrfurcht näherte, um ihrem Wesen, etwa im Gang des Jahres, im Gewitter, in Ebbe und Flut, gerecht zu werden und ein harmonisches Dasein führen zu können; den „Göttern“ die also symbolisiert, die durch ergriffene Seelen verklärt wurden, deren Eigenliches indessen geheimnisvoll blieb.

Wir Kinder eines auf das äußerliche gerichteten Zeitalters, in der Sucht zu erklären und dem Wahne lebend, es zu vermögen, sehen für all das Worte, ohne auch nur im mindesten dem Eigenlichen nähergekommen zu sein. Wir sprechen also in solchen Fällen von Wettereinflüssen auf das Leben, von Wetterfühligkeit und Wettervorfühligkeit, von kosmischen Strahlen und lebendigen Schwingungen, von Elektrizität oder von Schwerkraft, haben also Erscheinungen mit Namen bezeichnet, deren Wesen wir ebenso wenig verstehen, wie unsere Vorfäter, welche die von oben, aus der Luft, oder von unten, aus dem Boden, zu gewissen Zeiten das Leben besonders beeinflussenden Kräfte im Sinnbild der Nornen zusammenfaßten.

Durchschauen wir auf diese Weise den Sinngehalt des Wortes Metten, der über Mädchen und die weißen Spinnfäden und ihrer Volksentsprechung, der weißen Haare, innerhalb der Jahrhunderte zu der Bezeichnung „altes Mädchen“ oder „alte Weiber“ geführt haben dürfte, so wird doch ein volles Begreifen erst dann erzielt, wenn wir auch das Wort „Sommer“ in Altweibersommer etwas genauer betrachten.

Hier ist sicher ehemals gar nicht der Sommer gemeint, sondern auch in diesem Falle wurde ein altes Wort, „samer“, das Schleppe bedeutet, in Sommer gewandelt Sommermetten oder Metten Sommer will also soviel besagen wie „Schleppe der Schicksalsgöttin“.

Wissen wir nun um das Symbolhafte solcher Bezeichnungen, halten wir uns immer vor Augen, daß wir mit Hilfe der Heliobiologie, also mit Hilfe der Lehre von der kosmischen Bedingtheit alles Lebens und seiner Äußerungen, ohne die eben berührten Zusammenhänge zu beachten, für die

Monate August und September höchst eigenartige Feststellungen im Bereiche des Frauendreibigers machten, dann ist es nicht schwer, das Rätsel zu lösen, den Wesenskern des Nornensinnbildes herauszuschälen; denn sofort ist uns gegenwärtig, daß dem Altweibersommer die stärkste Erregungszeit des Lebens in der zweiten Augusthälfte vorausgeht, der wir eingehend gedachten. Hier greift die kosmische Kraft mit harten Händen in das Schicksal einer naturentfremdeten Zeit. Es ist die große Krisenstimmung, die mit dem Frauendreibiger anhebt, um in dessen zweiter Hälfte etwa mit Beginn des Scheidings abzuklingen und in ein Dasein ungestörten, harmonischen Geschehens zu verströmen (Abb. 10).

Das haben die Frühen längst erkannt. Und ergriffen, wie sie von der unerforschlichen göttlichen Natur waren, bannten sie das Unbegreifliche und doch alljährlich sich Wiederholende in ein Sinnbild: Die Schleppe, der letzte Kleidsaum des Nornengewandes, des Schicksals, zieht über die heimatlichen Lande. Es tritt eine natürliche Ruhe ein, der sonnige Herbst beginnt, Friede, Stille, Ausgleich — die erquickende Zeit nach der Unruhe des August; die Zeit, nach einer Spanne, in der die Norne aus den Lüften, von oben, aus dem Kosmos ebenso in das Dasein des Menschen griff, wie die Erdstrahlen aus der Tiefe des Bodens mit dünnen, unsichtbaren Armen nach dem empfindlichsten, nach dem erfahrungsgemäß durch die Reizstreifen am leichtesten zu schädigenden Leben, nach dem Leben der Kinder langen.

Es ist die Zeit, in der die germanische Frau die von ihr gesammelten heilbringenden Kräuter besonders sorgfältig verwahrt, um die jetzt auftretenden Erkrankungen in der folgenden Ruhezeit des Altweibersommers mit einem Erfolge zu verwenden, dessen Voraussetzungen im Ring des Jahres kaum je günstiger sind, als nun, da der Kleidsaum der Norne in der Ferne verschwindet.

Wo bleiben da die kulturlosen Horden, als die man unsere Vorfäter hinzustellen beliebte? Gewiß hatten sie keine Vorstellung von sonnenelektrischen, das Leben erregenden Wirkungen. Aber sie beobachteten scharf und setzten dann für die darauffolgende Zeit der Ruhe, für diese stille, das Leben kräftigende Spanne den wunderreichen Namen Sommermetten.

Dieses Wissen um das Wesenhafte des frühherbstlichen Geschehens war den Alten lebenswichtig. Daß sie es auch in rein praktischer Hinsicht nützten, liegt nur und durchaus in ihrer religiösen Seelenhaltung; denn der edle Wunsch, immer und immer wieder willig, mit der mütterlichen Natur in Gleichklang zu leben, das tönende Lied des heimatlichen Landes auf der Harfe des Empfindens und Tuns mitzuspielen, den Zeiten der natürlichen Erregung wissend zu begegnen oder die Wochen geistiger und körperlicher Ausgeglichenheit zu nutzen, mithin der „göttlichen“ Macht zu folgen — das war der Sinn ihres Daseins, das nicht planlos, wie wir, in den Tag hineinlebte, sondern in immerwährender Rückverbindung zum Kosmos,

zum Welthintergrunde, der Weltseele, mithin in religiösem Verhalten geöffnet und wach war. Dieses Leben, das die Natur in Kraut und Baum und Wind und Wolke, im Rauschen der Brandung, im Ruf der Tiere, im Gleißeln und Leuchten und im Stand der Sterne kannte und an alles die einzig wesentliche Frage richtete: Was sagst du mir?, dieses Leben war vollkommen, zeugte darum Kultur und war im tiefsten Gefühle religiös.

Was sagst du mir? Richten wir diese Frage an das Leben unserer Ahnen, dann klingt es warnend und beschwörend zurück: „Ihr waret auf falschem Wege! Blättert im ewigen Buche der Natur, in jener heiligen Schrift, die in Wahrheit ohne Fehl und Tadel Gottes Wort kündigt, und lebt danach; dann werdet ihr richtig leben, wie unser Weistum euch lehrt.“

Wer das erkennt, und bereit ist, mitzuhelfen, das Dasein wieder natürlich und damit harmonisch zu gestalten, der ist ein Deutscher und führt diesen Namen in Ehren, der hervorging aus der Gefolgschaft der Tuether, eben derjenigen, die Deutsche, mithin Kinder Gottes, Kinder der Natur hießen^{*)}. Erst wer hier begreift, erkennt, welch edles Erbe uns die Ahnen hinterließen, ein Vermächtnis, dessen Wiederentdeckung den verschütteten Weg von neuem gangbar macht, den Weg, den jeder Einzelne für sich und nur für sich selbst wiederzufinden vermag...

Bis weit in den Oktober hinein kann diese kosmisch ruhige, erquickende Herbstzeit dauern. Trotzdem mag während dieser Spanne auch dann und wann ein Regenschauer niedergehen oder auch noch ein Gewitter auftreten. Solche Gewitter sind von größter Vorbedeutung. Um ihre Folgen anschaulich zu schildern, mag hier ein kurzer Bericht darüber gegeben werden, auf welchem Wege es mir gelang, den sibirischen Winter 1928/29 vorauszusagen. Nur zu selbstverständlich, daß die im Herbst 1928 gegebene Warnung, wir würden einen ungewöhnlich langen und harten Winter bekommen, selbst bei den Bauern meines Haidedorfes auf Unglauben und auf höhnisches Lächeln stieß. Allzusehr haben selbst unsere Landleute erlernt, ihre Weistümer voll auszuwerten; denn sie haben sich auf Wetterkarte und Wetterfunk verlassen, auf Dinge, die mehr zur Entwurzelung beigetragen haben als dies bis heute überhaupt auch nur geahnt wird. Zudem lagen damals zahlreiche Äußerungen der verschiedensten amtlichen Wetterstellen vor, die von einem bevorstehenden milden Winter sprachen. Trotzdem mußte ich bei meiner Überzeugung verharren; denn ich hatte sie aus der Natur abgelesen: Zunächst und schon gegen Ende Juli waren die Waldameisen in geradezu auffälligem und erstaunlichem Umfang daran gegangen, ihre Haufen zu vergrößern und zu erhöhen; die Haidé blühte in einer Pracht, Pflanze

^{*) Näheres über diese Abteilung siehe Hanns Fischer „Das Vermächtnis“; Hans Hohst-Verlag, München.}

für Pflanze hinauf bis in die äußerste Spitze, wie ich sie während einer dreizehnjährigen Beobachtungszeit inmitten der größten deutschen Haidedebflächen niemals vordem oder nachher sah. Der Augustanfang war brütend heiß und zahlreich die schneehündenden Haufwolken. Der Behang der Wildgewächse war überreich. Im Spätherbst noch hatten wir heftige Gewitter. Für den Bauern aber rechnet unser astronomischer Spätherbst schon zur Winterszeit, von der er behauptet:

Donner im Winterquartal /
Bringt Eiszapfen ohne Zahl.

Diese Gewitter aber waren keineswegs vereinzelte Nachzügler, sondern hatten sich von dem Höhepunkt ihrer Zahl im August über den September und Oktober fortgesetzt, eine Tatsache, die für den Bauern, wie wir schon aus früheren Gewitterregeln wissen, deswegen von entscheidender Bedeutung ist, weil sie ebenfalls einen langen Winter vorausverkündet.

Zu alledem zeigten sich sonstige durchaus ungewöhnliche Erscheinungen, die trotzdem im Urwissen des Volkes als Verkünder strengen Winters berücksichtigt sind. Sieht man nämlich im Oktober zahlreiche Hornissen, so steht langandauernde und harte Kälte zu erwarten. Nun habe ich, obwohl länger als ein Vierteljahrhundert mit der Prüfung des Aberglaubens und der Bauernregeln beschäftigt, ja, ich habe nie in meinem Leben eine derartige Fülle von Hornissen beobachtet, wie im Herbst 1928. Diese Tatsache wurde in meiner Gegend allgemein bestätigt. Ein Starenkasten, der neben einem Fenster meiner Arbeitsstube befestigt war, wurde zudem von einem Hornissenschwarm mit Beschlag belegt und mit vielen Schichten eines grauen pappartigen Überzuges versehen. Das Flugloch wurde weitgehend geschlossen. Das Gleiche taten die — richtig stehenden! — Bienen, die ihre Fluglöcher bis auf winzige Öffnungen mit Wachs verschlossen. Die Räume warfen verhältnismäßig spät, aber innerhalb weniger Tage ihre Blätter ab. Die Feldmäuse saßen ungewöhnlich tief im Boden — alles Vorzeichen eines harten Winters.

Das Fell der Hasen war überaus dicht und erstaunlich struppig. Die Leber des Hechtes war, der Galle zu, breit, nach vorn zu aber spitz, ein treffliches und überaus zuverlässiges Vorzeichen eines langen, harten Winters. Die Kraniche flogen auf ihrem Zug nach dem Süden in sonst kaum beobachteten Höhen. Kurzum, es gab eigentlich nur Hinweise, auf einen ungewöhnlichen und überaus strengen Winter. Die Bauern meines Haidedorfes machten ihre Scherze über meine Befürchtungen; denn sie sind aus hinreichender Erfahrung gewöhnt, an dem zu zweifeln, was ein „Studierter“ über Dinge denkt, die das Land, also ihr eigentliches Reich angehen. Erst als ihnen tausende von Zentnern der eingemieteten Kartoffeln erfroren waren, ließen sie mir die Ehre angedeihen, mich von nun ab zu ihrem Laubfrosch zu erklären. Bis dahin hatten sich ihre Meinung und ihr Natur-

wissen in nichts von den amtlichen Wetterüberzeugungen unterschieden. Diese waren es auch, welche den Herausgeber einer hannoverschen Zeitung veranlaßten, mit seinem Besuch in Aussicht zu stellen, sobald die Kälte nachzulassen beginne. Auf Grund der amtlichen Wetterberichte stünde also seine Ankunft kurz bevor. So schrieb er mir im Januar. Umgehend antwortete ich ihm, er möge mir, wenn es sich um Wichtiges handle, lieber schreiben; denn vor Mitte März sei an kein Nachlassen der Kälte zu denken. Am ersten wärmeren Tage kam er. Wir schrieben den 16. März. Getreulich hat er alles das dann in seiner Zeitung berichtet.

Diese Schilderung wurde nur gegeben, weil sie wieder einmal deutlich zeigt, von welcher praktischen Wichtigkeit das Weistum und in unserm Falle die richtige Auswertung der natürlichen Winterkünder ist. An sich müssen wir den ganzen Gilbhard, also den ganzen Oktober übersehen, um zu einem verlässlichen Ergebnis zu kommen:

Bringt der Gilbhard viel Frost und Wind /
So sind der Hartung und Hornung gelind.
Warmer Gilbhard bringt fürwahr /
Uns sehr kalten Januar.
Wenns im Gilbhard friert und schneit /
Bringt der Hartung milde Zeit;
Wenns aber donnert und wetterleuchtet /
Der Winter dem April an Launen gleichet.

Der letzte Teil der Regel scheint nun in Widerspruch zu einer früher erwähnten zu stehen, in der von dem Donner im Winterquartal die Rede war, der ein Vorzeichen für große Kälte sein soll. Nicht umsonst wurde darauf hingewiesen, daß im Herbst 1928 die Gewitter sich vom August bis ins Winterquartal zogen. In der vorstehenden Regel aber wird von dem plötzlichen Auftreten von Oktober-Gewittern gesprochen, die, soweit eine allerdings verhältnismäßig geringe Erfahrung lehrt, einen launenhaften Winter bedingen.

In diesem Monat sind es besonders noch zwei Tage, die beachtet werden müssen, der 16. und der 29. Gilbhard, der Sankt Gallus-Tag und der Michaelis-Tag. Von ihnen beiden heißt es:

Wenn Gallus und Michael sich Regen auswählen /
Ist auf einen trockenen Frühling und Sommer zu zählen. — Dagegen:
Ist Skt. Gallus trocken /
So folgt ein Sommer mit nassen Socken.

Wichtig und auf dem Lande oft noch berücksichtigt, wird die Behauptung, nach dem Gallus-Tage dürfe wieder eingeschlächtet werden; denn von dieser Zeit ab ist das Fleisch haltbar.

Ein überaus vielseitiges Mittel der Vorausschau sind die im Oktober rote Wangen bekommenden Eichengalläpfel:

Willst du aufs Wetter im Jahre achten /
Mußt im Herbstmond die Äpfel betrachten:
Haben sie Maden / wirds Jahr wohl geraten.
Haben sie Fliegen / wirst ein Mitteljahr kriegen.
Haben sie Spinnen / wird ein schlecht Jahr beginnen.
Sind sie innerlich schön und trocken /
Wächst im Sommer viel Weizen und Roggen.
Aber wenn sie naß befunden /
Tun sie auch nassen Sommer erkunden.
Sind die Eichäpfel viel und früh /
Bringt der Winter groß Kält' / Schnee und Müh'.

Die beste Beobachtungszeit ist um Michaeli. Auch in der vorstehenden Regel sehen wir, wie beim Reichtum der Ernte, so hier den Reichtum an Eichengallen, die ja die Wiege der Eichengallwespe sind, mit der Strenge des bevorstehenden Winters in Zusammenhang gebracht. Aber auch die andern Angaben sind zutreffend. Finden wir Maden, also die Larven der Gallwespen, dann ist alles in bester Ordnung, somit auch der natürliche Jahresablauf. Entdecken wir dagegen Fliegen, also die Gallwespe selbst, so ist der für den Menschen als normal geltende Jahreslauf bereits gestört, und die Ernte wird einen Mittelwert zeigen. Sind gar Spinnen, also zufällige Bewohner, in der Galle anzutreffen, dann steht eine üble Zeit bevor. Auch die Hinweise auf die zu erwartende Feuchtigkeit oder Trockenheit sind recht verlässlich.

In einer älteren Fassung der Regel findet sich noch die Behauptung: „Ist nichts darin, so heilt der Todt die hut.“ Diese Angabe verstehen wir sofort, wenn wir die Meinung des rheinischen Bauernglaubens heranziehen, der da sagt, leere Galläpfel um Anfang Oktober deuteten auf ein nasses kommendes Jahr. Damit aber ist alles klar; denn ausgesprochen nasse Jahre pflegen viele Erkrankungen mit sich zu bringen. In früheren Zeiten war eine solche Angabe von größter Bedeutung. Noch heute können wir nämlich feststellen, daß die vernichtenden Pestepidemien immer in Zeiten fielen, die nach bäuerlichem Urteil als naß zu gelten haben.

Die leeren Gallen schließen aber noch eine weitere Vorausschau in sich, nämlich die eines milden Winters, der seinerseits erfahrungsgemäß ebenfalls gesteigerte Erkrankungsziffern zu bedingen pflegt.

Es ist darum durchaus wahr, wenn ein alter Kenner der Bauernregel den Rat gibt: „Nimm wahr der Eichöpfel umb Michaelstag / An welchen man das Jahr erkennen mag.“

Noch einige allgemeine Regeln sind zu beachten:

Oktober-Nordlicht / glaub es mir /
Verkündet hartem Winter dir.

Daraus darf aber nicht umgekehrt gefolgert werden, fehlendes Nordlicht bedinge einen milden Winter. Wertvoll ist jedenfalls, daß aus den Ableitungen der Weltelehre zwingend hervorgeht, Nordlicht könne nur dann auftreten, wenn sich auf der Sonne starke Flecke befinden, die eine größere Menge Feineis zur Erde senden, das seinerseits wieder kühlend auf die irdischen Luftmassen wirkt.

Viele Nebel im Herbst deuten auf einen schneereichen Winter, so heißt es weiter; ferner:

Sieht das Laub fest an Zweig und Ästen /
Kommt der Winter mit starken Frösten. — Dagegen:

Trägts Häschen lang sein Sommerkleid /
Ist der Winter auch noch weit. — Oder:

Wieviel Tage vom ersten Schnee bis zum Neumond fallen /
So oft soll im Winter das Wetter auftauen.

Diese Blicke in die Zukunft dürfen uns aber das Verständnis für die Gegenwart nicht trüben. Wieder bereitet sich im Ring des Jahres ein wichtiger Abschnitt vor. Die Natur geht zur winterlichen Ruhe, nicht ohne vorher noch einmal aufgerüttelt und zu einer Steigerung ihrer Kräfte gezwungen worden zu sein, die sie stark und widerstandsfähig gegen die Unbilden der kalten Zeit macht.

Es sind die Novemberstürme, die jetzt über das herbstliche Land brausen. Sie sind kosmischer Herkunft; denn nun gelangt die Erde wieder in Gebiete, die von Eislingen durchfahren werden, welche zur Sonne ziehen. Es ist das jenes Weltraumgebiet, das genau ein halbes Jahr von den Eisheiligen im Mai getrennt ist und im Volkswissen als eigentlicher Winteranfang gilt (Abb. 6).

Diese Novemberstürme lenken nun unsere Aufmerksamkeit wieder auf ein anderes Gebiet des Volkswissens. Ein altes Wort rät nämlich:

Lade bei Ostwind niemals Freunde zu Gast.

Diese Behauptung scheint allem zu widersprechen, was wissenschaftlich über den Einfluß der Winde und Stürme auf die menschliche Stimmung erarbeitet worden ist. Die Seelenkunde spricht ausdrücklich von einer „Psychologischen Windrose“ und versteht darunter die für Mitteleuropa vorliegenden Ergebnisse über die merkwürdigen Folgen, die die verschiedenen Winde auf das Gemüt des Menschen ausüben.

Wollten wir nun das Volkswort heranziehen, so scheint uns dessen Sinn zu sagen, bei Ostwind sei die Laune schlecht oder gar gereizt, da selbst von freundschaftlichen Zusammenkünften abgeraten wird. Das Gegenteil ist nun auf Grund der wissenschaftlichen Forschungen der Fall; denn man fand, daß allerbestes Befinden, also freudige Heiterkeit, gemeinsam übrigens mit größter körperlicher Leistungsfähigkeit, gerade dann beobachtet werden, wenn der Wind aus der Gegend zwischen Nordost und Ostsüdost kommt. Je weiter er nun nach Süden dreht, um so mehr und um so schneller lassen gute Laune und hohe Leistungsfähigkeit nach und schlagen zwischen Süd- und Westnordwestwind in Bedrücktheit und Schläfheit um. Der Tiefpunkt liegt in der Südwest- oder Westrichtung.

Je weiter nun die Winde nach Norden zu gehen, um so deutlicher wird die Zunahme der guten Laune und der Leistungsfähigkeit, um vom reinen Nordwind ab schnell den anfangs erwähnten Höhepunkten zuzustreben.

Alle diese Angaben sind so oft nachgeprüft, daß sie als völlig gesichert gelten müssen. Und doch haben sie einen Haken oder können wenigstens zu Mißverständnissen dann führen, wenn man außer acht läßt, daß sie nur für den geschlossenen Raum, also für den Aufenthalt im städtischen und von den Wirkungen der Technik beeinflussten Zimmer Geltung haben. Es handelt sich also um die Laune desjenigen, der sich als Städter innerhalb seiner vier Wände aufhält. Sehen wir dagegen den Körper schuklos, wenn auch entsprechend bekleidet, vor allem den Ostwinden aus, so ist als Erfolg von der zu erwartenden guten Laune nichts mehr zu spüren. Es stellt sich im Gegenteil infolge eines sehr merkwürdigen Angegriffenwerdens des Körpers eine beachtliche Reizbarkeit ein, die zu allem andern tauglich sein mag, nur nicht zur Grundlage eines freundschaftlichen und fröhlichen Besuches.

Weit ausgedehnter als unser heute noch lebendes deutsches Volkswissen hat die chinesische Urweisheit, die durchaus arischer Herkunft ist, diese Dinge, gewissermaßen für den täglichen Gebrauch, als Lebensregeln bewahrt. In den fünf Grundreihen, die den fünf chinesischen Himmelsrichtungen Nord, Ost, Süd, Mitte und West entsprechen, wird in der Ostreihe darauf hingewiesen, daß unlösliche Zusammenhänge zwischen Ostwinden, Jörn, Leistungsfähigkeit der Muskeln und hoher Beanspruchung der Leber, dazu einer Übersäuerung des Körpers bestehen. Das alles ist vollkommen richtig, wenn wir den im freien befindlichen Menschen betrachten. Wir verstehen auch, weswegen der Chineser, oder besser sein Hausarzt, größte Sorgfalt auf die Ernährung zur Zeit der Ostwinde legt und möglichst jede Zufuhr von säuernden Nahrungsmitteln vermeidet, dagegen entsäuernde bevorzugt. Reste ähnlicher Bräuche, heute allerdings kaum als solche erkennbar, finden sich auch noch bei uns. Ihre Bedeutung zusammen mit dem guten Rat, keine Freunde bei Ostwind zu Gaste zu laden, wird indessen

erst dann voll verständlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß gereizte Stimmung gewiß dadurch nicht gebessert wird, daß bei freundschaftlichen Gelagen schwerverdauliche, säuernde Gerichte und, was nicht unwichtig, alkoholische Getränke gereicht werden.

Wohin wir also auch blicken, überall ist unser Leben mit Umwelt und All verknüpft und antwortet gemäß seiner blutlichen, also seiner rassistischen Eigenart. Das eben ist es: Unser und alles Dasein ist als lebendige Zelle in den Ablauf der Welt, in den Körper des Alls eingeordnet. Wichtig, das ist naturgemäß, also gemäß dem Gange der Natur, können wir nur dann leben, wenn wir ihren Rhythmus kennen; wenn wir also unser Tun und Treiben den kosmischen Regeln angleichen; denn diese Regeln sind Lebensregeln. Hier nun ist der Punkt, an dem sich Wissenschaft und Weisheit scheiden; denn das lebendige All läuft nicht nach mathematischen Gesetzen ab, sondern lebensgemäß, wie jeder Lebensvorgang, der jeden Augenblick von unzählbaren Einflüssen beeindruckt und zu immer neuen, nie vorher dagewesenen Anpassungen und Einstellungen gezwungen wird. Hier läßt sich auch der grundlegende Irrtum derer klar erkennen, die da meinen, das Lebensgeschehen als einer auf Ursache und Wirkung beruhenden Folge unabänderlicher Geschehnisse berechnen zu können. Wenn ich alle Ursachen in einem gegebenen Augenblick kenne und in Rechnung stelle, dann kann ich mit völliger Sicherheit die Zukunft erkennen.

Das klingt sehr bestrickend. Der Irrtum liegt aber in der nie erfüllbaren Voraussetzung; denn es gibt keine Möglichkeit, alle in einem bestimmten Augenblick wirksam werdenden Kräfte zu erfassen. Hier ist der Wissenschaft eine Grenze gesetzt. Sie hört überall auf, als angewandte Mathematik, als Aufspürerin vermeintlicher Gesetze, eine zuverlässige Handhabe dort zu sein, wo das Leben beginnt.

Hier setzt das Höchste ein, die Weisheit, die keine starren Formeln kennt und keinen Kanon; die vielmehr in jedem Augenblick schöpferisch erkennen muß, was zu tun das einzig Wesentliche, weil Lebensnotwendige und Lebensfördernde, mit andern Worten, was unvermeidbar ist, sofern ein Ausgleich an den Gang der Welt erfolgen soll.

Und dieser Ausgleich ist unerläßlich dort, wo ein Volk auf natürlicher Grundlage leben muß, weil nur so das Ganze zur höchsten Form seines Daseins, zu Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Heiterkeit geführt werden und von Bestand bleiben kann.

Nur jene Völker und nur solange sie so lebten, sind Träger der Kultur gewesen, die zerbrach und zur Zivilisation mit ihren Reibungen und Nöten absank in dem Augenblick, in dem ihr Dasein mit menschlichem Streben

verknüpft wurde, das immer ein Machtstreben ist. Dort wo die strebende Absicht auf die Dauer maßgebend bleibt, hält das Verderben auch über das reinste Streben seine ewig vernichtende Hand.

Das zu erkennen, ist allein der Weisheit vorbehalten, der Weisheit, die Gnade ist und angeboren, die verliehen wird, deren Inhaber man ist, die aber nie erlernt, die aber wohl aus dem Schlummer erweckt werden kann.

Es sind darum seit allen Zeiten und bei allen Völkern nur immer und immer die Wenigen, die Auserwählten gewesen, die fähig waren, den natürlichen Weg der Völker und des Einzelnen zu leiten, weil sie den Weltgang im Ganzen zu schauen fähig blieben und aus ihm ersehen, was zu tun und was zu lassen ist; denn auf das Lassen kommt es an. Das Tun steuert nur, das Lassen aber hat die „ziehende Kraft“, wie es schon in dem geheimnisvollen, abgrundtiefen Christuswort heißt, daß man in den Gräbern von Oxyrinchos fand, und das davon redet, „daß die geschaffenen Dinge der Natur, die Vögel unter dem Himmel, die Tiere des Landes und die Fische im Meer eine ziehende Kraft besitzen und den Einbruch des Himmels bewirken, aber nur dann, wenn die Stelle in uns, die hierfür reif ist, sich geläutert hat“. Es ist das Gleiche, wie aus Kraut und Blume Gott erkennen.

Das Einschwingen in den Gang des Alls, das ist das Himmelerreich, das nicht von dieser Welt des Genuß- und Machtstrebens ist. Nur die Wenigen, die hier erkennen, sind weise und darum auch fähig, das „königliche Wissen“, die Ur-Astrologie, zum Wohle eines Volkes zu handhaben; denn ohne diese Hilfe bleibt der Weg der Vielen ein tränenfeuchter und qualgepflasterter Irrweg.

Was wir darum an Urweistum hier wiedererweckt haben, ist nur das Handwerkszeug, sind nur wenige Stücke des Handwerkszeuges, nur Beispiele, um die Größe dessen ahnen zu lassen, was die Weisheit der Priestergelehrten unserer Vorfäter ausmachte; sind nur Wegweiser, die auf die Pfade deuten, die begangen werden müssen, um das Geheimwissen in vollem Umfange wieder zu erschließen; denn hier handelt es sich nicht um ein Wissen, das geheimgehalten wurde, sondern um ein Wissen, das in seiner Art geheim, weil nicht erlernbar war.

Für die Ansprüche unserer Zeit wird die Auswertbarkeit etwa der Wetterregeln manche wichtige Hilfe bringen. Volkswesentlich aber wird die Urweisheit erst dann, wenn das ganze, ungeheure Gebiet der lebenswichtigen Erkenntnisse unter dem Gesichtswinkel der kosmischen Abhängigkeit des Daseins wieder zur alleinigen Grundlage gemacht und in nicht nur berufene, sondern auserwählte Hände gelegt wird. Nicht so sehr auf die Kenntnis der Dinge kommt es an, die immer nur eine Frage des Fleißes ist, sondern auf die religiöse Fähigkeit, sie in enger Verbundenheit mit dem Welthintergrunde, dem Göttlichen, dem Gang des Alls zur Richt-

schonur des Tuns zu machen. Nicht Wissenschaft also, sondern Weisheit muß uns leiten; denn Weisheit hat eine Dimension mehr als Wissenschaft.

Hierher gehören also nicht nur die Bauernregeln, nicht nur die Fragen des Wetters, der Saat, der Pflanzung, Deredlung oder Ernte, nicht nur die Erscheinungen, die, mit ihnen verknüpft, sich im Befinden und den Fähigkeiten der Menschen ausdrücken; hierher gehören nicht nur die urastrologischen Tatsachen, nicht nur die Kräfte und Wirkungen der Pflanzen und Tiere, sondern auch die der Gesteine, die einen besonderen Teil dessen bilden, was wir bereits hier und da bei Hinweisen auf die geologischen Voraussetzungen der Landschaftsgestaltung kennenlernten. Es ist der vermeintliche „Gesteinsaberglaube“, den wir noch betrachten müssen, um zumindest den losen Ring unserer kleinen Beispielsammlung zu beschließen und zu zeigen, daß es nichts gibt, das nicht auf das Leben wirkt und darum dieses Leben zu Antworten zwingt. Und diese Antworten sind eben nichts anderes als Offenbarungen des Selbsterhaltungstriebes insofern, als sie Anpassungen an sichtbare oder unsichtbare Wirkungen sind, Anpassungen, die, würden sie nicht oder könnten sie nicht vorgenommen werden, unweigerlich zu Erkrankungen führen müßten. Denn Krankheit ist eben und bleibt nichts anderes im Bereiche der natürlichen Natur als der sichtbare Zwang des Kosmos, als der Versuch, den die Weltharmonie störenden Teil entweder wieder dem Ganzen harmonisch einzuordnen oder ihn auszumerzen.

Von den Bauernregeln bis zur Ur-Astrologie hat alles Weistum keine andere Aufgabe, als eben diesen Gleichklang, dieses Einschwingen in den göttlichen Gang der Welt zu erleichtern. Darum ist alles Weistum ein religiöses Tun, nicht auf die Erfüllung menschlichen Machtstrebens gerichtet, sondern behutsamtes Leiten zum Himmelreich. Erst der Mensch, der die natürlichen irdischen Freuden heiter und gelassen mit den kosmischen Notwendigkeiten zu kultureller Höhe, zu wahrer schöpferischer Kunst und damit zu natürlicher Religiosität verklärt und somit ein williges, hingebendes Teilchen, eine Zelle im lebendigen göttlichen Körper des Kosmos ist, hat Anspruch darauf, im Ahnensinn ein Mensch zu sein.

Unsere Ahnen aber waren Bauern...

Weil wir nun alle nur Menschen sind, bleiben wir dem Irrtum unterworfen, gehen wir da und dort fehl, schädigen wir uns selbst bei allen diesen Unzulänglichkeiten. Durch derartige Hübwege vom Gang der Welt machen wir uns krank. Uns gesund zu machen, hat uns das Urweistum Schätze in die Hände gegeben. Sie heilen uns. Alles Weistum ist darum im höchsten und alleredelsten Sinne Heilwissen.

Nichts ist zu gering, nichts zu nebensächlich, an diesem heiligen Dienst mitzuhelfen: Pflanze, Tier, Mensch, Boden, Sonne, Sterne, Luft und Winde und auch die Steine.

Nephrit - Amulett

Ihr eigentliches Wesen ist bis heute ebenso wenig erkannt worden wie die Behauptungen, die unsere Vorfahren an sie knüpften. Ganze Schätze dieser unerhört wichtigen Stoffgruppe vom schlichten Geröllstück bis zum Edelstein sind gefunden und in Museen eingesamlet worden. Es gab niemanden, der erkannt hätte, was uns diese stummen Zeugen aus grauester Vorzeit zu verkünden haben. Bereits in Kulturschichten, über die zehntausend und mehr Jahre hingegangen sind, wurden sie entdeckt. Jahrzehnte sind sie bekannt. Immer noch schweigen sie.

So fand man in den Überbleibseln der Pfahlbaukulturen unter anderen Werkzeugstoffen auch Geräte aus Nephrit. Das ist ein kostbarer Halbedelstein von ungeheurer Härte, an dem, wollen wir ihn zerkleinern, auch gute Stahlwerkzeuge zerplittern. Und dieses außerordentlich harte Mineral verstanden unsere Ahnen vortrefflich zu Werkzeugen zu verarbeiten. Bei näherem Zusehen aber zeigt sich, daß diese vermeintlichen Werkzeuge wenigstens zu einem Teil gar keine Werkzeuge sind. Vielmehr stellte sich der Nephrit, wie die Wissenschaft sich ausdrückt, „als prähistorisch wichtiger Stoff, in historischer Zeit als eines der ältesten abergläubischen Heilmittel dar“. Dabei beschied sich die Forschung. Sie war derart von der Richtigkeit ihres eigenen Standpunktes überzeugt, daß sie gar nicht einmal daran dachte, eine Nachprüfung der alten Anschauungen auch nur zu versuchen. Sie begnügte sich mit der Feststellung: „Aberglaube“, eine Feststellung, die immerhin ausreichte, um den Fund museal einzuschachteln: Abteilung Aberglaube; Unterabteilung: Amulette und Talismane (Tafeln IV, VII und VIII).

In den volkshundlichen Werken wurden dann die „phantastischen“ Meinungen unserer „primitiven“ Ahnen über die Gesteine wiedergegeben. Diese Anschauungen sprechen nun von Wirkungen, die jenseits alles dessen liegen, was die „führenden geistigen Kreise unserer Kulturgemeinschaft“ zu teilen vermochten. Dabei handelt es sich keineswegs um Überzeugungen, die etwa nur den deutschen Aberglauben betreffen. Vielmehr ist die Kenntnis der Nephritwirkungen über die ganze Erde verbreitet, und mit Recht sagt Plinius, daß der Grünstein, wie er ebenfalls heißt, seit alters in hohem Ruhme stehe. Verblüffend nun, was die Frühen alles von ihm zu berichten wissen. Er schütze die Menschen vor Blitzschlag; er erleichtere die Geburt, vertreibe die Nierensteine, verjage Dämonen und Gespenster; er verhindere Magenschmerzen; sichere einen ruhigen Schlaf; er heile Fallsucht und bewahre vor ihr; er gäbe dem öffentlich auftretenden Redner, wenn er ihn bei sich trüge oder in der Hand reibe, die nötige innere Ruhe, schütze also vor Lampenfieber. In China, das geradezu unbezahltbare kostbare Geräte aus Nephrit besitzt, heißt er darum auch „Der Edelstein der Edelsteine“. Er stellt nach allem, was wir hörten, in der Tat das dar, was wir landläufig ein Amulett nennen. Wir bezeichnen damit einen an sich wirkungslosen Stoff, dem besondere Kräfte zugeschrieben werden. Allein

7
der Glaube an sie, so meint unsere selbstgefällige Zeit, brächte dann hie und da die erwartete Hilfe. Diese Hilfe aber beruhe nur auf Suggestion, auf Selbstbeeinflussung, habe also mit einer wirklichen Wirkung, etwa des Nephrits, nichts zu tun. Trotzdem hat sich der Urglaube an die Nephrite durch die Jahrtausende bis auf unsere heutigen Tage erhalten. In Bayern pflegen noch gegenwärtig bäuerliche Hebammen „Grüne Steine“ zu verwenden, und in gar manchem bäuerlichen Erbschaft hegen und hüten die Frauen derartige Amulette.

Es soll nun keineswegs bestritten werden, daß in Jahrhunderten der Verfallszeit und bis in die Gegenwart hinein mit Amuletten ein ungeheurer Humbug getrieben wurde. Es macht indessen den Kenner der bäuerlichen Seele stuhig, derartigen vermeintlichen Aberglauben Jahrtausende lang zäh erhalten zu sehen. Jrgend einmal muß die Erfahrung doch darauf hingedeutet haben, daß der Grünstein besondere und lebensnützliche Eigenschaften besitzt; denn der Bauer allein spricht und denkt und handelt nüchtern. Er allein dachte immer nüchtern, weil erst auf diesem Wege seine Seelenhaltung mit der Scholle, die ihn nährt, in Einklang gebracht werden kann. Er gibt sich nur mit Dingen ab, die er kennt. Nie würde er darauf verfallen, Bräuchen anzuhängen, die nicht etwas praktisch Wertvolles enthalten; zumindest nicht ein Jahrzehntausend lang. Jrgend einen wahren Kern müssen diese als Gesteinsaberglauben zusammengefaßten ländlichen Meinungen in sich bergen. Trotzdem eine Unzahl durchaus sachlich klingender Berichte alter Ärzte vorliegt, hat man es bisher vermieden, diese besonders an den Diamant, den Achat, Alabaster, Onyx, Topas, Türkis, Korund und Karfunkel, an Bergkristall, Heliotrop und Rubin, an Saphir, aber auch an Donnerkeile, an versteinerte Seeigel, an Klapper- oder nur einfache, durchlochete Steine geknüpften Ansichten hinreichend zu untersuchen.

Unterm Landvolk am verarbeitetsten und bekanntesten ist der Schrottstein, ein meist weiches Mineral, flach und von Handtellergröße, das ein natürliches Loch besitzt (Tafel VIII). Leicht läßt sich dieser Stein also an einem Faden aufhängen und wir finden ihn, besonders noch in Süddeutschland, in Rindvieh- oder Pferdestätten in der Nähe der Futterkrippe, an Fenstern und Türen angebunden. Vielfach wird er auch im Familienschatz aufbewahrt. Schon sein Name sagt uns, was er wirken kann. Schrott ist für den Landmann nichts anderes als Trut oder Alb. Der Schrottstein ist also ein Mittel gegen das Albdrücken, gegen jene Angstträume, die jeder kennt. Diese Träume werden nun nach Ansicht der Alten von einer geheimnisvollen Wesenheit, von einer Kraft bedingt und veranlaßt, die mit dem Namen Alb oder Schrott oder Trut bezeichnet wird. Sie alle wurden den unfreundlichen Mächten beigeordnet, die als dunkle Dämonen im jüngeren Volksglauben ein geheimnisvolles Dasein führen.

In Wahrheit handelt es sich aber, wie wir ohne weiteres ahnen, um nichts anderes als um die Wirkung von Reizstreifen auf die Schlafstätte.

Wer nämlich nachts bestrahlt ruht, der hat erfahrungsgemäß einen nur flachen Schlaf, der zudem meist noch von Alpträumen unterbrochen wird. Der Schrottstein gilt mithin als ein Mittel, diese Beeinträchtigungen zu beheben, hat also keine andere Aufgabe als die uns wohl vertraute entstrahlende.

Diese Eigenschaft teilt er nun mit allen andern mehr oder weniger kostbaren Steinen, von denen oben einige genannt wurden. Damit gehört er also zu einer Reihe von Mineralien, die, genau so wie die Heilpflanzen, als Mittel gegen elbische, also angehezte, mithin durch Reizstreifen hervorgerufene Erkrankungen dienen*).

Der gesamte Gesteinsaberglaube stellt sich uns also ebenfalls als eine Maßnahme dar, die den Zweck hatte, schädigende Einflüsse zu beseitigen. Sie unterscheidet sich in nichts von den vielen Bräuchen, die unsere Ahnen in der gleichen Richtung übten.

Es wäre also sehr leicht, diese Behauptung nachzuprüfen; denn wir könnten etwa Zimmerpflanzen, die durch Reizstreifen krank geworden sind, dadurch zu heilen versuchen, daß wir ihnen einen Schrottstein anhängen oder andere Amulettsteine verwenden. Tun wir das, so wird nach kurzer Zeit ein Aufblühen der pflanzlichen Lebenskräfte deutlich in Erscheinung treten.

Mit einer Katze läßt sich übrigens ein weiterer, sehr lehrreicher Versuch anstellen, der uns sogleich in den Bereich des Tieraberglaubens führt. Wie wir wissen, ist die Katze ein Strahlenfreund und ihr Lieblingsplätzchen wird demgemäß fast ausnahmslos sich im Bereiche einer Strahlung befinden. Dorthin geben wir nun ein dickes Kissen als Polster, das unsere Katze gewiß gern annimmt. Hat sie sich an die neue Einrichtung gewöhnt, so schieben wir unsern Schrottstein oder unsern Nephrit derart unter das Polster, daß er für die Katze nicht fühlbar ist. Beobachten wir nun weiter, so werden wir zu unserer Überraschung feststellen müssen, daß unser schnurrender Liebling sein altes Plätzchen — meidet; denn das, was die Katze schätzt, die rutenbewegenden Kräfte, sind nun beseitigt und damit sind die Grundvoraussetzungen verschwunden, die der Katze gerade diesen Platz lieb machten. Daß wir nun in unserer Katze ebenfalls ein Wesen vor uns haben, welches die Fähigkeit besitzen muß, um selbst zu bestehen, die Erdstrahlen zu beseitigen, steht für uns an sich außer Zweifel. Wir sollten darum erwarten, auch im Aberglauben diese Tatsache irgendwie berücksichtigt zu finden. Nach einer solchen Maßnahme brauchen wir nicht lange zu suchen; denn es ist allgemein bekannt, daß Rheumatische eine lebende Katze zu sich nehmen oder sich eines — übrigens gänzlich unwirksamen! — Katzenfelles bedienen, um Linderung ihrer Schmerzen zu erzielen. Rheuma

*) Immer müssen wir uns gegenwärtig halten, daß alle elektrischen Kabel, daß Kanalisation, Wasserleitungs- und Gasröhren heute die Reizstreifen ins Ungemessene vermehren, da sie alle „Strahlen“.

aber gehört, wie wir wissen, meist zu den elbischen Krankheiten und wird demgemäß durch natürliche Entstrahlungsrichtungen gebessert. Eine solche Vorrichtung stellt also die Krähe, nicht aber das tote Krähenfell dar*).

Nun bringen es die betreffenden Steine fertig, der Krähe ihren Lieblingsplatz zu verleiden. Befindet er sich an einem Fenster, so haben wir hier die allerbeste Möglichkeit, gerade diese Stelle für unsere Pflanzenversuche auszuwählen. Bringen wir dorthin nämlich empfindliche Zimmergewächse, wie Azaleen oder Zimmerlinden, so werden wir bald beobachten, daß diese Gewächse geschädigt werden. Bringen wir dagegen einen unserer Amulettsteine an die erkrankten Pflanzen, so werden wir, wie schon erwähnt, auch hier eine Wiedergesundung beobachten.

Es genügt aber keineswegs, sich etwa davon zu überzeugen, daß bei diesem oder jenem Gewächs der eine oder andere Stein heilsam wirkt.

Zu unserer Verblüffung werden wir auch gerade das Gegenteil feststellen können, nämlich eine gesteigerte Schädigung; denn nicht jeder Stein wirkt auf das gleiche Lebewesen im gleichen Sinne, wiewohl er als ein grundsätzliches Heilmittel angesprochen werden muß. Diese Feststellung führt uns nun zu einer wichtigen Erkenntnis: Es geht nicht an, die Amulettsteine wahllos zu verwenden, sondern sie dürfen als Amulette und für bestimmte Zwecke nur bei bestimmten Lebewesen benutzt werden, sonst können sich Schädigungen einstellen. Mit anderen Worten: Der Eine kann dadurch, daß er sich einen Schrotstein unter das Kopfkissen legt, bei Nachem und von schweren Träumen heimgesuchten Schlaf vortreffliche Ergebnisse erzielen; der Andere aber steigert durch den gleichen Amulettstein nur noch seine nächtliche Unruhe. Aus dieser Tatsache zeigt sich, wie unterschiedlich die Lebewesen in Bezug auf Strahlenwirkungen sind und wie richtig die Alten daran taten, für die Verwendung der einzelnen Steine weitgehende Sondervorschriften zu geben.

Grundsätzlich aber läßt sich sagen, daß alle Amulettsteine die an sich schädigenden Strahlungen mehr oder weniger mildern oder beseitigen, mithin als Heilmittel zu betrachten sind. Welcher Stein dagegen für das einzelne Wesen und für den besonderen Erkrankungsfall der geeignete ist, bildet ein Sonderrezept, das hier in seinen Einzelheiten darzulegen, ganz unmöglich ist.

Es kam auch nur darauf an, den Nachweis zu führen, daß der Gesteins-Aberglaube, daß Amulette und Talismane in der Tat Wirkungen ausüben, die von größter Bedeutung zumindest für die Gesundheit von Mensch und Tier sind.

Gleichzeitig gewinnen wir aber eine ganz neue Einsicht über die Herkunft des Schmuckes, der selbstverständlich an sich ebenfalls in das Brauchtum gehört.

*) Wir sprechen auch hier von ländlichen Krähen, nicht von naturentwöhnten städtischen Gänse-
tieren.

Befragen wir die Kulturgeschichte über die Ursprünge des Schmuckens, so erfahren wir, es sei das Geltungsbedürfnis des Menschen gewesen, das ihn nötigte, sich zu bemalen, sich mit Edelmetallen, mit Federn oder Steinen zu behängen. An dieser Meinung ist sicher etwas Wahres. Aber sie umfaßt keineswegs alles; denn wir wissen, daß in früherer Zeit jene Steine, die wir heute als Schmuck- und Edelsteine bezeichnen, und die durch künstliches Schleifen zu ganz besonderer Wirksamkeit gezwungen werden, in oft ungeschliffenem, also in gänzlich unbearbeiteten Zustande dennoch kostbarkeiten waren, die man bei sich trug oder aber, in Edelmetalle gefaßt, an einer Schnur um den Hals hängte. Auch zu Ringen scheinen diese Steine sehr zeitig benutzt worden zu sein.

Damit aber kommen wir zu einer grundlegenden Frage. Es ist eine ganz allgemeine Überzeugung, Ringe seien neben ihrer sinnbildlichen Bedeutung einzig und allein dazu da, die Hände zu schmücken. Wer sich aber nun einmal Zeit und Mühe nimmt, derart geschmückte Hände daraufhin anzusehen, ob sie mit Hilfe von Gold und Steinen schöner sind als ohne diese Beigaben, der wird zu der an sich ganz natürlichen Feststellung gelangen, daß eine schöne, eine gute Hand, um auf jeden Empfindsamen zu wirken, des Schmuckes nicht bedarf. Nüchtern wird er aber auch feststellen müssen, daß selbst der edelste Schmuck es nicht vermag, eine häßliche Hand schöner zu machen.

Hier haben schön und häßlich selbstverständlich nichts mit gepflegten oder verarbeiteten Händen zu tun; denn die harte Hand eines Schaffenden kann unvergleichlich schöner, als die belanglose und gepflegte eines Nichtstuers sein. Diese Tatsache ist übrigens auch von den größten Künstlern immer und immer wieder bestätigt worden. Man denke nur an die Hände, die Albrecht Dürer zeichnete, Blätter, die zu dem Schönsten und Tiefsten gehören, was dieser Meister schuf.

Mit derartigen Feststellungen aber beginnen die allgemeinen Überzeugungen von der Möglichkeit und dem Wert des Schmuckens ins Wanken zu geraten; denn wenn der Schmuck nicht schmückt, das heißt, nicht grundsätzlich verschönt, so muß er einen weiteren Zweck haben.

Und damit kommen wir auf neuem Wege zu den uns bereits vertrauten eigentlichen Ursachen, die schon in allerfrühester Zeit den Menschen dazu veranlaßten, die seit jeher kostbaren Edelsteine und auch die Edelmetalle zu verwenden und zu verwerten, nämlich zu Heilzwecken.

Der weitaus größte Teil alles heutigen sogenannten Schmuckes ist gesundheitlicher Art. Da nun auch die Edelmetalle ähnliche Wirkungen wie die Edelsteine haben, so wird deutlich, warum Gold und Silber seit jeher vermeintliche Schmuckmetalle waren.

Ein grundlegender Unterschied aber bestand auch sonst noch zwischen einst und jetzt: Niemand erwarb einen Stein um seiner Kostbarkeit, sondern um seiner Eignung willen; denn damals dürfte allgemein bekannt gewesen

Stimmwörter

fein, daß es sich keineswegs gleich bleibt, ob man einen Rubin, einen Amethyst, einen Saphir, einen Topas, einen Diamanten oder sonst einen Edelstein trägt. Es ereignet sich darum heute oft der Fall, daß Personen, die wertvolles Geschmeide tragen, von diesem dauernd geschädigt werden, während sie andere edle Steine besitzen, die ihnen in jeder Weise günstig wären, weil sie gerade bei ihnen Stimmung und Gesundheit förderlich beeinflussen.

Auch hier also tritt die Tatsache vor uns, daß ein ehemals lebensweseutlicher Brauch dadurch zu einer Gefahr für Tüchtigkeit und Wohlbefinden geworden ist, weil wir seinen Sinn veräußerlichen. Einst ein Mittel zur Aufrechterhaltung der Harmonie, ein Vorbeuge- und ein Heilmittel, ist der Gesteins Schmuck in unserer Zeit zumindest zu einer Gefahr geworden.

Die Zeit wird darum nicht fern sein, in der niemand mehr edle Steine kauft oder trägt, ohne sie daraufhin prüfen zu lassen, ob sie für ihn günstig sind oder nicht.

Von neuem wird uns also aus belächeltem Aberglauben eine wichtige Volksweisheit. Damit rundet sich aber unsere Schau und immer mehr hebt sie sich aus dem in seiner Bedeutung gewiß nicht zu unterschätzenden aber doch für das Leben geringwertigeren erlernbaren Wissen zu den Höhen lebensweseutlicher, verziehener Weisheit.

Auch die schlichten Bauernregeln erhalten im Rahmen dieser Cöpsfuge natürlicher Weltanschauung eine kosmische Bedeutung, mögen sie auf den ersten Blick noch so schlicht erscheinen und nur vom Wetter der kommenden Tage oder Monate reden, wie die folgende, die für Anfang des Nebelung, des Novembers, bestimmt ist:

Ob der Winter kalt oder warm soll sein /
So gehe am Allerheiligentag so fein
In das Gehölz zu den Buchen /
Allda magst du folgendes Zeichen suchen:
Hau einen Span davon / und ist er trocken /
So wird ein harter Winter herrücken;
Ist er aber naß der abgehau'ne Span /
So kommt ein milder Winter auf den Plan.

Hier schauen wir wieder einem dunklen Tüffel ins Antlitz, dem Pulsschlag der Bäume. Dieser Pulsschlag treibt das Pflanzenblut durch die Stämme hinauf bis zu den äußersten Spitzen und wir wissen heute, daß es auch im höchsten Baum keine andere Kraft gibt, welche die Säfte zum Kreisen zwingt, als in Mensch und Tier. Wir werden darum auch für die sonstigen Lebensvorgänge der Pflanze ähnliche Einrichtungen voraussetzen dürfen, wie wir sie bei den beweglichen Wesen beobachten.

Auch der von Sonne und Mond bedingte Rhythmus findet sich darum, wie wir schon an den Jahresringen sahen, auch in der Pflanze wieder. Die Lebenssteigerung im Frühjahr, der Saftstiege, ist darum auch im Bauernwissen bald nach der Winter Sonnenwende festgehalten. Dieser Saftstiege läßt nun aber gegen Ende Oktober nach, insofern, als die Saftmenge auf das für den kommenden Winter zuträgliche Maß absinkt. Diese Menge ist also ebenfalls ein Vorzeichen des bevorstehenden Winters. An einem abgeschlagenen Buchen- oder Birkenspan läßt sich darum erkennen, wie die winterliche Großwetterlage sich gestalten wird. Diese sehr zuverlässige Probe braucht nun nicht gerade am Allerheiligen-Tage vorgenommen zu werden. Es kommt nur darauf an, daß in jedem Jahre an dem gleichen kosmischen Tage die Probe erfolgt; denn nur so kann der Prüfende ein eigenes Urteil gewinnen. Wer weder Buchen noch Birke zur Verfügung hat, kann auch eine Weißtanne anschlagen.

Jetzt ist nun auch die Zeit, Obstbäume oder Sträucher zu pflanzen. Dies muß immer bei abnehmendem Monde geschehen, weil die Gewächse dann Zeit gewinnen, feinste Saugwurzeln zu bilden, ehe ein vermehrter Safttrieb in der Neumondzeit eintritt. Wer also an seinem Obstgarten Freude haben will, der pflanze immer bei abnehmendem Monde. Unter den Schmuckbäumen aber macht die Linde eine Ausnahme, da sie drei Tage vor oder nach dem Vollmonde verpflanzt werden soll. Ebenso müssen die Bäume ihrer überflüssigen Äste während des abnehmenden Mondes entledigt werden, wobei ganz allgemein die Regel gilt, daß alles, was nicht wachsen soll, im abnehmenden, alles aber, was wachsen soll, im zunehmenden Monde beschritten werden muß. Wir werden mithin Kopfweiden oder auch zur Holznutzung dienende Pappeln immer bei zunehmendem Monde ihrer Ruten und Äste entledigen; denn wir wünschen ja weiteren und kräftigen Austrieb. Aus diesem Grunde heut der Bauer auch bei zunehmendem Monde.

Im Nebelung wichtig ist noch der 11., der Martinstag, der uns nochmals eine winterliche Vorauschau ermöglicht:

Ist es an Skt. Martini bewölkt /
So soll es einen milden Winter geben;
Scheint die Sonne oder liegt Schnee /
So tritt strenge Winterkälte ein.

Mit diesem 11. Nebelung sind wir aber bei einem sehr merkwürdigen Tage angelangt; denn nach uraltem Brauch kommt an ihm die Martinsgans als Festschmaus auf den Tisch. In dieser Sitte pflegt die heutige Volkskunde wiederum, ähnlich wie beim Gründonnerstage, die Reste eines Kultes, einer Kultspeise oder die Überbleibsel eines Opfers zu erblicken. Die Gans war ein dem Donar geheiligter Vogel, wobei es immerhin seltsam ist, daß dieses Opfer ausschließlich im Magen des

Opfernden landete. Später sei dann der heilige Martin an die Stelle des Gottes getreten und so habe sich all das bis auf den heutigen Tag erhalten. Diese Angaben aber sind nur eine hinauschiebende Antwort auf unsere wißbegierige Frage; denn wir möchten doch gern wissen, warum die Gans dem Donar geheiligt war; warum sie also, um nun gleich in der uns vertrauten Form zu reden, in Verbindung mit den Donarkräften heil brachte. Wieder liegen die Dinge ungemein einfach; denn wir erfuhren bereits, daß die Gänse überaus empfindlich gegen die gesteigerten elektrischen Wirkungen sind. Das ist ja auch der Grund, weswegen der Bauer Nesseln als Abschirmmittel ins Nest der Gans legt. Wir haben überdies auch davon gehört, daß die Gänse als Gewitterkünder gelten können, da sie schnatternd hin- und herfliegen, sofern ein Wetter heraufzieht. Damit aber ist schon eigentlich alles gesagt. Wenn uns nämlich die Gans rechtzeitig davon unterrichtet, daß ein Gewitter bevorsteht, so gewinnen wir Zeit, jene zahlreichen Schutzmaßnahmen zu ergreifen, die der Bauer kennt, um den Blitzschlag abzuwehren. Das ist das Heil, das uns die Gans in Verbindung mit den Donarkräften bringt.

Auch in anderer Hinsicht beweist die Gans zumindest in ihrer wilden Form ihre Verbindung mit Donar. Wir könnten vielleicht erwarten, daß sie auch in der freien Natur ihre Empfindlichkeit gegen Reizstreifen und erhöhte elektrische Leitfähigkeit durch die Anlage ihres Nestes kundtut, indem sie ihren Brutplatz auf unbeeinflusste Plätze legt. Das ist aber sehr schwer, da sie fast ausschließlich an krautigen Ufern brütet.

Es bestände nun die Möglichkeit, daß sie sich zur Entstrahlung ihres Nestes, wie das der Bauer tut, der Nessel bedient. Das scheint sie nicht zu tun, sondern sie pflegt auch dann, wenn diese Gewächse nur in der Ferne zu haben sind, mit gleichem Erfolge die Binse zu verwenden. Auch diese wächst nur dort wo die Rute ausschlägt und hat die gleiche Fähigkeit wie die Brennessel. Werden die Binsen aus dem Nest entfernt, so holt die Wildgans unverzüglich neue herbei.

Hier sehen wir nun, wie recht die Fröhen hatten, wenn sie mit dem geflügelten Wort: „Er ist in die Binsen gegangen“, den infolge elbischer Krankheiten erfolgten Tod eines Mitmenschen umschrieben.

Da aus unserer wilden Graugans unsere heutige Hausgans hervorgegangen ist, so dürften auch die Beobachtungen unserer Vorfäter zunächst an der Wildgans vorgenommen worden sein. Was für sie galt, ist heute noch für die Hausgans zutreffend.

Mit dem Einbruch des um Mitte November beginnenden Vorwinters pflegen nun die Gewitter aufgehört zu haben. Bis auf das Zuchtpaar sind die übrigen Gänse jetzt gerade reif dazu, in den Kochtopf oder die Räucherammer zu wandern. Der erste zarte Gänsebraten kommt darum an einem Tage auf den Tisch, der ehedem sich ganz gewiß dadurch auszeichnete, daß er frei von besonders starken kosmischen Anwirkungen war und vor der

Weiterzunahme der um Wintersanfang einsetzenden Sonnenanwirkung ohne Gefahr genossen werden konnte. Dieser Tag ist der 11. Nebelung, der dann später dem heiligen Martin zugeordnet wurde.

Auch im braucherankerten Gänsebraten wird also weisheitsvolles Tun sichtbar. Der Martinstag ist darum auch sonst noch wichtig:

Wenn das Laub von Bäumen und Reben vor Martini nicht abfällt /
So kommt ein kalter Winter. — ferner:

Tummeln sich noch die Haselmäuse /
Ist es noch weit mit des Winters Eise.

Überdies steht uns eine Regel zur Verfügung, die uns erlaubt, schon im Voraus das Wetter des Martinstages zu erkennen:

Bringt Allerheiligen (1. 11.) einen Winter /
So bringt Martini einen Sommer. —

Regen auf Allerheiligen deutet auf einen strengen Winter.

Wenn die Martinsgans auf dem Eise steht /
Christkindchen im Dreche geht.

An Martini Sonnenschein /
Tritt ein kalter Winter ein.

Wenn um Martini Nebel sind /
So wird der Winter meist gelind;

Wenns auf Martini regnen tut /
Das ist den Saaten niemals gut.

Gibt es vor Sankt Martin starken Frost /
Dann wird der Winter gelind.

Wolken am Martinstag /
Der Winter unbeständig werden mag.

Andere wichtige Regeln für diese Zeit sind:

Halten Birk' und Weid' ihr Wipfellaub lange /
Ist zeit'ger Winter und gut Frühjahr im Gange.

Ein Herbst / der warm und klar /
Ist gut fürs nächste Jahr.

In vielen Herbstnebeln seh' /
Ein Zeichen von viel Winterschnee.

Jetzt nun im Nebelung ist es Zeit, sich ein weiteres treffliches Hilfsmittel zu besorgen, das ruhigen und tiefen Schlaf vermittelt. Achtlos sind

wir an ihm vorübergegangen. Nur der Naturfreund ist auf seinen Wanderungen stillgestanden, wenn er zu den wilden Rosen kam und dort eine jener seltsamen Gallen erblickte, die in ihrem moosartig behaarten Äußeren an sich schon reizvolle Gebilde sind. Der Bauer nennt sie mit Recht Schlafkunze und die Bäuerin wird ihrem Säugling, wenn er besonders unruhig ist oder gar an Krampfzuständen leidet, gern eine solche Wildrosengalle in die Wiege legen. Das ist kein finsterner Aberglaube; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß mit Hilfe dieser schlichten Maßnahme die Kleinsten ruhig und gesund werden und die Erwachsenen tief und traumlos schlafen.

Jeder hat überdies Gelegenheit, all das nachzuprüfen. Er vermag damit auch eine Erscheinung zu beseitigen, die gar nicht so selten ist. Treten nämlich während der Bettruhe Fußkrämpfe auf, so sind sie in den weitaus meisten Fällen darauf zurückzuführen, daß das untere Bettende von einem Reizstreifen beeinflusst wird. Legen wir dorthin einen Schlafkuz, so wird das Übel verschwinden. Sollte es von neuem auftreten, so ist das ein Zeichen dafür, daß wir eine neue Galle schneiden müssen.

Es bedarf hier keines Wortes darüber mehr, daß wir in diesen Wucherungen der Wildrosen wiederum ein Entstrahlungsmittel vor uns haben, das keineswegs der einzige Teil der Hagrosen ist, der diese Eigenschaft besitzt. Die zahlreichen Bräuche, die sich nämlich an die Rosenfrüchte, die Hagebutten, knüpfen und die sich besonders um die alte Weihnachtsnacht, um die Mutter-, um die heilige Nacht ranken, sind nichts anderes als Gesundheits-, als Vorbeugemaßnahmen gegen die nach der Winter Sonnenwende am 22. Dezember einsetzenden stark gesteigerten kosmischen Anwirkungen. Hoch gegessene Hagebutten oder irgendwie zubereitete sind also auch hier wieder alles andere, als die Reste einer Kultspeise. Noch heute würden sie ihren Zweck trefflich erfüllen, dann, wenn die Früchte, wie der alte Brauch vorschreibt, erst am heiligen Abend in den ersten Nachtstunden, also nach Sonnenuntergang, gepflückt werden, weil sie erst dann mit der nun einsetzenden stärkeren Anwirkung besonders wirksame Abwehrkräfte besitzen.

Alle diese Speisen aber dürfen nie in Metalltöpfen zubereitet und nicht mit stählernen Geräten in Verbindung gebracht werden. Sie sind ausschließlich in Tongefäßen zuzubereiten und mit silbernen, hölzernen oder beinernem Besteck zu essen.

In jedem Monat gewahren wir also sinnvolle und zweckmäßige Maßnahmen, die dem allgemeinen Wohle dienen; die immer darauf gerichtet sind, den Gleichklang zwischen Leben und kosmischer Umwelt zu erhalten. In jedem Monat auch entdecken wir wichtige Taggruppen, die in der gleichen Richtung erlauben, uns vor unnötigen Widerständen oder Reibungen zu bewahren. Da behauptet etwa eine Regel vom 25. Nebelung, dem Katharinentag:

Schafft Katharina vor Frost sich Schutz /
So wadet man lange draußen im Schmutz.

Wie's um Katharina / trüb oder rein /
So wird auch der nächste Hornung sein.

Wichtig noch ist der 30. Nebelung, der Andreastag:

Der Andreasschnee bleibt hundert Tage liegen und erstickt das Getreide.

Sehr hübsche Beobachtungen kann der Naturfreund an Forellengewässern machen. Hier heißt es die Laichplätze aufzuspüren. Diese finden sich um Ende November unter gewöhnlichen Verhältnissen in etwa einem halben Meter Wassertiefe. Da aber niederschlagsarme Winter die Gefährdung einer Austrocknung und damit die Vernichtung der Brut zur Folge haben müßten, so handelt die Forelle, als wüßte sie in dieser Frage Bescheid. Mit Recht ist also der Bauer der Ansicht, daß die Forellen, sofern sie in tieferem Wasser laichen, nur geringe vorwinterliche Niederschläge ankündigen. Hierbei ist wichtig, daß wir uns nochmals die ländliche Unterscheidung zwischen dem etwa am 14. November einsetzenden Vorwinter und den erst um Mitte Februar beginnenden härteren Nachwinter ins Gedächtnis rufen. Die Folgerungen, welche die Laichplätze der Forellen zu ziehen erlauben, haben also nur für den Vorwinter Bedeutung, da später die jungen Fische hinreichend beweglich sind, um den Gefahren niederen Wasserstandes zu entgehen.

Während des Novembers hört nun gemeinhin alle bäuerliche Feldarbeit auf. Regeln und Bräuche, die uns bis zum Jahresluß begegnen, sind darum so gut wie frei von kurzfristigen, die Landwirtschaft angehenden Ratschlägen. Mit dem Nebelung schließt das Jahr der Acker sorgen. Wer die Bauernregeln kennt, wer sie sinngemäß anzuwenden vermochte, wird sich manche Enttäuschung erspart haben. Die Regeln allein aber tun es nicht. Darum mag sich mancher mit jenem Bauer trösten, der zwar alle Regeln brav befolgte, dennoch aber vor sehr harter Ernte stand. Über die felddreiten hinüber rief ihm da sein Nachbar zu: „Hier helpt kein Wistum, hier helpt kein Böen (Beten), hier mot Meß (Mist) hen!“

Dann mag der Acker ruhen, mag sich das Leben in ihm vorbereiten, während die schütende Schneedecke über ihn gebreitet ist; denn der Vorwinter hat eingesetzt, die Zeit der Stillen Wochen.

Weit müssen wir zurückgehen, um den eigentlichen Sinn zu erfassen, der gerade die Zeit vor der frohen, lichterglänzenden Weihenacht zu der „stillen“ stempelte.

Während im Alltagsleben kaum noch eine Erinnerung an diese Spanne der schlafenden Natur wach ist, blieb im kirchlichen Brauch ein Rest frühzeitiger Gepflogenheiten erhalten. In gar mancher Gegend werden auch heute noch in den Stillen Wochen keine Ehen geschlossen, weil die Priester

erklären, es zieme sich nicht, unmittelbar vor der heiligen Nacht Freuden-
feste zu feiern.

Wer aber mit offenem Sinn draußen der Natur folgt, wer noch ein
Auge hat, auch die feinsten Regungen zu erkennen, die sich im Mienenspiel
der großen Mutter zeigen, der sieht, daß die Stillen Wochen nicht einer
Überlegung kirchlicher Gedankengänge entsprossen, sondern daß hier der
einst naturnah lebende Mensch nichts anderes tat, als auf die Stimme
zu hören, der er gehorchen muß, wenn er mit Welt um Umwelt in Gleich-
klang leben und nur das tun will, was ihm und dem Ganzen zum
Besten gereicht.

Wollen wir den Sinn der Stillen Wochen erfassen, dann müssen wir
uns vergegenwärtigen, daß mit dem zweiundzwanzigsten Dezember das
kosmische Jahr, das Sonnenjahr, zu Ende geht. An diesem Tage hat unser
Mittengestirn seinen tiefsten Punkt am Himmel erreicht, um von nun ab
wieder emporzusteigen. Mit diesem Aufstieg strömt auch neue Kraft in alles
Leben. Während der vorangegangenen Stillen Wochen, den letzten Wochen
des Sonnenjahres, hat die Natur draußen ein merkwürdiges Gesicht be-
kommen. Regungslos greifen die kahlen Äste fast leblos in die graue De-
zemberluft. Das Wasser der Bäche ist durchsichtig und klar, und wer genau
zu schauen versteht, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß auch in
ihm die Leblosigkeit zum Ausdruck kommt.

Mit dem Tiefstand der Sonne geht nun auch ein natürlicher Tiefstand
des Lebensgefühls einher. Selbst der stärkste Trieb, die Liebessehnsucht,
klingt ab; es ist die einzige Spanne des Jahres, da draußen zwischen
Äckern und Wäldern die Sehnsucht schläft. Nicht aber nur dort; auch bei
den natürlich lebenden Menschen schleicht Müdigkeit sich ein. Das alles
ist selbstverständlich nach dem, was wir von den Frühlingswochen hörten,
während denen die nun wieder höhere Sonne (Tafel VI) das Leben
prägend beeinflusst. Umgekehrt wirkt sich ihre mangelnde Wirkung in
den stillen Wochen als Mattigkeit, oft sogar als Niedergeschlagenheit, im
Bereiche der ganzen nördlichen Natur aber als Minderung der Lebens-
kräfte aus.

Nun scheint aber hier ein Widerspruch zu bestehen; denn aus der
Kurve der jährlichen kosmischen Anwirkungen (Abb. 25) erkennen wir,
daß gerade in der Winterszeit diese ungeheuer gesteigert erscheint. Das
Gegenteil dessen mußte also erwartet werden, was wir eben behaupteten.
Doch es scheint nur so, wie uns Abbildung 13 lehrt, die uns zeigt, daß
zwischen dem Zustrom der wetterbeeinflussenden (Abb. 25) und der bio-
logisch wirksamen Kräfte eben jener Unterschied besteht, den wir bei der
frühlinglichen Prägung des Lebens erörterten und der vom Stande der
Sonne über dem Horizont abhängig ist.

Auch hier also vollbringt die Natur mit Hilfe ein und derselben Ur-
sache sehr unterschiedliche Wirkungen. Sie erreicht auch in diesem Falle

einen harmonischen Ausgleich. Die wetterbeeinflussenden Kräfte nehmen
zwar zu, aber die lebensfördernden werden durch den Tiefstand der
Sonne stark vermindert.

Wir haben zwar bisher besonders die schädliche Seite der kosmischen
Anwirkungen betrachtet. Aber dies nur deswegen, weil über die förder-
lichen so wie so nie ein Zweifel bestand.

Jetzt aber spielt das Nachlassen der günstigen eine Rolle; denn jetzt
während der Wochen vor Weihnachten, wie schon betont wurde, als der
einzigsten Zeit des ganzen Sonnenjahres, schläft draußen
in Wald und Feld, in Wiese, Moor und Heide, schläft selbst in Bach, Fluß
und Weiher das gesamte Liebesleben. Niemals sonst finden wir diese
Ruhe, dieses Schweigen. Nicht Nebel, Frost, Schnee oder Eis sind es, die
hier wirken, wie uns der viel härtere, aber schon liebesfrohe Nachwinter
im Februar lehrt, es sind die kosmischen Gewalten, die jetzt Ruhe über
die Lande breiten. Kosmische Gewalten sind es also auch, die jene kraft-
erme Stimmung über die Menschen werfen, die alle natürlich Lebenden
anspringt.

Nicht umsonst haben unsere Ahnen diese Spanne also als die Zeit der
Stillen Wochen bezeichnet. Nicht umsonst hat ihr Brauchtum, das immer
und immer wieder nur ein Hilfsmittel war, richtig zu leben und richtig
zu arbeiten, die nötigen Folgerungen aus dem Gang der Natur gezogen,
wie uns das die heute noch lebende Sitte beweist, vor Weihnachten während
der Stillen Wochen keine Ehen zu schließen. Heute mit einem Glaubens-
mäntelchen umhüllt, hat dieser Brauch uns folgendes zu sagen: Auch im
Reiche des natürlich lebenden bäuerlichen Menschen schlummert jetzt alle
Liebessehnsucht. Es schien darum nicht naturgemäß, jetzt den Bund fürs
Leben einzugehen, da der edelste Zweck der Ehe, nämlich eine baldige und
gesunde Nachkommenschaft zu erzielen, gerade während der Stillen
Wochen nicht mit voller Sicherheit zu erreichen war. Aber noch ein weit
höherer Gesichtspunkt entschied hier. Nichtsches berühmtes Wort „Nicht
fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf“, gibt uns den Schlüssel. Nicht
auf bloße Nachkommenschaft kam es den Ahnen an, sondern auf Kinder,
die in sich die höchsten Möglichkeiten beider Eltern, Kinder, die
stärkste Lebenskraft besaßen. Diese ihnen zu vermitteln, konnte
die lebensschwächste Zeit des Jahres kaum geeignet sein. Still sollten und
mußten die Stillen Wochen bleiben. Das ist ein mahrender Ruf, der aus
nebelverhangenen Novembertagen mit urweltlicher Kraft als eine ewige
Weisheit in den neuen Garten der Deutschen Ehe hineinklingt: Achtet der
Stillen Wochen! —

Welch rührendes und edles Empfinden, welche feine Anpassungsfähig-
keit an den Gang des Alls spricht aus diesem Brauche, der uralte zu sein
scheint. Das ist das Geheimnis der Stillen Wochen. Sie umgreifen eine
seltsame Zeit, in die gar manche Sitte fällt, die heute noch lebt, verbrämt

und verschleiert und darum in ihrem Wesen nicht mehr verstanden wurde, obwohl es sich um Bräuche von tiefster sinnbildlicher Bedeutung handelt.

Da ist etwa der 6. Julmond, der Nikolaustag, an dessen Vorabend Nikolaus, der Knecht Rupprecht, zu den Kindern kommt.

Wieder ist hier eine Heiligenlegende um die urchümliche Gestalt gewoben, die gewiß schon vor vielen Jahretausenden um die Wintersonnenwendzeit die Sprößlinge der Ähnen besuchte. Noch heute aber tritt Nikolaus als alter Mann in dicken Pelz gehüllt auf und trägt neben der Birkenrute auch noch einen Sack bei sich, in dem seine Geschenke, vor allem Äpfel und Nüsse geborgen sind. Die Meinung, es sei selbstverständlich, daß diese beiden als Dauerwaren bekannten Früchte gerade in der fruchtarmen Zeit eine Rolle spielen müßten, entspringt völlig äußerlichem Denken. Es ist vielmehr notwendig, uns an die Sitte unserer Vorfäter zu erinnern, in Nüssen und Äpfeln Sinnbilder zu sehen. Der Apfel galt ihnen als das Symbol der aufsteigenden Sonne, des zunehmenden Lichtes; die Nuß aber als Sinnzeichen der Fruchtbarkeit. Viele Nüsse sind immer, wie wir wissen, nicht nur Begleiterscheinungen einer reichen Ernte, sondern auch einer gesteigerten Geburtenzahl. Beide, Äpfel und Nüsse, gehören also gornicht zum Anfang des Dezembers, sondern zur Wintersonnenwende, aus dem unser Weihnachtsfest entstand^{*)}. Jetzt aber bekommt die Gestalt Knecht Rupprechts mit dem langen, weißen Bart sofort einen Sinn. Rupprecht oder Nikolaus oder wie er sonst heißen mag, ist nichts and. es, als das verpersönlichte alte Jahr, das zur Rüste geht. So wie die Sonne zur Wendezeit in sich bereits den kommenden Frühling und den Sommer trägt, so trägt der Weihnachtsmann in seinem Sack Licht und Leben des bevorstehenden Jahres, Sonne und Fruchtbarkeit und strahlende Jugend und sehnsüchtige Liebe; er versinnlicht das Sterben, Sein und Werden, die ewige Wiederkehr. Der Ur-Nikolaus ist also das sinnvollste Verbindungsglied zwischen sterbendem alten und wachwerdendem neuen Jahr. Er ist der eigentliche Weihnachtsmann, der urchümliche deutsche Gabenspende; denn Nüsse und Äpfel waren schon in frühesten Zeiten symbolische Spenden der Mutternacht, der Nacht, in der das neue, das Sonnenjahr geboren wurde, das aus der Tiefe des Wendetages emporstieg.

Erst die Kalenderreformen, das Verständnislose, das Entwurzelte, haben es mit sich gebracht, diesen Weihnachtsbrauch mit der Verlegung der Tage auch sinnlos vorzuperlegen. Das dies so ist, beweist uns nicht nur der bis zur Mitte des neunzehnten Jahrh. underts im urchatholischen schwäbischen Oberland gültig gewesene Brauch, am 5. Dezember, und nicht am Heiligen Abend, die Großbescherung vorzunehmen, die eben am ursprünglichen Weihnachtsmann hing, sondern vor allem die bisher ganz unbeachtete Rute.

^{*)} Näheres siehe: Hanns Gijßer „Der Herrgoltswinkel“; Verlag Dr. Hermann Eichenhagen, Breslau.

Sie wurde für ein Züchtigungsmittel gehalten, während sie in Wahrheit, wie wir schon früher sahen, ein Heilmittel ist und sich als „Lebensrute“ bis zum heutigen Tage erhalten hat. Bezeichnend ist, und für unsere Ableitungen beweisend, daß sie nur in der Zeit der aufsteigenden Sonne ausgiebige Verwendung findet. Die Rute des Nikolaus kann also nicht mit dem 6. Dezember zusammenstimmen, wohl aber mit dem Tage der Sonnenwende, vor dessen Anbruch ihre Verwendung deswegen lebenswichtig war, weil schon am 24. die erste leise Zunahme der kosmischen Anwirkung einsetzte, die mit dem 25. zu voller merkbarer Höhe ansteigt.

Als dann der künstliche 1. Januar zum Jahresbeginn gemacht wurde, verschob die entwurzelte Priesterchaft sinngemäß den Rutenbrauch auf den 28. heutigen Julmond und legte auf diesen Tag das Kinderfiheln, den Kindertag. Hier schlugen sich dann die Kleinen gegenseitig mit Ruten. Trotzdem hat man der urchümlichen Gestalt des Knechtes Rupprechts die Rute belassen. Völlig unnatürlich ist aber der Glaube, er trüge die Birkenreife deswegen, um ungezogene Kinder zu züchtigen. Es muß darum wiederholt werden, daß das Streicheln, fiheln oder Schlagen nur den Zweck hat, dem aufgeladenen Körper rechtzeitig von der winterlich bedingten schädigenden „Ladung“ zu befreien, ehe ein weiterer nun durch die kosmischen Verhältnisse (schnell zunehmender Sonnen-Einfluß zu Erkrankungen führt. Wirksam aber wird die Rute erst beim schnellen Schlagen oder dann, wenn sie in lodzeter Besenform Verwendung findet. Sie vertritt hier das, was unsere heutige Heilkunde durch Vibrations- und andere Massage zu erzielen strebt. Sie leistet dabei aber mehr als die mechanische Massage unserer Tage und ist insofern auch zuverlässiger, als der massierende Mensch, auf dessen Persönlichkeit es, wie jeder erfahrene Arzt bestätigen wird, in hohem Maße ankommt. Die grüne, frische Rute aber bleibt sich immer gleich und wird auch in Zukunft wieder als ein treffliches Mittel zur Erhaltung der Gesundheit anerkannt werden. Jedenfalls ist bezeichnend, daß neben der Birke, die übrigens am Barbaratage geschnitten und wie die Barbarazweiglein getrieben wurde, um dann zum fiheln verwendet zu werden, zu anderen Zeiten im Ring des Jahres Nessel, Wacholder, Faulbaum, Vogelbeere, Weide, Buchbaum, Hasel, Mistel, Kornelkirsche, Rosmarin, Stechpalme, Pimpernuß und auch Fichte zur Benutzung kamen. Das alles sind aber ausnahmslos Gewächse, die entstrahlende Wirkungen haben.

Fraglos ist übrigens der tiefere Sinn der Lebensrute, die keineswegs nur bei Kindern, sondern dauernd auch bei älteren Personen angewendet wurde, der, den Erwachsenen nur in „gesundem“ Zustand zur Fortpflanzung schreiten zu lassen. Da nun nach der Wintersonnenwende die Liebessehnsucht von neuem einsetzt, fand alljährlich in den Rauhnächten auch das fiheln der Erwachsenen statt.

Neben dieser Gesundheitsmaßnahme gibt es aber noch Bräuche, die erst vor wenigen Jahrzehnten auf kirchliche Anordnung hin verboten

wurden und von denen hier nur der Kindertanz am Nikolaustag um den Altar erwähnt sei, der, von einer „Braut“ und von einem „Bräutigam“ geführt wurde. Der Tanz aber war nicht etwa auf den Nikolaustag, ursprünglich mit/in auf den 24. Julmond beschränkt, sondern wir finden ihn bei allen großen Festzeiten der Ahnen wieder. Alle feiertage waren vom Tanz begleitet. Niemand zweifelt daran, daß er einst eine Kulteintichtung war. Aber niemand hat die eigentlichen Ursachen entdeckt, die als erlebnisstarke Erkenntnis erst zu dieser Kulthandlung führt. Auf die lebensstarke Erkenntnis aber kommt es an; denn nichts ist im Kult, das als Urkeim sich nicht erst im profanen Alltag bewährt und im Weistum heimstatt gefunden hätte.

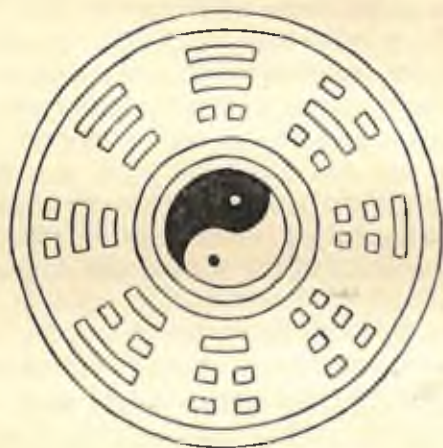


Abb. 19.

Chinesische Monade als sinnvolles Zeichen für den Grundbau des Kosmos und des Lebens, gleichzeitig aber Sinnbild des Tanzes.

So auch der Tanz. Niemanden aber wird es geben, der sofort die engen und tief religiösen Bindungen zu durchschauen vermag, die den Tanz zur lebendigen Ausdrucksform dessen machen, was die chinesische Monade in scheinbar unlebendiger Form darstellt. Ihrer beider Sinn, deren keiner bisher enträtselt wurde, soll hier aufgezeigt werden (Abb. 19).

Jedem von uns ist wohl bei der Betrachtung chinesischer Kunst- oder Kulturwerke jene seltsame aus zwei aneinandergelegten Kometen bestehende Monade aufgefallen, ohne daß er ahnte, in wie enger Beziehung dieses merkwürdige Gebilde zur Grundvoraussetzung des deutschen Weltbildes und damit auch der Weltelehre steht, und welche Möglichkeiten es in sich schließt, die weltanschaulichen Folgerungen in Hinblick auf den Mutterboden aller Kultur zu ziehen.

Auf die Monade war ich aufmerksam geworden, weniger wegen ihrer eigenartigen Gestaltung als vielmehr wegen ihres scheinbaren Beiwerkes,

jener pa-kua, als einer merkwürdigen Anordnung ganzer und geteilter Striche (Abb. 19), die sich nicht nur in diesem chinesischen, dabei uralten Sinnzeichen finden, sondern in vereinfachter Form neben einer etwas abweichenden Monade auch auf der Flagge Koreas in hier allerdings nur vier Auswahlformen zu erkennen sind.

Das ist an sich schon bedeutsam; denn vermutlich ist die Geschichte Koreas älter als die Chinas, zumindest hat sie ihren Höhenweg in kultureller Hinsicht bis zur Vernichtung oder bis zur starken Beeinträchtigung durch die zur Zivilisation abgefunkenen Japaner verfolgt, ein Vorgang, der sich vor erst dreißig Jahren abzuspielden begann, ohne daß der gebildete Europäer eine Ahnung davon hatte, was hier im fernen Osten aus wirtschaftlichen Gründen an kulturellen Werten zertrümmert wurde.



Abb. 20.

Koreanische Flagge (nach Kaiser Wilhelm II).

Die koreanische Weltanschauung, bei uns so gut wie unbekannt, ist reine Gotik, dabei von einer zarten Lyrik durchzogen und in allem, wenn wir es so kühl ausdrücken wollen, harmonisch in den kosmischen Rhythmus und Ring eingesenkt.

Das zeigt uns schon die Flagge, denn (Abb. 20) außer der Monade finden sich vier ganz bestimmte, in der chinesischen pa-kua an der gleichen Stelle stehende Strichanordnungen, welche die vier Himmelsrichtungen darstellen.

Unsere Abbildung 20, welche nach dem Buche Kaiser Wilhelms II. „Die chinesische Monade“ wiedergegeben wird, unsere Abbildung stellt aber, weil die Zusammenhänge bisher nicht durchschaut wurden, die Rückseite der Flagge dar, so daß zum Vergleich mit Abbildung 19 das Bild gewissermaßen von der Rückseite betrachtet werden muß. Erst dann fallen die vier Zeichen genau mit der Lage der gleichen Zeichen auf Abb. 20 zusammen.

Schon in meinem Buche „In mondloser Zeit“ hatte ich auf diese koreanischen Himmelsrichtungszeichen hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht, daß genau die gleiche Anordnung im Weltbild der Uroben am

unteren Niger gleichzeitig als Ergebnis der Würfe des Ifo-Orakels gefunden wird, ebenso wie auch die Würfel der Pueblo Indianer in ganz gleicher Anordnung die langen und geteilten Striche zur Bezeichnung der Himmelsrichtungen besitzen. Inzwischen habe ich die abgewandelte Monade auch in Europa und in Mittelamerika gefunden. Diese Nachprüfungen können zunächst unberücksichtigt bleiben, da es uns hier nur um die Sinndeutung des ganzen Gebildes geht.

Es genügen uns zur Nachforschung allein Monade und pa-kua, da alle sonstigen, bisher meist aus China bekannte Zutaten dann von selbst durchschaubar werden.

Schon seit Jahren vermutete ich in der eigenartigen Anordnung der Striche ein kosmisch harmonisches Symbol, ohne jedoch in der Gestaltung des Ganzen gerade das finden zu können, was die Harmonie auszeichnet, nämlich das Vorhandensein eines bewegenden Spannungseffektes, den ich in Anlehnung an die Uhr als „Unruhe“ bezeichnen möchte.

Wir begreifen diese Forderung sofort, wenn wir den Harmoniebegriff wie ich ihn fasse, in Vergleich zum Goldenen Schnitt setzen. Der Goldene Schnitt vermittelt einen vollkommenen Ausgleich, woraus folgt, daß dort, wo die Verhältnisse des Goldenen Schnittes herrschen, keine Bewegung gefunden werden kann, weil es keine Spannungen mehr gibt. Wo aber weder Spannungen noch Bewegungen vorhanden sind, beginnt das Reich des absolut Kalten, Starren, das Reich des Todes und des Toten. Hier herrschen Gesetze, hier ist der Himmel aller Rechenmeister; denn hier geistert die abstrakte Zahl. Hier allein kann man richtig messen und wägen; hier kann man exakt sein. Exaktheit und Totes sind auf ewig unlösbar miteinander verbunden.

Zur Harmonie aber gehört die Fähigkeit des Einschwingen-Könnens, mithin die Bewegung, die wieder nur möglich ist, wenn sich harmonische Spannungsverhältnisse finden, nicht die Spannung als Regent, sondern eine Spannung, die verglichen werden könnte mit den Verhältnissen, die in einer Kugel herrschen, welche mit Hilfe elastischer Bänder im Mittelpunkt eines Reifens festgehalten wird und so, jedem äußeren Einfluß nachgehend, um den Mittelpunkt unaufhörlich schwingt. Mit ihr aber ändern sich gleichzeitig die Verhältnisse in den elastischen Bändern wie auch in den Spannungen des Reifens. Sehen wir nun statt Reifen „Kosmos“ und statt Kugel „Mensch“, so erkennen wir die unaufhörlichen Bewegungen, die zumindest der Lebende machen muß, um sich den natürlichen Notwendigkeiten harmonisch anzuschmiegen. Ein Toter vermag das nicht, sondern wird zu dem Zwecke von der Natur aufgelöst, um in bequemer Weise dem Kosmos und dem Ablauf des Alls wieder eingegliedert zu werden, wieder „bewegt“ zu sein. Würde der Mensch aber die Fähigkeit haben, sich durch starre Bindungen zu verankern, so würde die an sich höhere kosmische Gewalt ihn vernichten, auflösen, weil er „tot“, also schädlich

weil er sich nicht bewegt.

ist. Sie schlägt ihn mit Krankheit, läßt also eine natürliche Auslese stattfinden; denn seine Starrheit ist ein Hemmnis im Ablauf des Alls und darum zu beseitigen. Ein Hemmnis wäre er aber auch, wenn er ganz nach eigenem Belieben handeln würde; immer wieder gäbe es Zusammenstöße, immer wieder Reibungen. Auch hier greift die Natur mit ihrer Auslese ein: Sie vernichtet das Störende.

Weder Starrheit, also Tod, noch selbstwillige Ungebundenheit führen zu Harmonie, sondern allein die nachgiebige, schwingende „Unruhe“, die sich schon dadurch kennzeichnet, daß ihre zahlenmäßige Erfassung in einem quantitativen Wert nicht gelingt. Das besagt: Wenn ich eine harmonische Größe berechnen wollte, so kann ich niemals eine feste Zahl erhalten, niemals etwa 7 oder 13, sondern diese 7 wäre nur ein Anhalt, etwas Schwingendes, das seinerseits wieder eine harmonische Ergänzung bedürfte, die ihrerseits auch eine nur qualitative Zahl wäre. Der Goldene Schnitt als Verkörperung des Toten gibt aber exakte Werte, unbewegliche, starre.

Albert Bestgen hat nun herausgefunden — und die Ahnen vor vielen Jahrtausenden wußten um diese Tatsache! —, daß der harmonische sich vom Werte des Goldenen Schnittes auf der stofflichen Ebene um etwa ein zweiundsiebzigstel unterscheidet, wobei es nach dem eben Gesagten selbstverständlich ist, daß dieses $\frac{1}{72}$ auch nur qualitativ zu werten ist, mithin keine feste Zahl bedeutet, sondern seinerseits wieder eine harmonische Ergänzung von qualitativ $\frac{1}{72}$ benötigt und so fort bis ins Unendliche.

Dort aber herrscht für Menschenbegriffe eben die Harmonie. Will der Mensch sich erfüllen, so muß er sich diesem All und seinen Notwendigkeiten anschmiegen. Ja ihm, dem Kosmos, ist alles dauernd in Fluß, in Bewegung, darum lebt das All ebenso wie Pflanze, Tier, Mensch, Erde, Planeten und Sonnen, jedes in seiner Weise, lebt aber nur aus Gnaden jener Spannung, der sachten „Unruhe“, die aus der Wirkung zweier polarer Gegensätze, hoch oder niedrig, kalt oder warm entstanden ist. Glut und Eis, Mann und Weib, sie sind uns in ihrem Wesen im Rahmen der Weltlehre allzuvertraut, als daß es nötig wäre, die aus ihnen sich ergebenden grundbewegenden natürlichen Spannungen in ihren harmonischen Möglichkeiten näher zu betrachten.

Wir wissen auch, daß unsere germanischen Ahnen die Welt sich ebenfalls aus dem Gegensatz von Glut und Eis, aus dem Männlichen und dem Weiblichen, entstanden dachten. Mehr noch aber! Sie hatten erkannt, daß ihr Leben nur dann ohne störende Reibungen, also „glücklich“ verlaufen konnte, wenn sie sich dem Gang der Welt, den natürlichen Notwendigkeiten anpaßten, wenn sie sich, wie wir jetzt sagen, harmonisch dem Kosmos einschmiegen.

Aus dieser Einstellung zum Weltganzen, zu Gott, erwuchs und konnte allein das erwachsen, was wir Kultur nennen, als die Lebensform, welche die geringsten Reibungen aufweist. Wir könnten die Summe der zulässigen

Reibungen mit der qualitativen zu wertenden Zahl $\frac{1}{72}$ bezeichnen, woraus erhellen würde, daß auch die Lebensform der übermäßigen Spannungen, wie sie unser Zeitalter beherrscht, nicht absolute Spannung ist, sondern als Zivilisation auch $\frac{1}{72}$ Kultur enthält oder gar weiter folgern, daß der natürliche Mann $\frac{1}{72}$ Weibliches, die natürliche Frau $\frac{1}{72}$ Männliches besitzen muß, um harmonisch, um „normal“ zu sein*).

Wer diese Einsicht durchdenkt, wird mühelos viele Rätsel lösen, die der materialistischen Weltanschauung zu klären nie gelingen konnten; er wird in der Lage sein, das ganze Weltgeschehen einschließlich der Tragik aller Menschheitsgeschichte zu beurteilen.

Hier stehen wir in der Tat vor letzten Möglichkeiten, auf die wir aber keineswegs stolz sein dürfen; denn die Monade und die pa-kua verraten uns nämlich, daß alles das bereits zum Weisheitschatz der Ahnen gehörte, eine Tatsache, aus der nebenbei zu erkennen ist, daß es sich hier eben um Weisheit, also um lebenswichtige Werte der Kultur, nicht aber um Philosophie, als der Zusammenleimung menschlicher Klügeleien handelt; dort ist Religion, hier aber nur Konfession.

Nehmen wir uns nun noch einmal die Abbildung 19 vor, so erkennen wir mühelos in der Anordnung der kleinen und großen Striche, also in der pa-kua alle Möglichkeiten der Verhältnisse erschöpft, die im Spannungsraum zwischen zwei Polen, etwa Männlich und Weiblich, denkbar sind. Wir brauchen nur den langen Strich für den Mann, die zwei kurzen für Weib zu setzen. Mit anderen Worten: Wir haben in den acht pa-kua-Teilen alle zwischen männlich und weiblich möglichen Mischungsverhältnisse vor uns.

Das hatte ich seit langem erkannt. Aber dieses Ergebnis besagte nicht sehr viel; denn es war ein rein mathematisches, ein totes Sinnbild, das mir umso rätselhafter blieb, als es mit der Größe des sonstigen Kulturverhältnisses unserer Ahnen in keiner Weise in Einklang gebracht werden konnte.

Erst das Buch Wilhelms II. brachte den Aufschluß und, wie ich glauben möchte, die endgiltige Lösung; denn der Kaiser hat hier in einer sehr anregenden Untersuchung gerade das geklärt, was bisher so gut wie unbeachtet geblieben ist, nämlich den Sinn der Monade, indem er nachzuweisen vermochte, daß wir es hier, ähnlich wie bei der Swastika, mit einem Bewegungssymbol zu tun haben. Mit dieser Einsicht heben wir nun mühelos das ganze Sinnbild, Monade und pa-kua aus den Niederungen des rechnerischen, philosophischen Zivilisationsdenkens auf die Ebene der Kultur, der Weisheit; denn wenn die Monade Bewegung bedeutet — und des Kaisers Folgerungen sind kaum zu bestreiten —, so haben wir hier im Ganzen ein wunderbares, ja ein verblüffendes Symbol der Harmonie vor

*) Dieser Hinweis darf nicht wörtlich genommen werden, da das $\frac{1}{72}$ nur in der stofflichen Ebene Wirkung hat. Die geistigen und die seelischen Ebenen zeigen andere harmonische Werte.

uns: Das Männlich-Weibliche eingespannt in den Ring des ewig beweglichen Weltablaufes. Dies um so deutlicher, als dieses Sinnbild sehr oft noch mit den Tierkreiszeichen umgeben und mit sonstigen kosmischen Zeichen bereichert erscheint.

Den ganzen unerhört tiefen Sinn dieses Harmoniebildes können wir aber erst erfassen, wenn wir uns die Monade drehend denken.

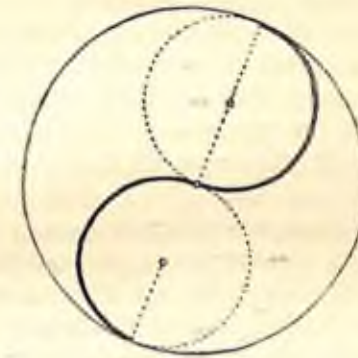


Abb. 21.
Rechnerisches Entstehen der Monade.

Wie sie rein konstruktiv entsteht, zeigt uns Abbildung 21. Stellen wir uns nun diese beiden in Abb. 19 schwarz und weiß gezeichneten Kommata als polare Kraftquellen vor, die sich um den Kreismittelpunkt drehen, um den Mittelpunkt des Kreises, in den sie hineinkonstruiert sind, so müssen, wie wir sofort rein gefühlsmäßig merken, die Wirkungen dieses aus + und — bestehenden Kraftmittelpunktes einen bestimmten Punkt außerhalb des Kreises in einem harmonischen Rhythmus beeinflussen. Dieser Rhythmus muß sich nun aber auf die acht männlich-weiblichen Möglichkeiten derart auswirken, daß auch hier sich alle nur denkbaren Kraft- und Ordnungs-, das heißt Anpassungsverhältnisse zu ergeben haben.

Trotzdem wird man den Gedanken nicht von der Hand weisen können, hier fehle irgendwie das harmonische, nicht faßbare und doch nötige $\frac{1}{72}$.

Schon aber entdecken wir im schwarzen Komma einen weißen, im weißen einen schwarzen Punkt, zwei Punkte zudem, die sehr oft im weißen Teil noch einen schwarzen, im schwarzen noch einen weißen Punkt enthalten.

Jetzt aber male man sich aus, welche Kraftwirkungen von der drehenden derart erweiterten und mit den betreffenden (schwarz + und weiß —) polaren Ladungen versehenen Monade auf die acht pa-kua-Teile ausgeübt werden. Hier scheint in der Tat der Harmoniegedanke in seiner erstaun-

lichen und doch wieder sehr beschränkten Dehnbarkeit in geradezu genialer Form symbolisiert.

Berücksichtigen wir dann noch, daß Monade und pa-kua innerhalb des Tierkreises gestellt sind, so wird uns deutlich, daß hier grundsätzlich einmal der doppelpolige Gegensatz, das Männliche und Weibliche, das Gute und Böse, die positive Ladung und die negative Ladung, daß der Ur-Gegensatz, wie das auch in der Weltelehre der Fall ist, als die Grundvoraussetzung des Weltgeschehens dargestellt erscheint.

Dieses Weltgeschehen ist in seinem ewig anderen und fließenden Gange immer ein Kreisen, immer ein Drehen, das zwar, wie uns Hörbiger erstmals wieder zeigte, eine innerhalb der Planeten sich zu einer Spitze windende Spirale ist, das aber, in die Begriffsmöglichkeiten des Menschen und seine Lebensnotwendigkeiten übersetzt, zu einem Drehen umeinander, **z u e i n e m T a n z w i r d**.

Immer also erlaubt uns das chinesische Symbol, die geheimsten Möglichkeiten zu erschließen, die sich aus zwei Gegensätzen zu ergeben vermögen. Zwei solcher Gegensätze sind nun Mann und Weib. Wollten wir uns ganz allgemein ausdrücken, so könnten wir von dem positiv geladenen Mann und dem negativ geladenen Weib sprechen. Sie beide bilden im kosmischen Sinne einen polaren Gegensatz. Für den Fall nun, daß sie sich umeinander drehen und gewissermaßen als kosmisches Gebilde sich innerhalb des Tierkreises bewegen, müßten sich jene acht Möglichkeiten ergeben, die in der pa-kua unter Berücksichtigung der sich drehenden Monade zum Ausdruck kommen.

Ein solches Drehen findet nun im Tanz statt. Es wird darum unsere Aufgabe sein, den Tanz einmal in seinen Voraussetzungen zu prüfen. Bereits im „Herrgottswinkel“ wurde der Nachweis versucht, daß nichts dort aufhört, wo wir mit unsern groben Sinnen seine stofflichen Grenzen feststellen. Allgemein bekannt ist der Magnet, der je nach seiner Stärke schon weit außerhalb seiner sichtbaren Grenzflächen auf andere Körper anziehend oder abstoßend wirkt. Der Magnet verbreitet also um sich magnetische Kraftlinien, die wir durch Eisenfeilspäne sichtbar machen können. Genau nun so, wie wir es hier mit einem „magnetischen Feld“ zu tun haben, genau so besitzt jeder Körper ein ähnliches „elektrisches Feld“, das aber viel verwickelter ist, weil die Form des Körpers vielgestaltiger erscheint, zudem aber die elektrischen Vorgänge in einzelnen Organen eine biologisch verschieden starke Feldwirkung ausüben können.

Da nun der Mensch einschließlich seines eigenen Kraftfeldes dauernd von den kosmischen und den von diesen ausgelösten Reizstreifenkräften beeinflusst wird, so muß seine Ladung und damit auch sein elektrisches Feld entsprechend beeinflusst und in bezug auf den Menschen zuweilen unnatürlich gestaltet werden. Alles Widernatürliche versucht der Körper aber zu beseitigen. Er tut dies, wie uns genugsam bekannt, auf dem Wege über

die Krankheit. Diese aber zu umgehen, haben unsere Ahnen nichts unversucht gelassen. In den Urweistümern und ihrer praktischen Anwendung fanden sie zahllose Mittel, diese Schädigungen gar nicht erst wirksam werden zu lassen. Vom Verschlucken der ersten Frühlingsblumen über die Gründonnerstag-Speise, das Fasten, die Unruhen, über die Pflanzen des Palm- und des Weihbuschens, also über die Schutz-, Vorbeuge- und Heilkräuter bis zur Lage der Feiertage und bis zur Lebensrate gibt es nichts, das nicht den Zweck hätte, den kosmischen Beeinträchtigungen vorzubeugen.

Es wäre nun eine Frage, ob hier der bei allen Festlichkeiten — alle feste sind ursprünglich auch Gesundheitsmaßnahmen! — geübte Tanz nicht auch ein Mittel zur Erhaltung der Leistungsfähigkeit und des Wohlbefindens sein könnte.

Die Tatsache allein, daß jeder Mensch um sich ein biologisch wirksames elektrisches Kraftfeld verbreitet, ein Kraftfeld, das bei Mann und Weib eine gegensätzliche Polung besitzt, kann nicht bestritten werden. Ein tanzendes Paar, dessen Kraftfelder nicht mehr völlig gesund sind und das sich nicht nur um sich, sondern mit andern Paaren im Kreise dreht, wird also nicht nur von den Mittanzenden und ihren Kraftfeldern, sondern auch von denen der Zuschauer beeinflusst. Die notwendige Folge wird sein, daß vorhandene kranke Kraftfelder in ihren gesunden Zustand zurückgezwungen werden müssen. Es ergeben sich hier feine Unterschiede und Möglichkeiten, die, im einzelnen zu erörtern, an dieser Stelle viel zu weit führen würde. Jedenfalls dürfte niemand bestreiten können, daß der Tanz im freien oder in gut gelüfteten Räumen, der Tanz nach alter Art, nicht aber in seinen entwürzelten Formen, allen Tanzenden Erfrischung und Belebung bringt. Die elektrischen Feldstörungen werden hier in viel schlichterer Form beseitigt als durch die heutigen ärztlichen Maßnahmen auf dem Wege über entsprechende elektrische Behandlungsweise. Wir dürfen nämlich nicht vernachlässigen, daß die sonstige ungemein wichtige körperliche Ausarbeitung durch den Tanz gerade bei den Folgen anzugreifen pflegt, welche durch unsachgemäße Ernährung oder mancherlei andere Sünden wider die Natur verursacht sind.

In überragendem Maße gehört also der Tanz zu den Heilmitteln. Nie wäre er als Tempeltanz oder als sonstiger Kulttanz in die kirchlichen Bräuche übergegangen, hätte er nicht jene Wirkungen, die hier erstmalig wieder erschlossen werden. Dabei bieten sich sofort vielfache Möglichkeiten, ein Werturteil über die unterschiedlichen Formen des Tanzes abzugeben. Hierbei finden wir dann, daß selbst Tänze, wie der Bauchtanz, verblüffende gesundheitliche Voraussetzungen haben.

Das alles ist eigentlich für den nur allzu selbstverständlich, der im Weltbild unserer Ahnen lebt. In ihm ist alles Irdische nur Abbild des Kosmos: Was oben ist, ist unten; was unten ist, ist oben, und das Ganze ist ein großes Gleichnis.

Wären wir mit unseren Anschauungen über den Tanz auf dem rechten Wege, dann müßten wir ein dem Menschentanz völlig Gleiches auch im Kosmos wiederfinden. Es bietet sich uns mühelos dar; denn wenn wir den Tanz der Planeten um die Sonne betrachten, und uns noch dazu des positio geladenen Feineises erinnern, unter dessen Einfluß nicht nur die Erde, sondern auch die tanzenden Paare stehen, so ergibt sich uns das gleiche Bild. Rein formelhaft sind in unseren Abbildungen 22 und 23 unter Weglassung der kleinen Gestirne Merkur und Mond und ohne Berücksichtigung der Feineischwaden, neben der Sonne die drei Wandelsterne Venus, Erde und Mars wiedergegeben. Während das elektrisch-magnetische Kraftfeld der

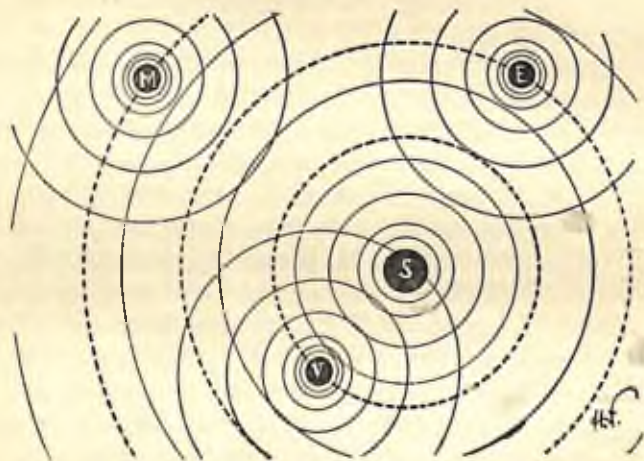


Abb. 22.

Kraftfelder der Gestirne; S = Sonne, V = Venus, E = Erde, M = Mars; alles formelhaft und unmaßgeblich; — — — = Bahnwege der drei Wandelsterne um die Sonne; — = Kraftfelder der Sonne und der Planeten. Nicht meßbare gegenseitige Beeinflussung der Wandelsterne. (Abb. 22 und 23 nur ganz formelhaft.)

Sonne weit über die Marsbahn hinaussteicht, sind die Felder der viel kleineren Planeten sehr erheblich begrenzter. Bei ihrer in Abbildung 22 gezeigten Stellung werden sie zwar alle von der Sonne beeinflusst, greifen aber selbst kaum ineinander über. Ganz anders aber bei Abbildung 23. Dort ist die gegenseitige Planeteneinwirkung augenfällig. fügen wir nun hinzu, daß diese auf die Erde wirkenden Kraftfelder anderer Gestirne in ihrer Stärke gemessen werden können, und vergegenwärtigen wir uns, wie ungeheuer fein der menschliche Körper auf alle derartigen kosmischen Anwirkungen ansprechen muß und anspricht, so kann nur Böswilligkeit die kosmische Abhängigkeit des Lebens auch in dieser Richtung ernstlich bestreiten.

Im Rahmen dieser Betrachtungen dürfen auch die Reizstreifen als solche nicht unbeachtet bleiben. Wenn nämlich die Tanzlustbarkeiten bei den

Ahnen vorwiegend an den Tagen starker kosmischer Anwirkung stattfanden, dann waren hier auch die Reizstreifenkräfte gesteigert. Nun hat sich aber gezeigt, daß auch die heiligen Tanzplätze an Orten angelegt wurden, die von Reizstreifen beeinflusst sind. Deren Wirkung hinsichtlich der durch den Tanz erzielten Gesundung würde uns weitab von dem führen, was für uns hier zu wissen genügt, doch mag gesagt sein, daß es sich hier um etwas ähnliches handelt wie bei der Erhöhung des Schutzstoffes der Pflanzen zu den Mondwechselzeiten.

Immerhin zwingen uns die bisherigen Einsichten dazu, Umschau nach Orten zu halten, die als alte, vermeintlich kultische Tanzplätze der Ahnen gelten müssen. Erfahrungsgemäß haben nun die christlichen Bekehrer jene

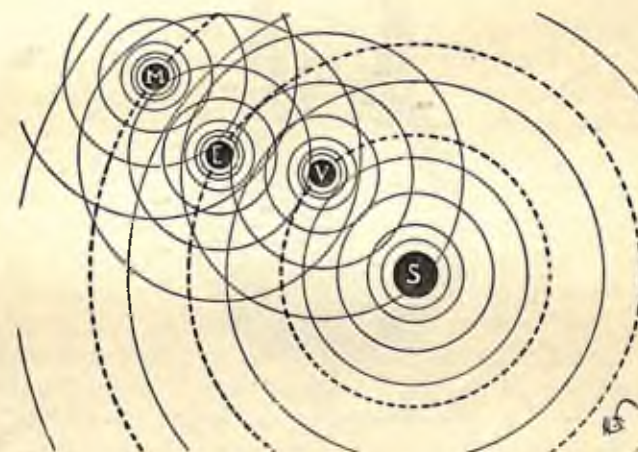


Abb. 23.

Alles wie vorher, jedoch starke gegenseitige Beeinflussung.

dem Volk heiligen, also heilbringenden Plätze dazu verwendet, um hier ihre Kapellen und Kirchen und Klöster zu errichten.

Somit ergab sich eine doppelte Aufgabe für unsere Prüfung. War unsere Ansicht richtig, daß die chinesische Monade ein Urbild des Weltgeschehens, mithin auch ein Sinnbild des Tanzes darstellt, dann müßte noch da und dort eben diese Monade heute noch deswegen auch bei uns gefunden werden, weil das Volksweistum der Chinesen, wie ich in meinem „Dermächtnis“ zu zeigen versuchte, urarischer Herkunft ist. Vor allem galt es also, unter Kirchen und Kapellen Umschau zu halten.

Mühelos fand sich die Monade im Grundriß der Nyllarskirche auf Bornholm. Diese merkwürdige Tatsache schien ein geheimes Fingerzeig des wissenden Baumeisters zu sein: „hier an dieser Stelle war früher ein germanischer heiliger Tanzplatz!“

Jeder, der den hier wiedergegebenen seltsamen Grundriß betrachtet, (Abb. 24), muß sofort über die eigenartige Lage der Tür- und Fensteröffnungen, vor allem aber über die aus zwölf Stufen bestehende Treppe mit den drei Fenstern staunen. Sollte das alles nicht ein Sinnbild der Haupttanzzeiten des Jahres sein?

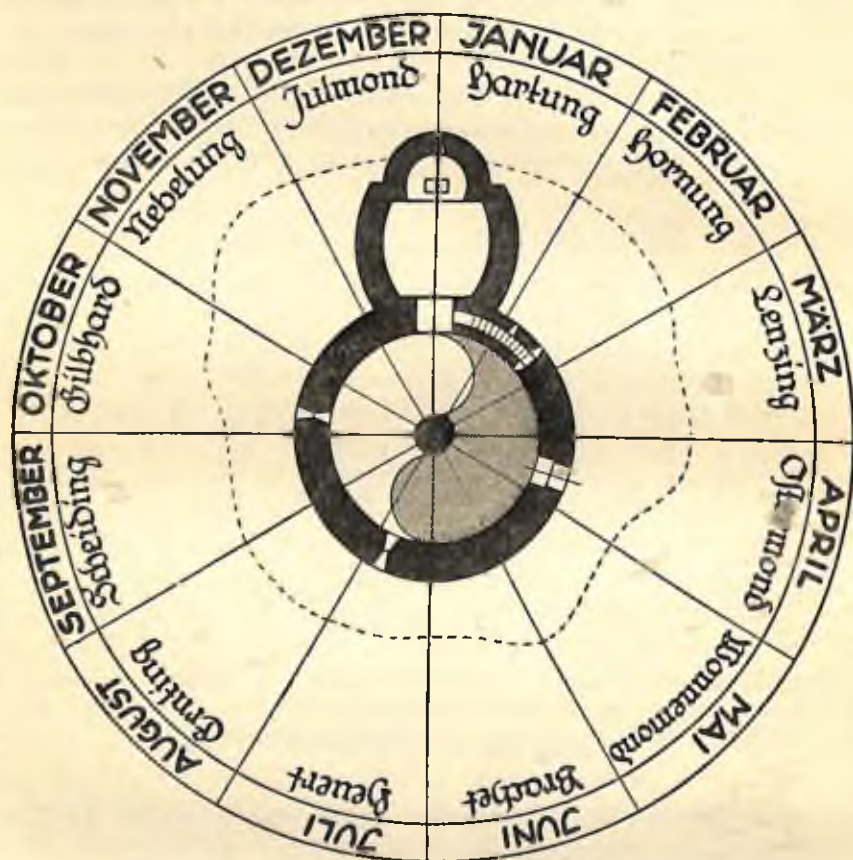


Abb. 24.

Grundriß der Nyllarskirche auf Bornholm. Eine Einmastentirche mit auffallender Monade. Die gestrichelte Kurve, die meist außerhalb des Grundrisses verläuft, stellt den von Hörbiger gefundenen jährlichen Gang der kosmisch elektrischen Anwirkung dar. Je weiter diese Kurve sich vom Mittelpunkt der Nyllarskirche entfernt, umso stärker ist die kosmische Anwirkung, deren Höhe sich in den verschiedenen Seiten des Jahres un schwer aus den eingezeichneten Monatszeiten ablesen läßt. (Nach Untersuchungen des Verfassers ges. von Prof. S. Maier.)

Wäre dem so, dann müßten Einzelheiten des Bauwerkes, also Türen und Fenster derart liegen, daß sie immer auf die jeweils stärksten kosmischen Anwirkungszeiten im Ring des Jahres weisen. Darum teilte ich den ganzen Bau in zwölf, die einzelnen Monate darstellenden Abschnitte

und legte den Januar an den Treppenanfang, der ja mit zwölf Stufen rechts herum verlief, als ob er sagen wollte: hier herum läuft das Zwölfmonatsjahr. Sofort zeigte sich, daß die Treppe in jene „Jahreszeit“ führt, in der das erste große Liebes- und Tanzfest der Ahnen gefeiert wurde, in den Februar, in den Fasching. Auch die andern Fingerzeige stimmten. Sie stehen immer kurz vor gefährlichen Jahreszeiten: Die Tür vor den gesteigerten kosmischen Anwirkungen, die sich in den Eisheiligen zu erkennen geben; das Fenster im Juli vor den starken Hundstagserscheinungen; das Fenster im Oktober vor dem Anstieg zu den winterlichen Beeinflussungen. So finden die alten Sommerfeste im Juli, die Erntedankfeste und Kirchweihfeste im Oktober ihre kosmische Deutung; denn auch diese Feste waren nicht aus Lust an Fröhlichkeiten, sondern aus grundsätzlich nötigen Gesundheitsrücksichten entstanden.

Um ganz sicher zu gehen, wurde nun um die tragende Hauptsäule der Nyllarskirche als Mittelpunkt die von Hanns Hörbiger auf wissenschaftlich-wetterkundlichem Wege gefundene und von uns in der Betrachtung über den Februar bereits ausführlich behandelte Kurve der kosmischen und biologisch wirksamen Einflüsse durch das Feineis während eines Normaljahres gelegt. Das sich so ergebende Bild sagt alles. Jedes Wort wäre überflüssig, das verwendet werden würde, um die verblüffende Übereinstimmung noch weiter zu erhärten. Trotzdem ist es gut, noch einen weiteren Beweis heranzuziehen, die Kurve der jährlichen Verstöße gegen die Strafgesetze (Abb. 10). Sie erlaubt uns, in ganz der gleichen Weise die Hauptfestzeiten abzulesen, weil diese mit Tagen zusammenfallen müssen, an denen wiederum eine gesteigerte Erregung und ein Mangel an Selbstbeherrschung zu einer Erhöhung der Zahl krimineller Verstöße führen.

Wir können also kaum mehr daran zweifeln, daß der Tanz als solcher ein Urheilmittel ist, und wir begreifen in diesem Zusammenhange auch sofort, warum die Menschheit zu gewissen Zeiten von einer wahren Tanzwut, von sogenannten Tanzepidemien heimgesucht wurde. Immer treten diese Erscheinungen dann auf, wenn nach besonders wirksamen Jahren einer gesteigerten Sonnenbeeinflussung das allgemeine Gefühl dazu drängt, mit Hilfe des Tanzes entstandene Schädigungen zu beseitigen.

Auch hier greift eines ins andere, und wenn wir unsere Aufmerksamkeit weiter auf scheinbare Nebendinge richten, so gewahren wir, daß ursprünglich zum Tanz noch zwei andere Dinge gehörten: Gesang und Tracht.

Beide haben eine viel tiefgründigere Bedeutung als unsere Zeit zu erblicken vermag.

Daß vom Gesang auf den Menschen seelische Wirkungen ausgeübt werden, ist jedem vertraut. Man spricht von psychologischen Wirkungen und vermeint wunder wie tief zu blicken. Trotzdem bleibt man an der Oberfläche, wie jedes Wissen zweiten Grades, also alle Naturwissenschaft unserer Tage in allen Lebensdingen oberflächlich sein muß.

Gefang ist nämlich keineswegs nur ein durch das Ohr stimmungsmäßig auf die „Seele“ wirkendes Tongefolge, sondern eine tiefgreifende Harmonisierung des eigenen und der Schwingungen (Strahlen!) des lauschenden Hörpers.

Gefang kann das sein. Und er wird es immer dort sein, wo er auf einen entsprechenden Empfänger trifft.

So wenig wir daran zweifeln können, daß der eigentümliche und uns nur bedingt ansprechende Gefang etwa des Inders dem Inder zusagt, so wenig der uns abstoßende Gefang des Japaners dem Bewohner des Reiches der aufgehenden Sonne anders als schön berührt, so wenig dürfen wir übersehen, daß auch im engen Kreis der deutschen Heimat ein bestimmter Gefang nicht auf alle Deutschen den gleichen Eindruck macht.

Die Tanzlieder des Äplers oder des Schlesiens klingen den Menschen von der deutschen Meeresküste zu gefühlvoll, und wenn er sie singt, jagt er sie herunter aus Sorge, etwas zu geben, das seiner Natur nicht entspricht. Genau das gleiche ist es bei ihm. Seine Gefänge, die in seinem Landstrich die Herzen im Tiefsten rühren, sind für den Süddeutschen kühl und sprechen ihn nicht voll an.

Volkslieder, die beim Tanze gesungen werden, vermögen also nur für den die nötige harmonische Rhythmisierung des ganzen Menschen hervorzubringen, aus dessen rassistischer Eigenart sie hervorgingen. In Verbindung mit dem Tanz sind darum Volkslied, Jodler, Jaudzer und nur ähnliche Tonharmonien nichts anderes als wohlherprobte ertümliche Heilmittel.

Jeder wirklich Hörende singt innerlich mit, wie eine Saite, die ein betreffender Ton zum Mitschwingen bringt. Das Tiefste dieser „magischen“ Wirkung muß jeder fühlen. Worte würden nur verschleiern. Aber ein Abendlied, das über die ährenschweren Äcker in die Dorfstille klingt, weiß mehr von alledem zu erzählen, was hier gemeint ist.

Auch die Tracht ist unentbehrlich zum Tanz, zum ertümlichen Tanz. Sie ist lebendiger Ausdruck von Landschaft und Rasse und sie trägt in ihren Urformen gar manches an sich, über dessen gesundheitsfördernde Wirkung jeder sofort Ausschluß erhält, der sie in Verbindung mit dem Blut und dem Boden bringt, auf dem sie wuchs. Erst in seiner Tracht ist der Mensch frei von dem hemmenden und beengenden Zwange einer „Kleidung“. Es muß dabei beachtet werden, daß vieles, was heute als Tracht gilt, nur Kleidung ist. Am reinsten erhielt sich die Tracht in den Alpenländern. Hier kann man lernen, was Umwelt und Blut trachtenmäßig zum Ausdruck bringen. Die Tracht hat sehr geheime Ahnen und vieles an ihr ist heilendes Brauchtum. Man denke nur an die Hüftwulste der aargauischen Frauentrachten. In ihnen etwa ein betontes Geschlechtsmerkmal sehen zu wollen, ist einer jener Irrtümer, denen wir so oft begegnen.

Beachten wir dagegen den Stoff, der zur Polsterung des Hüftwulstes verwendet wird, die Gundelrebe, den Sundermann, so müssen wir zumindest

aufmerksam werden; denn die Frage liegt nahe, warum nicht die üblichen und viel leichter erreichbaren Polstermittel benutzt werden.

Nun ist die Gundelrebe aber ein wichtiges Brauchgewächs, das im Weiblichen enthalten ist und nach dem Urteil der Alten gegen jeden Milchzauber wirkt. Milchzauber aber wird das Versiegen der Säuglingsnahrung bei Mensch und Tier genannt und wir wissen, daß dieses vorzeitige Nachlassen der Drüsenabscheidung besonders dort beobachtet wird, wo das mütterliche Wesen der Einwirkung rutenbewegender Kräfte ausgesetzt ist.

Wer also über Trachten und besonders über Trachten beim Tanz urteilen will, darf an derartig entscheidenden Tatsachen nicht vorbeigehen.

Tanz, Gesang und Tracht zeigen also enge Verbindung und so viele im eigentlichen Wesen gleichgerichtete Aufgaben, daß sie nur als verschiedene Formen einer ursprünglich umfassenden Kenntnis begriffen werden können.

Gewiß sind Tanz und Tracht und Gesang weitgehend dem Alltagsaberglauben entückt geblieben; daß sie aber Volksweistümer waren und sind und bleiben werden, obwohl sie im tiefsten Wesen bisher nur halb verstanden zu Dingen der Alltäglichkeit wurden, zeigt uns von neuem, wie weit unsere Zivilisation sich von wahrer Kultur getrennt hat.

Alles Volksweistum war einst Heilwissen, religiöses Wissen. Es ist ein Wissen ersten Grades; es ist Weistum. Es ist Stab und Stütze des Menschen, der heiter und beschwingt, stolz und ehrfürchtig, treu und kraftvoll durch den Ring des Jahres schreitet. Tag um Tag ist es in und um ihn; Hand in Hand mit dem Gang der Welt, dem Odem Gottes. Von der Stunde an, da die Sonne sich wieder hebt, in der alten heiligen Mutter-Nacht, da neues Leben keimt, bis zu der Stunde, da das Taggestirn an seinem tiefsten Punkte, dem Ur, angekommen ist, aus dem es wieder emporzieht, ein ewiger Kreis, dessen Erlebnis zu den ewigen Wahrheiten führte, die, im Aberglauben verschlossen, unsterbliches Weistum sind.

In diesem Odem Gottes verströmt der kosmische Mensch, ist Teil und Hauch von ihm, unangefochten von jenen Dingen, die den Wurzellosen quälen, der ohne Land ist und Heimat und darum ein Staub ist, der verweht —, bleibt der kosmische Mensch ein Schöpfer und Gestalter, dessen Spur nicht in Honen untergeht. Gewiß ist auch sein Weg ein Weg der Mühe, um so mehr in einer Zeit, die aus tiefsten Tälern sich anschiebt, von neuem die steilen Berge zu erklimmen, auf denen das Kräutlein Erkenntnis wächst. Harte Stürme umbrausen ihn; Arbeit ist sein Lebensjahr. Sein Bestes muß er geben; denn einmal kommen auch für ihn die Stillen Wochen:

Doch wie das Wetter sich gestaltet /
Am Jahreschluß die Hände faltet.

Der kosmische Mensch

Wir sind einen weiten Weg gegangen. Zwar haben wir nur ein Sonnenjahr durchschritten, aber dennoch Jahrtausende der Vorfäter erlebt, wie nie vorher ein deutsches Geschlecht die Auferstehung seiner Ahnen erfuhr. Die Wiedergeburt ihrer Seele hat den Weg zu unseren Herzen gefunden. Diese Seele aber ist es, die von nun ab Hort und Heimat sein wird allen jenen, die in deutscher Bauernerde wurzeln.

Ahnenerbe: Hort und Heimat! Was aber habt ihr uns zu sagen?

Es ist die alte, die uralte Frage, die jeder natürliche Mensch an die göttliche Schöpfung richtet. Und uralte, eine unsterbliche Wahrheit, klingt von neuem als Antwort zurück: „Achte der Natur und lausche ihr; denn sie ist die Wahrheit!“

Das ist die ganze Weisheit unserer Vorfäter. Wer ihren Weg beschreitet, schwingt ewig und immer zwischen den beiden Gegensätzen Böse und Gut. Weder aber das Gute an sich noch das Böse an sich sind beständig; sie währen nicht; sie sind keine endgiltige Lösung, sind keine abschließende Antwort im Sinne eines „Ja“ oder eines „Nein“. Das Edelmenschliche, das Erreichbare, das menschlich Bestmögliche liegt dazwischen. Es ist gut und böse, ist aber weder das Gute noch das Böse. Wir alle tun Gutes, wir alle tun Böses. Es kommt darauf an, daß wir zwischen diesen beiden Gegensätzen einen Ausgleich finden. Die innere Stimme als der untrüglichsie, der unbeeinflussbarste Richter warnt und leitet uns. Nurum führt unser Höhenpfad dort, so Stille in uns ist, wo sich tiefste Gemütsruhe einstellt. Erst tiefste Gemütsruhe wirkt schöpferisch, ist jener Urgrund, aus dem die Weisheit aufsteigt. Sie bleibt jenseits von Gut und Böse. Sie ist das Feld des kosmischen Menschen, der Acker, den Faust bestellt.

Nicht der unerlöste, der wunschvolle, der strebende Faust, wie Goethe ihn sah, sondern der ins irdische Himmelreich der Harmonie eingegangene, wie ihn Walther v. Ekendorf uns aus den Runen erschloß, aus den beiden Zeichen, der fa - und der Os -Rune. Die erste, die fa -, die Väterrune, ist das Männliche; die zweite aber, die Os - oder Ust -Rune ist das Weibliche, die Mutterrune. Hier ist wieder der polare Gegensatz: Das Weibliche, empfangend, irdisch, materiell; das Männliche, zeugend, nach den Sternen greifend, geistig. Jedes für sich gebannt in eine Rune; dabei die eine schon in der Form Gegensatz oder Umkehr der anderen, bei dennoch gleichem

Schlagwort-Verzeichnis

- A**abend 162.
 Abendrot 40.
 Abendstern 174.
 Aberglaube 7. 8. 55. 65. 67. 81.
 103. 215. 225.
 Abgötterei 142.
 Abhängigkeit, kosmische des
 Lebens 83.
 Ablehnung des Bauernwissens 11.
 Abschirmgerät 47. 54. 120.
 Abstrakte Zahl 256.
 Abwanderung in die Stadt 21.
 Abwerfen des Gehörns 112.
 Achat 240.
 Achtstundentag 152.
 Ackerbauer 24.
 Agidi 224.
 Ägypten 79. 127. 206.
 Ägypter 189.
 Ähnen, das 196.
 Ähnen, die 11.
 Ähnenfeste 133.
 Ähnenaal, deutscher 74.
 Ähnenwissen 215.
 Alabaster 240.
 Alb 240.
 Alldruck 127.
 Alben 126.
 Albert Bestgen 112. 257.
 Alchemist 116.
 Alkoholische Getränke 236.
 Alles- oder Nichts-Gesetz 31.
 Allerheiligen 247.
 Allerheiligentag 244. 245.
 Alpenländer 266.
 Alphateilchen 31.
 Alt-Ägidi 225.
 Altar 144.
 Altbauer 9.
 Alter der Bauernregeln 10. 35.
 Altweibersommer 161. 226. 229.
- Ambrosiustag 182.
 Ameisen 39. 50. 119. 146. 153.
 157. 203. 204.
 Ameisengift 122.
 Ameisenhaufen 203.
 Ameisensäure 53. 54. 122.
 Amerika 126.
 Amöben 187.
 Amos Comenius 19.
 Amulett 180. 230. 240.
 Amulettstein 242.
 Amundsen 69.
 Andreastag 249.
 Apfel 52. 252.
 Appetit 152.
 Appetit, vermindeter 13.
 Arbeit am Ufreitag 13.
 Arbeitsunlust 13.
 Arbeitszeit 152.
 Arnika 198. 203.
 Arzt 82. 94. 122. 123.
 Arzt, gelehrter 138.
 Aschermittwoch 136.
 Astarte 126.
 Astatekult 173.
 Astrologie 102. 105. 107.
 Atomkräfte 31.
 Aufmerksamkeit 14. 81.
 Aufmerksamkeit, verminderte 13.
 August 91. 97. 98. 102. 103. 123.
 133. 163. 198. 206. 212. 214.
 218. 229. 231.
 Augustmitte 213. 216.
 Augustvollmond 214. 215.
 Auserwählter 202. 237.
 Auslese 257.
 Ausaat 184.
 Ault 58.
 Auswertung aller Naturäuße-
 rungen 41.
 Azalee 242.

Babylonien 127.
Bacco von Derulam 19.
Bahnweg der Grobeisblöcke 96.
Bakterien 137, 187.
Baldrian 213.
Ballonwettfahrt 85.
Bankguthaben 24.
Bankmänner 24.
Barbarotag 253.
Barbarozweiglein 25, 44, 253.
Bärlapp 198.
Bärlappkranz 56, 176.
Bartholomäus 95.
Bartholomäustag 103.
Bauchkranz 261.
Bauer 24, 35, 64, 66, 68, 71, 86, 152.
Bauernblut 11, 125.
Bauernhege 86.
Bauernregeln 9, 36, 71, 94, 99, 103, 145, 224, 244.
Bauernregeln und Wetterwissen-
schaft 10.
Bauernseele 77.
Bauerntum 189.
Bauernvolk 73.
Bauernweisheit, schlesische 217.
Bauernwissen 60, 68.
Bauh Holz 63.
Baum 25.
Baumblüte 185.
Baumhöhlen 223.
Baumkrone 191.
Bau Stein zur Volkskunde 70.
Bazillenangst 124.
Bebenzahl 66.
Beethoven 24.
Begriffsbestimmung des Aber-
glaubens 9.
Beifuß 213.
Bekaffine 40, 146.
Bergkristall 240.
Berichtigung heut falsch liegender
Regeln 104.
Berlin 84.
Besteck 248.
Bett 76, 127.
Beuteltiere 158.
Bevölkerungsdichte 20, 21.
Bevölkerungszunahme 23.
Bibel 70.
Bibernelle, kleine 162.

Biene 40, 42, 53, 92, 113, 119, 149, 155, 161, 206, 222, 224, 231.
Bienengift 54, 122, 223.
Bienenhaus, mehrstöckiges 223.
Bienenstich 122.
Bienenweide 218.
Bienenwohnung 222.
Bienenzäune 222.
Bier 116.
Bilwis 141, 203.
Binse 56, 120, 246.
Biologisch wirksame Kräfte 250.
Biologische Wirkung drahtloser
Wellen 221.
Birke 156, 194, 245, 247.
Birkenreifer 177.
Birkenrute 179.
Bismarck 194.
Blasenleiden 168.
Blei 170.
Bleisalze 170.
Bliß 203.
Blißableiter 75.
Blißfangpunkte 147.
Blißfangstelle 141.
Blißgefahr 75, 147.
Blißschlag 239.
Blißschutz 55, 147.
Blodsberg 186.
Blüher 201.
Blumen 132.
Blut und Boden 167, 171.
Blutfähigkeit im kommenden
Frühjahr 44.
Blutgefäße 137.
Blutkraut 202.
Bocksgespann 146.
Bodensee 84.
Bodenverbesserung 64.
Bohnen 186.
Bolle 122.
Bonifazius 180.
Bornholm 263.
Böses 269.
Brache 22, 187.
Brachet 58.
Brachfeld 20, 188.
Brachland 20.
Brachmond 187, 189.
Brände 84.
Bräuche 35, 71, 103.

Brauchtum 79.
Bremsen 155, 203.
Brennessel 114, 116, 118, 121, 222.
Brennesselmann 118, 119.
Bretter 63.
Briestauben 158.
Briestaubenflug 159.
Brunnen 124.
Brunnengeist 117.
Brusterkrankungen 221.
Brut 114.
Buche 147, 244, 245.
Bucheln 108.
Buchfink 153.
Buchnüsse 219.
Bürgerliches Jahr 15, 60.
Buschwindröschen 161.
Butter 175.
Butterfaß 175.
Busbaum 253.

Cäsar, Gaius Julius 16, 17.
Celle 222.
Chamberlain 74.
China 126, 255.
Chinesen 189, 235.
Chinesische Monade 254.
Chinesische Urweisheit 235.
Christbaum 17.
Christentum 137.
Christenstag 180.
Christmarkt 156.
Christnacht 35.
Christtag 49.
Claudius, Matthias 76, 77, 93.
Cortez des deutschen Schicksals 46.
Crile, Georg 30, 32.

Dachs 218.
Dämon 117, 119, 126.
Dämonen 46, 139, 199, 228.
Darré, R. Walther 43, 125.
Das Blättchen wendet sich 189, 190.
Daseinsform, städtische 73.
Denken 86.
Denken, kosmisches 43.
Denken, naturfernes des
Städtlers 109.
Deutsche Seewarte 85.
Deutscher 230.
Deutschland 84.

Dezember 98.
Dialekt 172.
Diamant 240.
Diät 134.
Dichte des Tierpelzes 220.
Dichtung 76.
Dill 169, 200.
Dinarische Kasse 39.
Dithmarschen 202.
Dohle 157.
Dominikustag 218.
Donar 118, 129, 130, 140, 146, 245, 246.
Donar, Gott der Fruchtbarkeit 129.
Donarbart 147.
Donnerkeil 175, 240.
Donneressel 116, 118.
Donnerstagsmahlzeiten 139.
Dorflinde 172.
Dornsträucher 114.
Dost 213.
Drahtlose Sendewelle 25.
Dreifelderwirtschaft 20, 187.
Drei gestrenge Herren 36.
Drossel 149.
Drudenblüt 175.
Druiden 79.
Duisberg, Prof. 85.
Düngung 64.
Düngung, künstliche 21, 161.
Dürer, Albrecht 243.
Dürre 106.
Dunstkeilring 164.
Durchblutung, behinderte 82.
Durchschnittswerte 109.

Ebbebewegung 76.
Ebel, Dietrich 143.
Ebene der Planetenbahnen 100.
Eberesche 177, 178.
Eberwurz 176, 213.
Edelmetall 48, 243.
Edelsteine 243.
Ehe 68.
Eichäpfel 233.
Eiche 52, 147.
Eichen der Gewichte 221.
Eicheln 108, 219, 226.
Eicheln im September 111.
Eichenhaine als Blißableiter 147.
Eigenbrötlerinn, bäuerlicher 74.
Einfluß des Mondes 64, 66.

Einfluß des Mondes auf das Leben 75.
Einfluß des Mondes auf das Wetter 2.
Einfluß der Mondfinsternisse auf das Befinden 65.
Einflüsse, elektromagnetische der Planeten 165.
Einflüsse des Tagesgestirns 25.
Einflußlosigkeit des Mondes 68.
Einödbauer 194.
Einödhäfe 25.
Einsammeln der Heilkräuter 213.
Einsichten, lebenswichtige 13.
Einstellung, sittliche der Ahnen 135.
Einstellung zum Weltganzen 257.
Eisen 170.
Eisenbeton 124.
Eisenfeilspäne 260.
Eisengerippe der Wohnhäuser 124.
Eisenkraut 79, 213.
Eisenmoleküle 32.
Eisheilige 35, 180, 186, 264.
Eisling 195.
Eismänner 186.
Eis-Milchstraße 96, 101.
Eisnebel 69.
Eischiefergegendrichter 113.
Eischieferrichter 97, 102, 195, 221.
Eiszapfen 231.
Eiszufuß zur Sonne 98.
Eiterung 48.
Elektrische Behandlungsweise 261.
Elektrisches Feld 260.
Elektrizität 46, 87.
Elegen 175.
Elfter 154.
Elybiene 175.
Embolie 82.
England 84, 197.
Ente 153.
Entfernungen innerhalb unserer Sonnenwelt 32.
Entladungen, dunkle 98.
Entstrahlung 120, 246.
Entstrahlungsmittel, natürliches 54.
Entstrahlungsvorrichtungen, natürliche 242.
Entweder-Oder-Denken 73.
Erbhofgesetz 125.

Erbsen, 75, 167, 183.
Erde 12, 32, 33, 65, 67, 81, 96, 101, 262.
Erde und Mond 79.
Erdbeben 66, 67.
Erdbeere 157.
Erde, heimatische 170.
Erdinneres 95.
Erdkrustenbewegung 76.
Erdrauch, feuchtigkeitsmessender 157.
Erdstrahlen 49, 56, 88, 90, 113, 127, 196, 198, 229.
Erdstrahleneinflüsse 47.
Erdstrahlenstärke 49.
Erdstrahlung, gesteigerte 123.
Erfinder 86.
Erfolg 24.
Erika 205, 206, 207.
Erkennen der Zukunft 145.
Erkrankungen 82, 114, 215, 233, 253.
Erkrankungen, albische 241.
Erle 163.
Erleben 225.
Erlebnismöglichkeiten 197.
Ermländer Mädchen 179.
Ermüdungserscheinungen 81.
Ernährung 64, 261.
Ernährungslehre 31.
Ernährungsweise 124.
Ernte 184.
Ernte, reiche 108.
Erntedankfest 265.
Ernting 206, 218, 221.
Erntemonat 206.
Erregbarkeit 133.
Erregbarkeit, gesteigerte 13.
Erreger der Liebessehnsucht 130.
Erregungszustände des Lebens 113.
Errungenschaften, technische 125.
Ertüchtigung des Volksganzen 14.
Esperanto 201.
v. Eshdorf, Walter 269.
Europa 256.
Exaktheit 256.
Fabian 62.
Fadtheorie 66.
Fadwetterkunde 66.
Fähigkeit 13.

Fallbahnen der Eislinge 99.
Fasching 131, 132, 134, 166, 264.
Faschingsmasken 132.
Fasten 82, 134, 137, 138, 139, 140, 166, 261.
Fastenzeit 163.
Fastnacht 136, 172.
Faulbaum 253.
Faust 269.
Faustregel 227, 270.
Faust-Symbol 270.
Februar 63, 94, 97, 108, 114, 123, 131, 133, 138, 163, 198, 264.
Februarmondwechsel 1935 5, 85.
Feder 243.
Fehlerquellen 80.
Fehlprognose 66, 105.
Feierabend 133.
Feiertag 80, 81, 133, 214, 261.
Feineis 96, 219.
Feineisanblaufung 103.
Feineisanwirkung 98.
Feineishörnchen 98.
Feldarbeiter 127.
Feld-Mann-Streu 213.
Feldmäuse 231.
Feldrain 144.
Feldthymian 122, 126, 127.
Fell des Hasen 220.
Fell der Tiere 191.
Fenne 108.
Fenuskult 173.
Feste 261.
Festtage 12.
Fibel der Bauernregeln 60.
Fichte 253.
Fieber 115.
Fingerhut 88.
Fingerhutgewächse 118.
Fink 37, 149, 153.
Firneis 100, 208.
Fische 148.
Fischreiter 154.
Fischzeitalter 164.
Fiheln 253.
Fixsterne 71.
Flachs 180, 182.
Flachsraatg 180.
Flagge Koreas 255.
Fleckenminimum 67.
Fledermaus 159, 160.
Fleisch 232.

Flettner-Effekt 211, 212.
Fliederblütenteer 193.
Fliegen 155, 233.
Fliege an der Wand 38, 151.
Floh 127, 179.
Flöhe 119, 122, 155.
Flohkraut 127.
Flugzeug 74.
Flugzeugunglück 84.
Flursteine 41, 156.
Forelle 249.
Forschung, naturferne 43.
Forstfachsleute 75.
Forsthäuser 25.
Fortpflanzung 253.
Fortschritt 20.
Francis-Bacon 65.
Franken 175.
Frauendreißiger 79, 89, 90, 91, 103, 212, 213, 214, 216.
Frauenkrankheiten 126.
Frauenkräuter 127.
Frauenmantel 157.
Freiherr v. Gagern 198.
Freitag 80, 82, 86.
Freitag als Glückstag 85.
Freitag als Unglücksbringer 13, 81.
Freitagsaberglaube 13, 87.
Freitagsfasten 139.
Freitagregel 10, 11, 12.
Fremdling 170.
Freybe, Prof. 66.
Frigg-Frija 85, 87, 118, 126, 127.
Friggtag 86.
Frischdüngung 20.
Frosch 157.
Froschkonzert 154.
Frostkünder 162.
Frostnacht 36.
Frosttod 110.
Fruchtbarkeit 130, 174.
Frühjahr 107.
Frühling 26, 232.
Frühlingsblumen 140, 221, 261.
Frühlingsblumen als Heilmittel 139.
Frühlings Erwachen 26, 131.
Frühlingserkrankungen 138.
Frühlingsfest 231.
Frühlingsgleiche 181.
Frühlingskuren 139, 140.

Frühlingssternbild 165.
Frühregen 162.
Fußkrämpfe 248.

Gacheil 199.
Galgenberg 91.
Galgenhügel 91.
Galläpfel 233.
Gallwespe 233.
Gang des Alls 34.
Gang der kosmisch-elektrischen
Anwirkung 264.
Gänse 114. 121. 126. 149. 153.
154. 246.
Gänse als Gewitterkundler 246.
Gänsebraten 247.
Gänsedistel 161.
Gänserich 199.
Gartenliebhaber 45.
Gartenschnecke 40.
Gärtner 63.
Gas 124.
Gas- und Wasserohr 25.
Gasrohr 161.
Gebären 126. 128.
Gebote Gottes 144.
Geburt 127. 239.
Geburt einer Sonnenwelt 30.
Geburtenzahl und Sonnen-
anwirkung 129.
Geburtsort 166.
Gedankenübertragung 158.
Gefahrsmöglichkeiten 82.
Gefahrstage 84.
Gefahrstage, mondbedingte 82.
Gefängnis 39.
Gefängnisrevolte 85.
Geflügelzüchter 121.
Gefühl 43.
Gegentrichter 97. 98.
Geheimwissen 227. 237.
Geister 46. 199. 228.
Geister, böse 57.
Geister, unterirdische 119.
Gelehrsamkeit 72.
Gemütsruhe 269.
Genußsucht 138.
Georgi 180.
Gequake 153.
Gericht 200.
Germanien 60.
Germanin 217.

Germanische Götter 126. 129.
Germanische Urkultur 11.
Gefang 76. 265.
Geschichte des Weltkrieges 72.
Geschichte der politischen
Ereignisse 72.
Geschichts- und Kulturforscher 24.
Geschicklichkeit 14. 81.
Geschmeide 244.
Gesellschaftslyrik 77. 93.
Gesetz 35. 68. 75. 256.
Gesinnung unserer Rassen 144.
Gespenster 196. 197.
Gespensterglaube 199.
Geste 172.
Gesteinsaberglaube 238. 241.
Gestrenge Herren 180. 186.
Gesundheit 16. 236.
Gesundheitsgefahren, kos-
mische 82.
Gesundheitsminderungen 54.
Getreide 188. 249.
Getreideernte 194.
Gewächse, strahlenliebende 88.
Gewitter 67. 103. 120. 127. 148.
157. 208. 210. 217. 230. 231.
Gewitter und Hagelschläge 102.
Gewittererscheinungen 145.
Gewitterhäufigkeit 195.
Gewitterkräfte 129.
Gewitterregeln 145.
Gewittersturm 146.
Gewittervorzeichen 39. 147.
Gewitterzauber 58.
Gewürze, pflanzliche 168.
Gicht 137. 168.
Giftgewächse 88.
Giftkräuter 79.
Giftlosigkeit 216.
Giftpilze 156.
Giftschlangen 119. 130. 160.
Gilbhart 58. 232.
Goethe 24. 45. 74. 165. 270.
Gold 48.
Goldener Schnitt 256.
Goldperlen 221.
Gotik 255.
Gott 257.
Gottesgnadenkraut 202.
Götter 118.
Götter, urgermanische 228.
Göttergestalten 228.

Göttin 87.
Grasfrosch 155.
Grasset, Dr. 65.
Graugans 246.
Gregorianische Kalenderreform
60. 61.
Grensing 199.
Grobeis 217.
Grobeisblöcke 96. 101. 102. 103.
Grobeisfluß zur Sonne 180.
Grobeisströmung 100.
Großer kosmischer Wille 29.
Größenverhältnisse der
Planeten 33.
Großplaneten 101.
Großwetterlage 49. 67. 86.
Großwetterlage des Jahres 94.
Grün, Anastasius 74.
Gründonnerstag 140.
Gründonnerstagspeise 261.
Grünstein 239.
Grünsuppe 139.
Gruseln 90. 91.
Gundermann (Gundelrebe) 266.
Gutes 269.
Gutwetterkunde 162.

Haargefäße 137.
Hagebutten 248.
Hagel 208. 209. 212.
Hagelbahn 211.
Hagelhäcker 212.
Hagelschlag 210.
Hahn 154. 155.
Hahnenfuß, vierblättriger 157.
Haide 91. 206. 218. 230.
Haidebauer 167.
Haideblüte 205.
Haideboden 167.
Haidesamen 206.
Halmfrüchte 113.
Halsweh 141.
Haltbarkeit der Hölzer 62.
Hand 243.
Händler 21. 24.
Harmonie 125.
Harmonie, kosmische 74.
Harmoniebegriff 256.
Harmonische Anpassung 16.
Harmonische Ergänzung 257.
Hartheu 202.
Hartung 58. 59. 62. 63. 107. 232.

Hahn 149. 220. 231. 234.
Hasel 127. 130. 160. 178. 198. 253.
Hasel als Blitzschutz 127.
Hasel als Schlangengeind 130.
Haselkästchen 127. 140.
Haselmäuse 247.
Haselnüsse 205.
Häufung von Verkehrsunfällen 14.
Haufwolken 218. 231.
Hausarzt 138.
Hausbau 63.
Hausgans 246.
Hausgefinde 44.
Hauslaub 147.
Haustiere 119.
Hautauschläge 140.
Hebamme 240.
Hecht 231.
Heerführer 24.
Heide, siehe Haide.
Heiden, die 47.
Heilandes Brauchtum 266.
Heilgut der Dorfahnen 17.
Heilkräfte 196.
Heilkräuter 88. 89. 215. 261.
Heilkunde, bäuerliche 126.
Heilkünstler 123. 138.
Heilmittel 54. 253. 266.
Heil- und Schutzmittel 76.
Heilpflanzen 54. 91. 119. 125.
Heil- und Zauberpflanzen 88.
Heilpflanzen sammeltätigkeit 89.
Heilstoffe 88. 90. 120.
Heilwissen 267.
Heilige-Geist-Taube 56.
Heiliger Abend 49.
Heilige Nacht 26. 36. 55. 250.
Heimat 14. 15. 26.
Heimatsdorf 15.
Heimatkunde 19. 172. 226.
Heimspitze 87.
Heiße Punkte im Protoplasma 32.
Heiße Punkte von der Temperatur
der Sonnenoberfläche 30.
Heiterkeit 236.
Heliotrop 240.
Hellschauen 196.
Herbst 218. 225.
Herbstnebel 247.
Herrgottswundkraut 202.
Heu 199.
Heuernte 203.

Feuert 199.
Feumond 199. 204.
Feze 198. 199. 229.
Fesenkraut 202.
Himmel, trüber vor Mitternacht
des hl. Abend 50.
Himmelskunde 71.
Himmelreich 237.
Himmelschäferlein 156.
Himmelsziege 40. 146.
Hippokrates 200.
Hirsch 224.
Hirschberg 118.
Hirschbrunst 225.
Hirschheu 202.
Hitlererhebung 27. 28.
Hochspannungsleitung 161.
Hochwasser 84. 85.
Hochwinterszeit 63.
Hochzeitsgeschenke 56. 57.
Hochzivilisation 88.
Hollekucheln 193.
Holunder 193. 194.
Holunderbeeren 193.
Holunderblüten 193.
Holz 63.
Holznutzung 245.
Holzzaun 163.
Honigausschütze 113.
Hörbiger, Hans 68. 79. 96. 104.
105. 119. 186. 208. 260. 265.
Horizont 164.
Horn dämon 203.
Hornisse 231.
Hornung 58. 94. 112. 117. 135.
Hüftwulste der oargauischen
Frauentrachten 266.
von Hünefeld 85.
Hühner 126. 154. 157. 170.
Hühnerballe 122. 127.
Hühnerstall 127.
Hund 91. 155.
Hundstern 217.
Hundstage 97. 204. 206. 264.
Hungerblümchen 156.
Hungersnot 16. 23.
Husten 221.
Huter, Nikolaus 141.
Hyaden 29.

I fa-Orakel 256.
Imker 113.

Imme 218. 222. 224.
Indier 265.
Indien 126. 147.
Insekten 157.
Insektenfresser 62.
Intellekt 74.
Intellektueller 48.
Iris 79.
Istar 126.
Istarkult 173.
Istartempel auf dem Libanon 174.

Jagdfieber 202.
Jäger, Dr. 202.
Jäger, Hermann 68.
Jageteufel 202.
Jahr 15. 80.
Jahr, Sinn des J. 15.
Jahr des Jupiter 107.
Jahr als Heilmittel 16.
Jahr, bürgerliches 15.
Jahr, richtiges 15.
Jahr, unrichtiges 15.
Jahre, die sieben fetten und die
sieben mageren 105.
Jahresbahn der Erde 96
Jahresbeginn 253.
Jahresnacht vor der Winter-
sonnenwende 50.
Jahresringe 220. 245.
Jakobi 180. 205.
Januar 62. 98. 107. 108. 111.
112. 203.
Japaner 255. 265.
Jaudizer 266.
Jochblatt-Amizie 149.
Jod 171.
Jodler 266.
Johanni 191.
Johanniskraut 202. 203. 213.
Johannisnacht 188. 189. 195.
Johannistag 189. 193.
Johannistag als Pflanzenammel-
zeit 194.
Johanniswürmchen 157.
Jugendbildung 226.
Juli 97. 112. 199. 203. 264.
Julianischer Kalender 60.
Julmond 59.
Jungbauer 9.
Jungfrau 101. 106. 107. 182.
Jungwurzeln 191.

Juni 187. 189.
Junkers, Prof. 84. 85.
Jupiter 33. 66. 71. 102. 106. 219.
220.

Kabel 25.
Kabel, elektrische 124.
Kälber 178.
Kalender 35.
Kalenderänderungen 104.
Kalenderreform 81. 192. 225. 252.
Kalkmangel 167.
Kälterückfall im Mai 35.
Kälterückfälle 149.
Kältewelle 94.
Kamillenbüschel 176.
Kamin 148.
Kampf um den Himalaja 85.
Kampf um die höchsten Gipfel der
Erde 72.
Kanaan 175.
Kanalisation 124. 161.
Kant 24. 74.
Kapelle 263.
Kapuzinerkresse 157.
Karfreitagsregeln 181.
Karfunkel 240.
Karl der Franke 46.
Kartoffel 18. 70. 71. 231.
Kartoffelgerichte 19.
Kartoffelmiete 45.
Kasteiungen 139.
Katharinentag 248.
Katz 148. 155. 178. 241.
Kähenfell 241. 243.
Kaufmann 86.
Kerzen 52.
Keuperbucht 39.
Kiebitz 204. 221.
Kinder 152.
Kinder Gottes 230.
Kinderfingeln 253.
Kindersegnen 85.
Kindertag 253.
Kindertanz am Nikolaustag 254.
Kirche 263.
Kirchweihfeste 265.
Kirchblüte 182.
Klapperstein 240.
Klassenarbeiten 83.
Klatzbasen 36. 38.
Klee 19. 156.

Kleidung 266.
Kleinbewesen 121.
Kleinwelt des Aders 21.
Kleinwelt des Wassers 26.
Kleinwesen im Aderboden 22. 187.
Kloster 263.
Klostergärten 88.
Kneipp 195.
Knecht Ruprecht 252. 253.
Knollen 68.
Kobert, Prof. 89.
Kochtopf 124.
Kohl 167.
Köhl, Hauptmann 85.
Königsberg 84.
Königskerze 221.
Körperarbeit 137.
Kommunistenputsch in Mühl-
heim 27.
Konfession 258.
Konseruatio 21.
Konzil zu Leptinae 126.
Kopf, benommener 13.
Kopfwunden 245.
Korea 255.
Koreaner 227.
Koreanische Flagge 255.
Koreanische Weltanschauung 255.
Korn 173.
Korndämon 141.
Kornelkirische 253.
Korund 240.
Kosmische Bedingtheit alles
Lebens 228.
Kosmisches Denken 43.
Kosmische drahtlose Wellen 220.
Kosmischer Mensch 267. 270.
Kosmischer Rhythmus 34.
Kosmische Weisheit 19.
Kosmischer Wille 29.
Kraft, liebeerweckende 87.
Kräfte, elektromagnetische 56.
Kräfte, rutenbewegende 54.
Kranich 231.
Kranke 123.
Krankenhäuser 138.
Krankheit 82. 138. 213. 257. 261.
Krankheiten, albische 242.
Krankheitsdämon 139.
Krankheitsgefahr 133.
Kräuterweihe 213.
Krebs 70. 184. 186.

Kreuzerhöhungstag 224.
 Kreuzschnabel 26.
 Kreuzungsstellen zweier Kreis-
 streifen 223.
 Kreuzweg 90.
 Krieger 86. 202.
 Kriegskunst 74.
 Kriminelle Verstöße 265.
 Kirche 82.
 Küchenkräuter 168. 171.
 Kuchudr 154.
 Küche 40. 146. 152.
 Küken 114.
 Kult 245. 254.
 Kult, katholischer 46.
 Kultbrauch 127.
 Kultorte 196.
 Kultplätze, altgermanische 91.
 Kultspeise 245.
 Kultur 23. 74. 86. 125. 189. 228.
 230. 236. 254. 258.
 Kulturdokumente 61.
 Kulturgemeinschaft 8.
 Kulturgeschichte 45. 166. 243.
 Kulturlosigkeit 16.
 Kultursteppe 90.
 Kulturministerium 83.
 Kummel 169.
 Kunst 75.
 Kunstdünger 63.
 Künstler 86.
 Künstliche Düngung 21.
 Kurpfuscher 89.
 Kurve der kosmischen und bio-
 logisch wirksamen Einflüsse 265.

Labkraut 126. 213.
 Labkraut, echtes 156.
 Ladung der Erde 12.
 Lampenfieber 239.
 Landfremdheit städtischer Gelehr-
 samkeit 71.
 Landfron 21.
 Landregen 157. 160.
 Landschaft 266.
 Landschaft, geschlossene 171.
 Landwirtschaft 16. 21.
 Länder, magische 22.
 Langstreckenflug 85.
 Larve 233.
 Laub 234. 247.
 Laubfrosch 36. 153.

Laubfrosch als Wetterprophet 38.
 Laune 235.
 Laurentiusstag 218.
 Läufe 119. 122.
 Läufeckamm 175.
 Lawine 84.
 Lawinenunglücke 85.
 Leben 46.
 Leben des Alls 43.
 Leben, heimatgebundenes 87.
 Leben, sittliches 145.
 Lebensbedingungen unserer
 Rassen 11.
 Lebenserfahrung 24.
 Lebensform, religiöse 172.
 Lebensform der übermäßigen
 Spannungen 258.
 Lebensregeln 234.
 Lebensrhythmus 34.
 Lebensrute 177. 179. 186. 253. 261.
 Lebensstoff 31.
 Lebensweise, winterliche 137.
 Lebenswende 17.
 Leipziger Abendpost 69.
 Leistungsfähigkeit 191. 235. 236.
 Leistungsfähigkeitschädigungen 120.
 Lenz 78.
 Lenz 58.
 Lenzing 173.
 Lenzmonat 163. 164.
 Lerche 149. 157.
 Licht, junges 80.
 Lichtkabel, elektrisches 161.
 Lichtmeß 112. 113.
 Liebe 86. 87.
 Liebes- und Tanzfest der Rassen
 264.
 Liebesfrühling 26.
 Liebesleben 251.
 Liebessehnsucht 79. 86. 129. 131.
 140. 165. 174. 250.
 Liebeszauber 202.
 Liebfrauenbettstroh 213.
 Liefwehblom 202.
 Linde 32. 156. 203. 245.
 Lindenblüte 155.
 Löns, Hermann 58. 59.
 Lostagsregeln 12. 94. 96. 104.
 Lösung, kolloidale 176.
 Löß 170.
 Lößmensch 170.
 Löwe 102. 106. 107. 206.

Löwenhaupt als Wasserspeier 207.
 Ludendorff 74.
 Luft 99.
 Lufthülle 208.
 Luftjean 98.
 Luftstrom 212.
 Lüneburger Heide 143.
 Lupinenarten 149.
 Luther 141.

Macht 17. 228.
 Macht hunger 16.
 Machtsstreben 24. 46. 237.
 Maden 233.
 Magenschmerzen 239.
 Magix 76. e
 Magische Länder 22.
 Magnet 260.
 Magneteisenstein 108.
 Magnetismus 46. 108.
 Magnetisches Feld 260.
 Maibaum 172.
 Maitag 185.
 Mangan 170.
 Man-Rune 52. 132.
 Maria 126. 174.
 Maria Himmelfahrt 213.
 Marienbettstroh 126.
 Marktbrunnen 172.
 Mars 33. 72. 262.
 Martel 172.
 Martin 246.
 Martini 245.
 Martinsgans 245.
 Martinstag 247.
 März 107. 114. 136. 163.
 Märzschnee 136.
 Marzell, Dr. Heinrich 114.
 Maschine 25.
 Maschine, elektrische 124.
 Massenhundgebungen 27.
 Massenmord in Verden 47.
 Materialismus 15.
 Materialistische Weltanschauung
 258.
 Mathematik 72. 236.
 Mathematisches Gesetz 29.
 Matthäus 135.
 Mattigkeit 250.
 Mäuse 153.
 Medern der Himmelsziege 146.

Mecklenburg 44. 177.
 Medizin 54.
 Mediziner 138.
 Meer 171.
 Meinungen, naturwahre 93.
 Meisen 62.
 Mensch, bäuerlicher 18.
 Mensch, magischer 18. 20. 43. 74.
 131. 200.
 Mensch, naturverwachsener 92.
 Mensch, technischer 18. 20. 43. 72.
 74. 75. 131.
 Merkur 32. 33. 116.
 Messer 175.
 Metall 124.
 Metallköpfe 248.
 Meteorologie 10.
 Metten 228.
 Mettenommer 227. 228.
 Michaelis 206.
 Mieten der Bäume 44. 48.
 Milch 167. 175. 176.
 Milchbauer 24.
 Milchstraße 162.
 Milchvieh 140.
 Milchzauber 266.
 Militärflugzeuge 84.
 Militärmarsch 172.
 Mineralgehalt des Bodens 168.
 Minze 213.
 Mischwald 223.
 Missionare 88.
 Mißerfolg 82.
 Mistel 51. 52. 54. 55. 56. 57. 58.
 113. 175. 198. 253.
 Mistkäfer 41. 42. 161.
 Mittagswind 162.
 Mittel geg. Krämpfe u. Fallsucht 54
 Mittelamerika 256.
 Mitteljahr 233.
 Moerike 74.
 Moltke 74.
 Monade 254. 256. 258. 259. 260.
 Monat 12. 58. 84.
 Monat der Gewittergefahr 55.
 Monate, mondgebundene 82.
 Mond, 63. 65. 66. 67. 68. 69. 70.
 71. 72. 76. 77. 80. 81. 82. 89.
 92. 98. 99. 144. 182.
 Mond, blasser 156.
 Mond, roter 156.
 Mond, verfinsteter 64.

Mond, zunehmender 75.
 Mondabergglaube 207.
 Mond als Planet 79.
 Mond und Gewitter 217.
 Mond, Einfluß auf das Wetter 12.
 Mondeinflüsse 63.
 Mondfinsternis 15.
 Mondhof 42. 156.
 Mondregel 215.
 Mondtage 81. 132.
 Mondumlauf 81.
 Mondweistümer 68.
 Mondwechsel 12. 13. 81. 123. 139.
 Mondzeiten 88.
 Moor 170.
 Moorbodenbewohner 171.
 Moräne 170.
 Morde 84. 85.
 Morgen 162.
 Morgenrot 156.
 Morgenstern 174.
 Morgentau 162.
 Morgenwind 162.
 Morgen- und Abendwall 121.
 Mose 47.
 Motor 74.
 Mozart 74.
 Mücken 155. 157.
 Mädchen 103.
 Münchener Bergwachtleute 84.
 Mundform 172.
 Musik 172.
 Musiker 24.
 Muskel 33.
 Muskelzuckungen, unbewußte 151.
 Mutternacht 26. 52. 252.
 Mutterrune 269.
 Mybrach, Dr. Otto 66.
 Mysterienkennner 58.
 Mystik 139. 166.
 Mystiker 74.
 Mythen der Völker 227.
 Mythologie 227.

Nachblutung im Wochenbett 54.
 Nachkommenschaft 86. 87. 251.
 Nachlassen der Grobeismenge 98.
 Nacht 162.
 Nachfröste 108. 110. 187.
 Nachtoile 156.
 Nachwinter 94. 98. 108. 136. 221.
 Nachtschnecken 42. 153.

Nadelhölzer 52.
 Nahrungsfladen 134.
 Nation, deutsche 74.
 Natur 8. 61. 269.
 Natur kennt keine Gesetze 36.
 Naturentfremdung 20.
 Naturfremdheit 16.
 Naturfremdheit der Stadt-
 bewohner 38.
 Naturforschung 9.
 Naturgesetze 8.
 Naturkult 79.
 Naturpropheten 28.
 Naturprophetin 35. 68. 92.
 Naturreligion 145.
 Naturwissenschaft 265.
 Nebel 50. 105. 162. 234.
 Nebelkammer 50.
 Nebelung 59. 62. 244. 245.
 Nephrit 239. 240. 241.
 Neptun 32. 33.
 Nerven 82.
 Nervenregung 123.
 Nervosität 138.
 Nessel 114. 122. 139. 246. 253.
 Nesselgift 122.
 Nessel, heilbringende 118.
 Nesselstengel 121.
 Nestbeigaben 121. 126.
 Neststroh 121. 127.
 Neugeborene 50.
 Neujahrstag 59.
 Neumond 12. 62. 63. 65. 67. 70.
 72. 79. 80. 84. 86. 98. 156. 181.
 214. 234. 245.
 Neumond als Schlechtwetter-
 macher 68.
 Neumondnacht 91.
 Neumondzeit 66. 69. 82. 194.
 Neuseeland 126.
 Neue Sterne 30.
 Niedergeschlagenheit 250.
 Niederkunft 126.
 Niederschlesien 56.
 Nierenstein 239.
 Nießsche 86. 132. 251.
 Niger 256.
 Nikolaustag 252.
 Nil 207.
 Nobile 69.
 Nordafrika 147.
 Nordamerikanische Staaten 197.

Norddeutschland 197.
 Nordlicht 234.
 Norge 69.
 Normaljahr 104.
 Norne 227. 228.
 November 62. 97. 98. 246.
 Novemberstürme 234.
 November-Dezember-Eislinge 98.
 Nüchternheit des bäuerlichen
 Wesens 93.
 Nüsse 205. 252.
 Nyloskirkche auf Bornholm 263.
 264.

Oberland 252.
 Obstbäume 44. 63. 245.
 Obstbäume, die nicht gedeihen 45.
 Ochsen 40. 146.
 Oktober 97. 98. 224. 230. 231.
 245. 264.
 Oktobergemitter 232.
 Omelette 43.
 Onyx 240.
 Operation ohne Messer 137. 138.
 Organisation 20. 74.
 Orte, bestrahlte 46.
 Ortstafeln 143.
 Ost-Westflug 85.
 Ostwind 234. 235.
 Ostara 118. 126. 173.
 Ostern 173. 181.
 Osterei 174.
 Osterfest 172.
 Osterhase 173.
 Ostermond 58. 173. 184.
 Osterrute 179.
 Osterzeit 55.
 Ostindien 122.
 Oxyrinchos 237.
 Ozeanüberquerung im Flugzeug 72.

Palästina 174.
 pa-kua 255. 256. 258. 259.
 Palolowurm 26.
 Palmen der Felder 142. 182.
 Palmbuschen 55.
 Palm- und Weihbuschen 261.
 Palmkästchen 141.
 Palmsonntag 141.
 Palmweihe 141.

Palmzweige 198.
 Pappel 52. 245.
 Periode, fünftägige 84.
 Peru 127.
 Petri Stuhlfeier 135.
 Pfahlbauten 193.
 Pfau 37. 155.
 Pflanzen-, Gesteins- und Tier-
 glaube 71.
 Pflanzen, regenkündende 156.
 Pflanzenbergglaube 127.
 Pflanzengift 120. 216.
 Pflanzenspeise 22.
 Pflanzzeit 68.
 Pflicht 17.
 Pflicht, sittliche des Forschers 72.
 Philosophen 24.
 Philosophie 43. 258.
 Physik 50.
 Physiker 142.
 Pilze 156.
 Pimpernuß 253.
 Planeteneinwirkung 262.
 Plasmafönnen 34.
 Platsregen 157.
 Pläthe, heilbringende 263.
 Plinius 239.
 Pol 69.
 Polare Gegenätze 257.
 Polarforschung 72.
 Poiflug 69.
 Polynesier 227.
 Prägung während eines Weltzeit-
 alters 165.
 Preußentum 73. 74.
 Preussische Eigenart 73.
 Priestergelehrter 195. 237.
 Prophetin der Rauhnächte 28.
 Prophetische Schau 29.
 Protoplasma 31.
 Prüfung der Bauernregeln 60.
 Prüfungen 83.
 Psychologische Windrose 234.
 Pueblo-Indianer 256.
 Pulsate 173.
 Pulsschlag der Bäume 244.

Qualitative Zahl 257.
 Quäcksborn 177.
 Quacksilber 116. 177.
 Quendel 114. 122. 123. 124. 126.
 213. 222.

Radioaktivität 46.
 Radiogene 32.
 Radiogene als Kraftverteiler 55.
 Radiowellen 158.
 Rainfarn 213.
 Rainkohl 156.
 Rasse 266.
 Rassistische Eigenart 266.
 Rauch 156. 162.
 Räucherern 58.
 Räucherkräuter 57.
 Räucherträchte 58.
 Räucherungen 142.
 Räucherungen zu Beginn des natürlichen Jahres 58.
 Rauhnächte 27. 29. 34. 44. 57. 58. 92. 253.
 Rauhreif 44. 58.
 Raufsch- und Genußmittel 124.
 Reben 75. 247.
 Rebenschnitt 136.
 Redner 239.
 Regel 29. 68. 75.
 Regeln 8. 35.
 Regeln, kurzfristige 92.
 Regen 12. 62. 66. 67. 208.
 Regenbogen 156.
 Regenschweif 155.
 Regenvorzeichen 152.
 Regenwetter 12.
 Regenwurm 42. 155.
 Regenzeit 95.
 Reibungselektrizität 208.
 Reichsbauernführer 43.
 Reichswehrpatrouille 84.
 Reis, magischer 45.
 Reise 14.
 Reise am Urfreitag 13.
 Reisen 133.
 Reizstreifen 50. 54. 119. 122. 123. 127. 134. 143. 144. 148. 176. 178. 179. 194. 197. 215. 222. 223. 229. 248. 260. 262.
 Religiosität 123.
 Religion 145. 258.
 Religiöses Wissen 267.
 Rembrandt 74.
 Rentenmark 28.
 Revolte 84.
 Rheuma 53. 122. 168.
 Rheumakranke 241.
 Rheumatiker 37.

Rhythmus des Kosmos 34.
 Richtiges Jahr 15.
 Rinder 178.
 Ring 243.
 Ring des Sonnenlaufes 15.
 Ringelblumen 156. 161.
 Roggen 167. 206. 233.
 Rohrkolben 213.
 Römermuseum 56.
 Rosengalle 248.
 Rosmarie 253.
 Roskäfer 40. 155.
 Rotkehlchen 161.
 Rotorschiff 211. 212.
 Rotschwänzchen 154.
 Rüben 68.
 Rubin 240.
 Rückkehr des Kronprinzen 28.
 Ruhrbefehung 27. 28.
 Runkelrübe 41. 146.
 Runkelrübenfeld 40.
 Rute als Züchtigungsmittel 177.
 Rute des Nikolaus 253.
 Rutenausschlag 46. 91.
 Rutenfähigkeit 57.
 Ruthersford 31.

Saftstieg 62. 63. 245.

Salat 75.
 Salz 151.
 Same 228.
 Sammeln heimischer Heilkräuter 89.
 Sammelzeiten für Heilpflanzen 89.
 Sand 170.
 Sandmensch 170.
 Sankt Annatag 203.
 Sankt Lorenz 208.
 Sankt Veit 192.
 Sankt Wallentin 114.
 Saphir 240.
 Saturn 33. 102. 220.
 Sauerstoff 95.
 Sauregurkenzeit 66.
 Säugling 76.
 Sauerklee, echter 156.
 Sauerwerden 120.
 Schädigende Strahlungen um die Weihnachtszeit 55.
 Schafe 61. 146. 152.
 Schafgarbe 199. 200. 203. 213. 222.

Schafherden 40. 113.
 Schäfer 62. 152. 205.
 Schauwecker, Franz 74.
 Scheidel, Dr. J. 141.
 Scheiding 58. 221. 224.
 Schemm, Hans 88.
 Schiffe in Seenot 85.
 Schiffsuntergänge 84.
 Schmeißerfahrt 84.
 Schlaf, 242.
 Schlaf, ruhiger 239.
 Schlafkurz 248.
 Schlaflosigkeit 206.
 Schläfer 148.
 Schlacht 72.
 Schlacht bei Honnef 28.
 Schlagen 259.
 Schlammbeißer 148.
 Schlange 160. 178.
 Schlängengift 122.
 Schlechtwetter 13.
 Schlechtwetter zur Neumondzeit 68.
 Schlechtwettergefahr 12.
 Schlechtwetterkündler aus dem Tierreich 155.
 Schlehdorn 177. 178. 180.
 Schlehdornblüte 174.
 Schleppe der Schicksalsgöttin 228.
 Schlesien 169.
 Schlüssel zum gesamten Aberglauben 45.
 Schlüssel zum Geheimreich der Urweisunde 103.
 Schlüssel zum Verständnis echten Bauerntums 145.
 Schmach-Oster-Brauch 179.
 Schmerzen 13.
 Schmutz 56. 57. 242.
 Schmuck- und Edelsteine 243.
 Schneewortersage 218.
 Schnepfe 155.
 Schnuckenherde 205.
 Schönwetterkunde 161.
 Schopenhauer 202.
 Schornstein 156.
 Schottland 197.
 Schrott 46. 199.
 Schrottstein 240. 241. 242.
 Schrift 225.
 Schuh 7.
 Schulgläubus 95.
 Schuljahr 192.

Schuljahr 192.
 Schulte, J. 142. 165. 169.
 Schutz gegen Blitzgefahr 127.
 Schutzmittel gegen den schädigenden Einfluß der Erdstrahlen 88.
 Schutz- und Heilmittel 55.
 Schutzstoff 54. 120. 142.
 Schwaben 175.
 Schwalbe 39. 40. 155. 157. 178.
 Schwärmen der Bienen 222.
 Schwarzdorn 174. 175. 180.
 Schwarzschild 30.
 Schwarzwinter 180.
 Schweden 84.
 Schwein 40. 153.
 Schweinemast 108.
 Schwerkraft 46.
 Sebastian 62.
 Seeigel 240.
 Seele, deutsche 172.
 Seele des Volkes 70.
 Seelenhaltung 197. 226. 229.
 Seelenhaltung des Bauern 166.
 Seidelbast 140.
 Selbstbeherrschung 14. 72. 113. 133. 265.
 Selbsterhaltungstrieb 37.
 Semiten 174.
 Sendestation 158.
 Separatistenkampf 28.
 September 212. 216. 226. 227. 229. 231.
 Septembervollmond 214.
 Septemberwetter 103.
 Sibirischer Winter 28/29 230.
 Siebenbrüderstag 103. 205.
 Siebenschläfertag 94. 95. 103. 205.
 Silbermünze 48. 55.
 Sinn des Jahres 15.
 Sippe 87.
 Sippengemeinschaft 87.
 Sirach 70.
 Sirius-Begleiter 72.
 Sixtinische Madonna 201.
 Skandinavien 227.
 Sodbrennen 140.
 Soldaten 24.
 Sommer 232.
 Sommerfeste 265.
 Sommermetten 227.
 Sommerregen 95.

Sommerjonnenwende 79. 81. 89. 189. 193.
 Sonne 12. 32. 33. 65. 69. 89. 92. 96. 98. 101. 102. 157. 262.
 Sonne im Lebensstoff 32.
 Sonnenaufgang 79. 90. 119.
 Sonneneinflüsse 18. 67.
 Sonnenelektrizität 13. 67. 88.
 Sonnenelektrizität, regenauflösende 67.
 Sonnenflecken 96. 102. 123. 129. 198. 219.
 Sonnenfleckenperioden 67. 68.
 Sonnenfleckenrhythmus 67.
 Sonnenfleckenrichter 96.
 Sonnenhochstand 16.
 Sonnenkräfte 31.
 Sonnenlauf, Ring des S. 15.
 Sonnennähe 98.
 Sonnen-Rückenwind 69.
 Sonnenuntergang 79. 119.
 Sonnenwelt 100.
 Sonnenwende 16.
 Sonntag 12. 80.
 Sonnwendfeuer 189. 195.
 Sophie, kalte 186.
 Spanne, warme im Januar 94.
 Sportakistenkampf 28.
 Specht 37. 155. 161.
 Sperling 155.
 Spielzeug 55. 56.
 Spinat 167.
 Spinne 40. 42. 150. 151. 154. 218. 233.
 Sportunglücke 14. 84.
 Sprache 172. 201.
 Spuk 196. 197.
 Stahl, Ernst 127.
 Stadtmensch 26.
 Städter 86.
 Stall 57.
 Stallvieh 49.
 Stand der Planeten zur Frühlingszeit 165.
 Star 155.
 Stärke der Erdstrahlung 91.
 Statistiker 10.
 Staubkamm 175.
 Staubregen 162.
 Stechpalme 253.
 Steiermark 212. 213.
 Steigerung der Leitfähigkeit 119.

Stein 243.
 Steine im Flur 40.
 Steinbock 184. 186.
 Steinsetzungen 195.
 Stemplinger, Eduard 123.
 Stern 163.
 Stern der Liebesgöttin 127.
 Sternbefruchtung 30.
 Sternbild des Krebses 71.
 Sternbild des Löwen 207.
 Sternbilder des Tierkreises 101.
 Sternbilder, nasse 101. 107.
 Sternbilder, trockene 102. 106.
 Sternschnuppen 208.
 Sternschnuppenhäufigkeit 212.
 Sternwarte 42. 195.
 Stickstoff 20.
 Stiefel 7.
 Stille Woche 26.
 Stille Wochen 49. 249. 250. 251.
 Stillung von Blutungen der Frauen 54.
 Stinknebel 156.
 Storch 75. 147. 153. 179.
 Strahlenfreunde 53.
 Strahlengefahren 55.
 Strahlenmeßgeräte 117.
 Strahlenschutz 54.
 Strahlenschutzmittel 53.
 Strahlungen, elektromagnetische 49.
 Strahlungen, kosmische 65.
 Strahlungsdruck 96.
 Strahlungssteuzungen 122.
 Strahlungslinien 117.
 Strahlungsstärke 223.
 Strahlungsdruckstoff der Nesseln 122.
 Straßenkämpfe 84.
 Sträucher 25. 245.
 Streicheln 253.
 Streik 85.
 Strenge des Winters 109. 204.
 Stresemann 28.
 Stroh 48.
 Strohdach 145.
 Strohsack 48. 126.
 Strohschnecke 44. 55.
 Strube 57.
 Stubenfliege 146.
 Stürme 84. 85.
 Südafrika 84.
 Süddeutschland 22. 169.

Suggestion 240.
 Sumpfdotterblume 157.
 Sünde 138.
 Svante Arrhenius 65.
 Swastika 258.
 Sylvesternacht 34.
 Symbole 116.
 Symbole der Harmonie 258.
 Sympathiegläubigkeit 78.

Tacitus 217.

Tag- und Nachtgleiche 15. 181. 221.
 Tage, kritische 66.
 Talisman 239. 242.
 Tanne 52. 55.
 Tannenbaum 51. 55.
 Tanz 119. 134. 245. 260. 265. 266.
 Tanz als Heilmittel 261.
 Tanzepidemien 265.
 Tanzlieder 266.
 Tanzmasken 132.
 Tanzplätze 263.
 Taube 40. 56. 155.
 Taufe der Sternbilder 184.
 Tausendguldenkraut 213.
 Technik 74. 75. 124.
 Technik, landwirtschaftliche 74.
 Techniker 23. 86.
 Teelöffel, silberner 48.
 Teichente 161.
 Telke, Dr. 32.
 Teller, abgegebene 151.
 Tempeltanz 261.
 Termine für Eheschließungen 86.
 Tertiärzeit 35.
 Teufel 126. 127. 199.
 Theorien, wissenschaftliche 43.
 Thoma, Hans 74.
 Tiefstand des Lebensgefühls 250.
 Tiefstand des Tagesgestirns 16.
 Tiere als Wetterkundler 150.
 Tierkreis 111. 183. 259.
 Tierkreiszeichen 68. 165.
 Tierkreiszeichen der Fische 163.
 Tongefäße 248.
 Tod 138.
 Todesfälle 14. 84.
 Topos 240.
 Tote 196.
 Totengebein 91.
 Totenschädel 91.
 Totes 256.

Tracht 172. 265. 266.
 Träne der Isis 79.
 Traubenkirsche 75.
 Trichterverzerrungen 102.
 Trichterwände 98.
 Triebleben 133.
 Trinkwasser 171.
 Tropische Gletscher 32.
 Truten 46. 199. 240.
 Tüchtigkeit 16.
 Tun 18.
 Türkis 240.

Überfälle 21.

Überweltwesen 21.
 Umhoffer Mond 42.
 Umwelt 38.
 Unbeständigkeit des Wetters um die Vollmondzeit 72.
 Uneheliche Kinder 130.
 Unfall 215.
 Ungeschicklichkeit 13.
 Ungeziefer 121. 127. 153. 154. 179.
 Ungiftigkeit 216.
 Unglück 82.
 Unglückstag 81. 84.
 Unkraut 20. 188.
 Unrichtiges Jahr 15.
 Unruhe 56. 57. 58. 113. 176. 198. 261.
 Unruhe, mondbedingte 76.
 Unserer Frauen Bettstroh 126.
 Unternehmen 21.
 Unwetter 211.
 Unwetterbahnen 209.
 Unwetterverlauf, mehrbahniger 210.
 Unzulänglichkeit der Urweistümer 60.
 Ur 267.
 Uranus 33. 220.
 Ur-Astrologie 164. 220. 237.
 Ur-Bauer 9. 29. 74. 75.
 Ur-Donnerstag 139.
 Ur-Faust 270.
 Ur-Feiertage 133.
 Ur-Freitag 12. 13. 14. 81. 83. 86. 139.
 Ur-Gegensatz 260.
 Ur-Kultur, germanische 11.
 Ur-Lenz 165.
 Ur-Lenzing 164.

Ur-Monat 12. 140.
Ur-Regel 16.
Ur-Religion 52.
Ur-Sonntag 13. 81. 82. 133. 139.
Ur-Wald 144.
Ur-Wälder 91.
Ur-Weistum 46.
Ur-Wissen des Volkes 35. 68.
Ur-Woche 12.

Valencia 158.
Daterrune 269.
Deilchen 140.
Deilchenwurz 140.
Deit 190.
Venus 32. 33. 79. 81. 82. 84. 92.
126. 262.
Venuskult 173.
Verbrechen 84. 133. 215.
Verdienst 20.
Verführung 228.
Vergehen gegen die Gesetze 115.
Vergehen gegen die Reichsgesetze
113.
Vergehen, kriminalistische 82.
Verhexungen 46.
Verkehrsmöglichkeiten 60.
Verkehrsunfälle 82.
Verkehrsunfällehäufigkeit 14.
Verkehrsunfällezahlen 85.
Verkünder schönen Wetters 157.
Verkünder strengen Wetters 231.
Verlässlichkeit der Bauernregeln 42.
Vermächtnis der Ahnen 57.
Verpflanzung der bäuerlichen
Schicht 60.
Verstand 81.
Verstorbener 196.
Verurteilung der Gruppdirektoren
27.
Verwendbarkeit des Urwissens 60.
Verwendung der Metalle 125.
Vibrationsmassage 253.
Vieh 35. 49.
Viehbauer 24.
Viehhaltung 20.
Vogel 62. 218.
Vogelbauer der gelehrten Theo-
rien 71.
Vogelbeere 177. 253.
Vogelflug 158.

Vogelmiere 162.
Volksganze, Ertüchtigung des D.
11. 14.
Volkshelkunde 35. 48. 53. 54. 79.
122. 127. 168.
Volkskunde 7. 61. 71.
Volkskundeforschung 70.
Volkslied 76. 77. 266.
Volkseele 24. 43.
Volksstanz 87.
Volksüberzeugungen 65.
Volkswisheit 15.
Volkswisstum 10. 267.
Volkswissen und Welteislehre 69.
Vollmond 12. 13. 62. 63. 79. 80.
85. 162. 181. 184. 214. 245.
Vollmondzeit 91.
Vorausfrage des Wetters 92.
Voraussetzungen, natürliche der
Fastagsregeln 104.
Vorbeugungsmittel 139.
Vorgefühl 62.
Vorräte 55.
Vorwinter 98. 246. 249.
Vorzeichen des Winters 226.
Vorzeichen eines harten Winters
219.

Wacholder 253.
Wacholderholz 175.
Wachtel 153.
Wage 182.
Wagner 74.
Wahnglaube 8.
Wahrheiten, ewige 166.
Waidmann 81.
Wald 40.
Waldameise 230.
Waldfrüchte 111.
Waldmast 111.
Waldmeister 126.
Waldwirtschaft 224.
Wandelsterne 100. 101.
Wanzen 119.
Wärmegewitter 160.
Wasser 76. 169.
Wasser, bakterienhaltiges 48.
Wasser, weiches 168.
Wasser zu Trink- und Kochzwecken
124.
Wasserdampf, hochgepannter 96.
Wasserleitungen 124.
Wassermann 66. 70. 71. 164.
Wassermann-Zeitalter 101.
Wassermassen der Ozeane 95.
Wasserrohre 161.
Wasserspeier 206.
Wasserstoff 95.
Wassersucht 168.
Wasserzufluß, kosmischer 95.
Wechsel 12.
Wechselfelder, elektrische 45.
Wechselfieber 119.
Wege, alte 90.
Wegschnecke, schwarze 157.
Weide 75. 247. 253.
Weide als Baum der Selbst-
mörder 143.
Weidemonat 185.
Weidenrute 175.
Weidewieh 152.
Weihbusch 79. 203. 213. 266.
Weihmond 59.
Weihstätten 144.
Weihnacht 52. 205.
Weihnachtsabend 44.
Weihnachtsbaum 51, 55.
Weihnachtsfeiertag 35.
Weihnachtsmann 252.
Weihnachtstag 25.
Weingegenden, schlesische 136.
Weinmond 58.
Weinpfähle 63.
Weinraute 213.
Weise 24.
Weise Frauen 217.
Weiser 86.
Weisheit 17. 21. 24. 43. 73. 236.
238.
Weisheit des Atoms 34.
Weistum 225. 254.
Weistum des Volkes 87. 189.
Weißliche Phazie 149.
Weißtanne 155. 245.
Weizen 184. 233.
Wellenlänge des ultravioletten
Lichtes 31.
Welt, Gang der 17.
Weltall als Protoplasma-
körnchen 34.
Weltall als eine Zelle Gottes 34.
Welteiskörper 208.
Welteislehre 68. 69. 96. 104. 208.
260.

Welteislehre als Weltanschauung
unserer Ahnen 104.
Weltraumtemperatur 32.
Weltseele 145. 239.
Weltzeitalter 164.
Wermut 213.
Wermutbüschel 176.
Wesen und Inhalt der Bräuche 18.
Wesensart, urbäuerliche 73.
Westfalen 197.
Wetter 67. 68. 69.
Wetter, katastrophales 160. 217.
Wetterbeeinflussende Kräfte 250.
Wetterablauf, periodischer 96.
Wetterberichte, amtliche 232.
Wetterdienstleiter 66. 105.
Wetterdistel, gezeichnete 157.
Wetterfunk 9. 230.
Wetterkatastrophen 14. 206.
Wetterkarte 9. 230.
Wetterkunde 94.
Wetterkunde im Blumentopf 161.
Wetterperioden 95.
Wetterperioden und deren Ver-
schiebungen 105.
Wetterpropheten 111.
Wetterrhythmen 96.
Wetter Sinn 37.
Wetterstürze 99.
Wettertheorie 105.
Wettervorausfrage auf lange
Sicht 10.
Wettervorausfrage des Flug-
dienstes 105.
Wetterumschlag 81.
Wetterumschlag, freitäglicher 84.
Wetterumschlag zum Schlechten
155.
Wettervogel 37.
Wettervorzüglichkeit 13. 37. 81. 86.
99. 129. 214. 228.
Wettervorzeichen 41.
Wetterwechsel 13.
Wetterwissenschaft und Bauern-
regeln 10.
Wiedergeburt des Lebendigen 26.
Wiederhauer 62.
Wiesenpflanzen 199.
Wildgans 246.
Wildpflanzen 20.
Wildrosen 248.
Wildrosengalle 248.

Wildwechsel 90. 144.
 Wilhelm II. 255. 258.
 Willi Hellpach 65.
 Wind 66. 80. 134. 156. 162.
 Windbäume 99.
 Wind- und Regenkünder 99.
 Winter 1928/29 13. 218. 219. 232. 245.
 Winter, gelinder 221. 247.
 Winter, harter 234. 244.
 Winter, kalter 247.
 Winter, langer 231.
 Winter, milder 233. 244. 245.
 Winter, schneereicher 226. 234.
 Winter, strenger 245.
 Winterpropheten 111.
 Winterschlaf 26.
 Wintersonnenwende 16. 25. 26. 49. 55. 132. 165. 252.
 Wintervorzeichen 222.
 Winzer 68.
 Wirbelstürme 103.
 Wirkungen, heilsame gegen Strahlenschädigungen 54.
 Wirtschaft 228.
 Wirtschaftsplan 111.
 Wissen ersten Ranges 267.
 Wissen, mechanisches 73.
 Wissen zweiten Ranges 265.
 Wissenschaft 8. 43. 66. 72. 88. 236. 238.
 Wissenschaft des Volkes 73.
 Wissenschaft, mathematische 92.
 Wissenschaftler 24.
 Wissenschaftliche Theorien 43.
 Witterungsvorausage, langfristige 96.
 Woche 12. 80.
 Wochen, stille 165.
 Wohlgemuth 213.
 Wohlverleih 203.
 Wohn- und Wirtschaftsräume 120.
 Wolkenbruch 209. 210.
 Wolkenwandern 11.

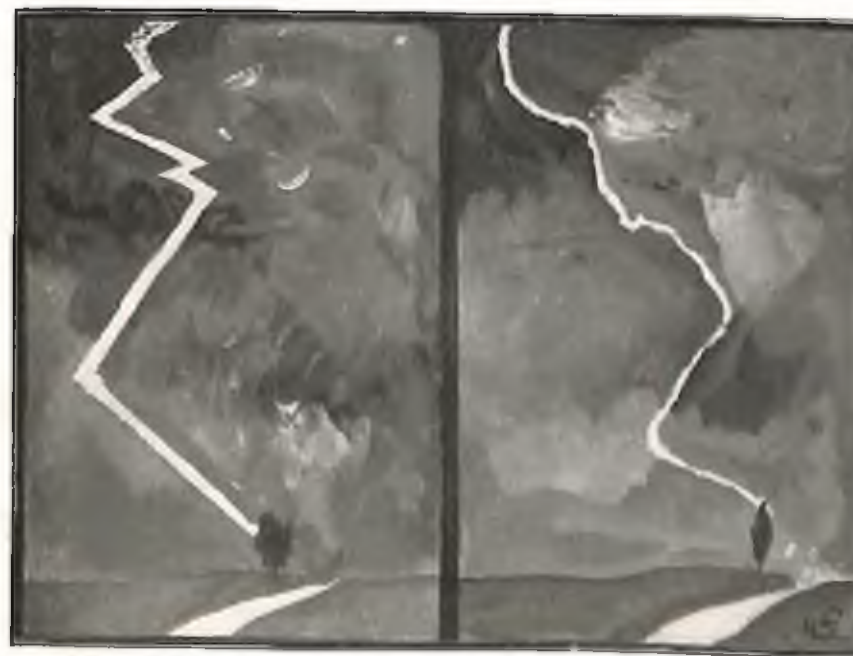
Wonnemond 58. 185.
 Worte, geflügelte 71. 103. 151.
 Wucherungen 53.
 Wucherungen, krebsartige 54.
 Wünschelrute 45. 88. 117. 176. 222.
 Würmer 187.
 Wurmfraß 63.
 Wurzbürde 213.

Voruben 255.

Zahlforscher 11.
 Zahnbeschaffenheit der Haidier 167.
 Zauber 46.
 Zauber am Butterfaß 176.
 Zauber, böser 115. 126.
 Zauberkruren 139.
 Zauberpflanzen 127.
 Zaunkönig 26.
 Zeit, mondlose 79.
 Zeiten des Einsammelns von Heilpflanzen 120.
 Zeiten, feuchte 66.
 Zeitung 14.
 Zentralheizung 25. 124.
 Zimmerlinde 242.
 Zimmerpflanzen 241.
 Zinsen 15.
 Zircuswolken 99.
 Zitterpappel 156.
 Zivilisation 12. 23. 74. 152. 228. 236.
 Züchtigungsmittel 253.
 Zugschiffenflug 85.
 Zugvögel 91.
 Zusammenhang zwischen Freitag- und Sonntagwetter 11.
 Zweites Gesicht 198.
 Zwiebeln 68.
 Zwillinge 186.
 Zwölfte, der 28, 34.
 Zwölf Nächte 27. 29.



Mondhof als Vorverkünder windigen oder leuchtsen und windigen Wetters; im Winter Schnee. Das schreitende Paar versinnbildlicht gleichzeitig die Erregung der Liebessehnsucht.



Salfche Darstellung eines Blitzweges.

Richtige Darstellung eines Blitzweges.



Wasdbaum durch sehr schwere Strahlung von starken Wucherungen heimgeleckt (nach J. Schulte). Durch Mistelbefall, durch in der Nähe des Stammes befindliche Ameisenhaufen oder durch Ansiedlung wilder Bienen in den Höhlungen, kann der Baum vor frühzeitigem Absterben geschützt werden.

Durch Erdstrahlen geschädigter krebshiger Obstbaum (nach v. Pohl).



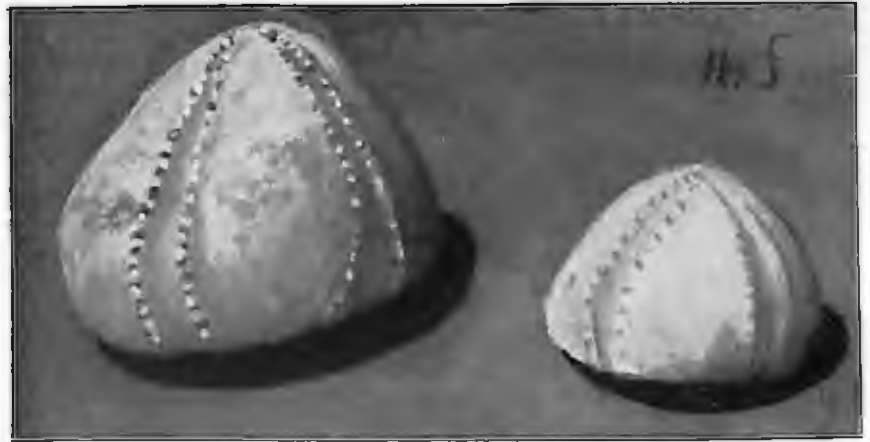
Vegetation, an jenen Stellen nicht geworden, die von Erdstrahlen beeinflusst werden. Nachpflanzungen sind zwecklos, solange die Strahlungen nicht beseitigt werden.



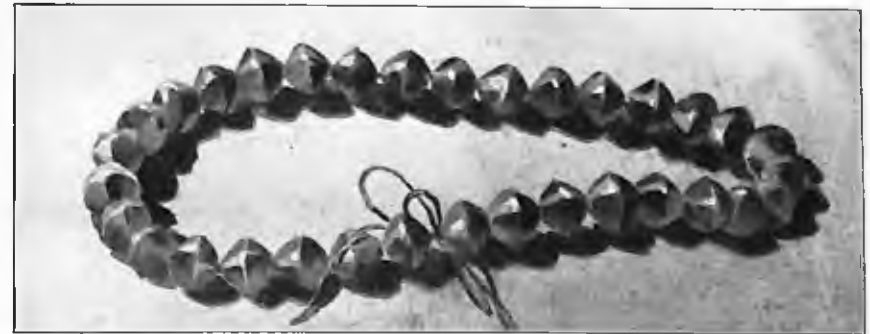
Zwei zu gleicher Zeit, im gleichen Garten und unter den gleichen Bedingungen gepflanzte Obstbäume, von denen der unbestrahlte links in der Veredelung ausgezeichnet antrieb und kerngesund ist, der rechte dagegen, als bestrahlt stehend, nicht antrieb und kränkelt (nach Dr. P. Meyer, Berlin).



Zwei zu gleicher Zeit gepflanzte Buchen (Frühjahr 1930), Pflanzungsbedingungen und Bodengüte beiderseits gleich. Buche rechts auf Strahlungslinie stehend nicht angegangen (nach Kumpfe).



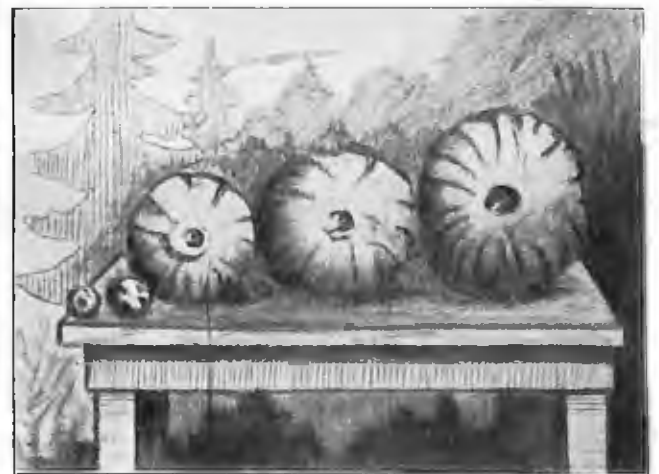
Verfeinerte See-igel aus der Lüneburger Haide. Diese Verfeinerungen haben die Fähigkeit, Erdstrahlungen zu mildern oder abzurosseln.



Kette aus Carneospurken als Schutzmittel gegen Fieber aus Bayern. Auch hier handelt es sich um ein Strahlenschutzmittel.



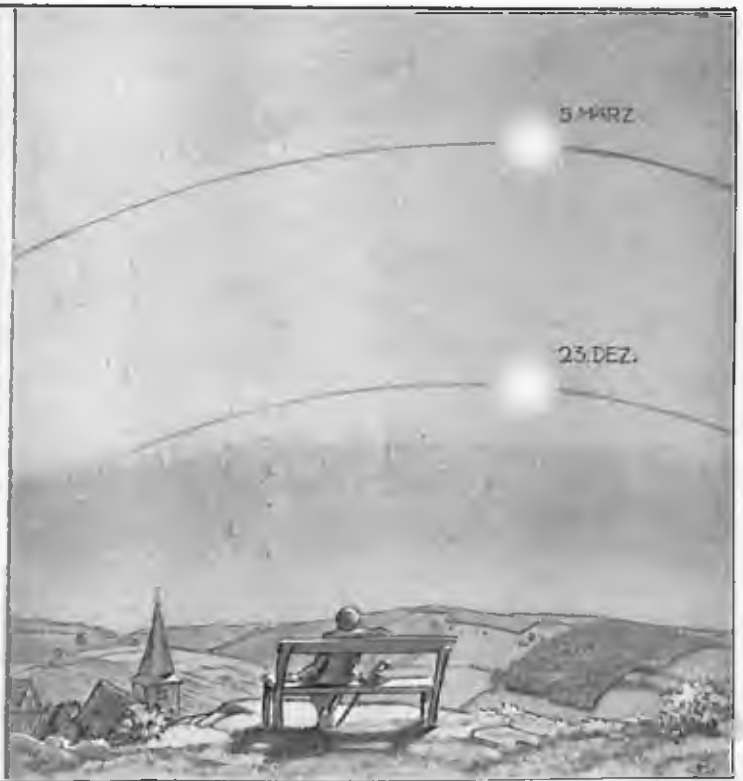
Schreckstein aus Serpentin. Dieser Stein als Amulett getragen hat ebenfalls die Fähigkeit, beim Beeigneten Erkrankungen vorzubeugen.



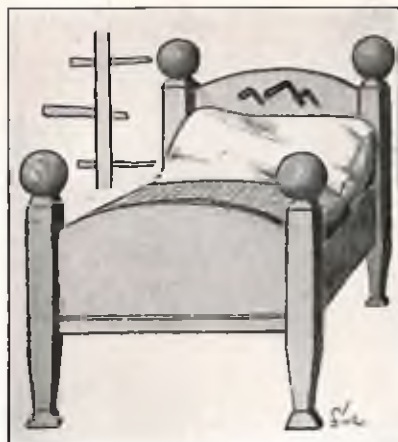
Kürbisse, die bei gleicher Düngung und Pflege auf benachbarten Beeten gezogen wurden. Die linken winzigen Früchte auf doppelt bestrahltem Beet (Kreuzung zweier Reizstreifen), der linke größere auf einfach bestrahltem, die beiden rechts auf künstlich durch Garnkrautunterlage entstrahltem Beet (Stizze des Verfassers nach Dr. med. Simenits).



Hinter abendlichen dunklen Haufenwolken-Bänken erhebt sich eine gewaltige Federvolle (Cirrus).
Beides sind Vorverkünder kommenden Schlechtwetters.



Wirkung des Dunkelreines auf Sichtbarkeit und Einfluß der Westirne. Links bei Nacht, wobei hier der Orion zur Hälfte vom Dunkelreine verdeckt ist. Der helle Rigel ist nur noch schwach sichtbar. Rechts Dunkelreine am Tageshimmel einschließlich der Sonnenbahnen am 23. Dezember und 5. März. Die Höhe des Dunkelreines ist hier zu etwa 15 Grad angenommen. Sie wechselt aber in ihrer Höhe beträchtlich.



Bettstelle aus dem nordöstlichen Alpengebiet mit drei Haselnußschalen, die in die Kopfswand gesteckt sind und die Fähigkeit besitzen, Erdstrahlenwirkungen zu beheben.



Kreuz aus Zweigen der Erleiche als Amulett gegen Strahleneinflüsse; ebenso wirksam wie ein Amulett aus den Zweigen des Schlehdorns.



Rake aus dem sowieso schon entstrahlenden Nephrit geschnitten. Deswegen wertvoll, weil die Rake selbst ebenfalls entstrahlt (Neuseeland).



Trudenmesser aus Bayern, das an den Fußpfosten, ans Bett oder an das Butterfaß gesteckt, die schädigenden Einwirkungen der Erdstrahlen aufhebt.



Donnersteine, ein uraltes Mittel gegen Blitzeinschlag; ebenfalls wirksam gegen Reiztiefen.



Kirchliche Amulette. Ihre Wirksamkeit liegt vorwiegend im Glauben beschlossen. Von links nach rechts: Wolfgangshaderl, Walpurgisbüchse, Choleraharz, Benediktuskreuz, Reidseigengegengabe, Reidseige, Sebastiansamulett.



Wirksame urale Amulette. Von links nach rechts: Stenatoralle, Mardertnosen, Blustein, Sahn- amulett, Schredstein, Kaurimschule.



Schraftstein aus dem Allgäu; ein vortreffliches Schutzmittel gegen trantmachende Einflüsse; ist aber, wie jedes andere Amulett, nicht für jedermann geeignet.



Querschnitt durch Baumstamm mit Jahresringen im Rhythmus der rund elsjährigen Jupiterperiode.



1. Weide (*Salix caprea*). — 2. Wacholder (*Juniperus communis*). — 3. Sadebaum (*Juniperus jabina*). — 4. Ahlhirche (*Prunus padus*). — 5. Edeltanne (*Abies alba*). — 6. Haselnuß (*Corylus avellana*). — 7. Immergrün (*Diuca minor*). — 8. Efeu (*Hedera helix*). — 9. Stiel-Eiche (*Quercus robur*). — 10. Bärlapp (*Lycopodium annotinum*). — 11. Eibe (*Taxus baccata*). — 12. Stech-
palm (*Ilex aquifolium*).



1. Liebskraut (Stachys recta) — 2. Dost (Origanum vulgare) — 3. Tausendguldenkraut (Centaurea jacea) — 4. Baldrian (Valeriana officinalis) —
 5. Sohanniskraut (Hypericum perforatum) — 6. Königskeule (Verbascum thapsus) — 7. Eisenkraut (Verbena officinalis) — 8. Thymian (Thymus serpyllifolius) — 9. Rohrkolben (Typha latifolia) — 10. Mannstreu (Erngium campestre).

Drittes Buch des Urstoffes

im Verlag Dr. Hermann Eichenhagen / Breslau

Der Weg ins Unbetretene

40⁰ Seiten mit 12 Kunstbrudertafeln u. 51 Bildern im Text. Reinen RM. 10 50

Verblüffend in seinen Entdeckungen hat Hanns Fischer hier die Grundlagen des deutschen Wissens um die Einheit des Alls gestaltet.

Der Herrgottswinkel

192 Seiten mit 9 Kunstbrudertafeln u. 27 Bildern im Text. Reinen RM. 3 95

Dieses Werk, das gewissermaßen als Einführung in das Buch „Aberglaube oder Volkswisheit“ angesprochen werden darf, ist dennoch in sich abgeschlossen und zeigt an einem Musterbeispiel die wunderbaren Möglichkeiten, die sich aus den Forschungen von Hanns Fischer ergeben. Nicht vom Herrgottswinkel in seiner heutigen Bedeutung handelt dieses Buch, nicht vom katholischen Bekenntnis, sondern von seit über tausend Jahren in Aberglaube oder Kult unerkannt schlummernden Naturweistümern unserer Ahnen.

Das kosmische Schicksal der Germanen

Etwas 150 Seiten mit 10 Kunstbrudertafeln und zahlreichen Abbildungen.

Nicht allein von Blut und Boden, sondern auch von den kosmischen Einwirkungen geprägt und nur durch diese Dreieit in seiner Eigenart wirklich verständlich, wird in diesem Werk von der Sintflut bis zur Gegenwart der Seelenweg der Germanen dargelegt.

Das Antlitz der Stunde

Ein erlebtes Brevier. Etwas 200 Seiten.

Ein erlebtes Brevier, das den Alltäglichen ganz unerwartete Seiten abgewinnt, durch Eigenart und Fülle seines Stoffes, aber auch durch den hohen sittlichen Ernst zum Freund des verantwortungsbewußten Menschen wird.

Writen Writen Das Writen

im Haus Choiky-Verlag / München-Grünwald

Das Vermächtnis

jenfalls der chinesischen Mauer. 286 Seiten mit vier Radierungen von Hans Thoma. Leinen RM. 5,80

in K. Voigtländers Verlag / Leipzig

Weltwenden

Die großen Stufen in Sage und Wirklichkeit. 5. Auflage. 264 Seiten mit 12 Tafeln und 65 Abbildungen im Text. Leinen RM. 5,40

Rätel der Tiefe

Die Entschleierung der Kohle, des Erdöls und des Salzes. 2. Auflage. 162 Seiten mit 23 Abbildungen. Leinen RM. 4,50

Rhythmus des kosmischen Lebens

Das Buch vom Pulsschlag der Welt. (Vergriffen.)

Das Buch eines Lebens

Mit 4 Tafeln, Abbildungen und Handschriftenproben. Halbl. 4,50 RM. Halbleder handsigniert RM. 20,00

in C. Hubers Verlag / Dießen vor München

Die Wüchelrute

Traffat über das magische Reis. 110 Seiten mit 65 Bildern. Kart. RM. 2,60

im Jungborn-Verlag / Harzburg

In mondloier Zeit

Auf den Spuren vormondlicher Kulturen. 2. Auflage, 296 Seiten mit 42 teils mehrfarbigen Abbildungen auf Kunstdrucktafeln und zahlreichen Bildern im Text. Leinen RM. 9,00

Auf der Fährte des Schicksals

Gedanken um Erde, Welt, Mensch und Leben in ihrer kosmischen Verbundenheit. 216 Seiten mit 57 Abbildungen. Dieglames Leinen RM. 4,45

im H. Paetel Verlag / Berlin-Neufinkenkrug

Wunder des Welteiles

Eine gemeinverständliche Einführung in die Weltislehre. 2. Auflage. 124 Seiten mit 39 Bildern. Leinen RM. 4,95

im Drei Birken Verlag / Celle

Unter Dorf

Kleine Reise durch Mäden. 106 Seiten, mit 8 Kunstdrucktafeln, 7 Abbildungen im Text, 2 Karten und 8 in der Handschrift wiedergegebenen Beiträgen von Ewald Banje, Eugen Diesel, Hans Sterneder, Dietrich Spedmann, Friedrich Castelle, Max Walier u. a. Halbleinen RM. 2,00